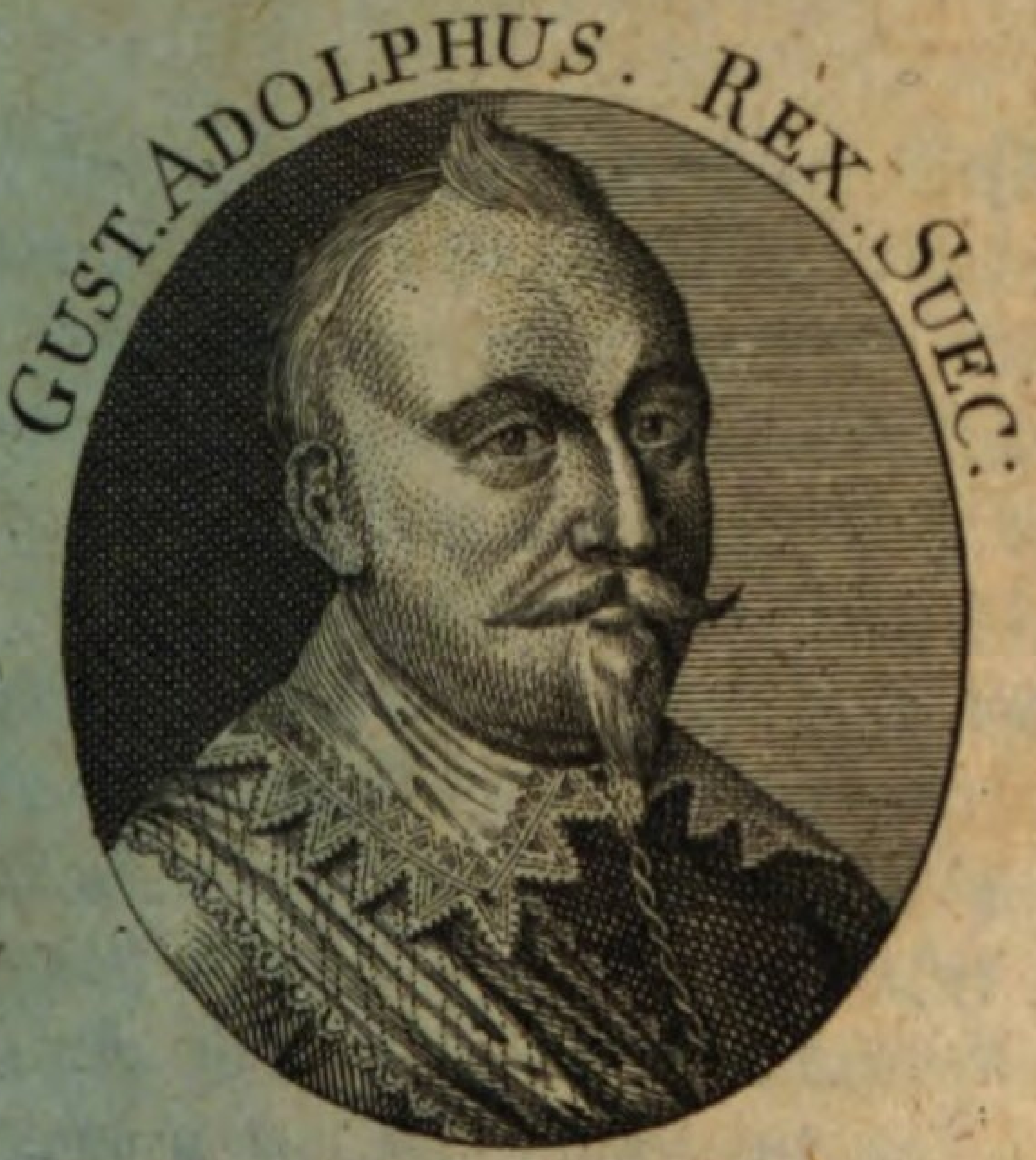
Geschichte der Deutschen für die Jugend.



Siebentes Bändchen.

Nürnberg,
im Verlag bei Johann Gottfried Stiebner.
1786.

Geschichte
des dreißigiährigen Kriegs.

I.

Einleitung.

Eine kurzgefaßte und populäre Geschichte des langwierigen und blutigen Kriegs, der im vorigen Jahrhunderte unser deutsches Vaterland in die traurigste Lage versezte, kan überhaupt keinem deutschen Bürger, der nicht vorsäzlich in der Geschichte seines Vaterlandes unwissend bleiben will, uninteressant scheinen; und wird auch vielleicht bei gegenwärtiger bedenklichen Krisis in Europa für manchen Liebhaber der historischen Lektur unterhaltend und lehrreich seyn. Um dieses desto eher zu bewerkstelligen, ist, so viel die engen Gränzen dieses Werkchens erlauben wollten, nicht nur auf die Veranlassungen, welche dieses verderbliche Kriegsfeuer anfachten, die gehörige Rükſicht genommen, und die in dieser Geschichte auftretenden merkwürdigen Personen nach ihrem von glaubwürdigen Schriftstellern entworfenen Charakter dargestellet worden; sondern man hat sich auch angelegen seyn lassen, die vorzüglichsten Geschichtschreiber dieses Kriegs anzuführen, und einige Winke zu geben, wie weit ihren Erzählungen zu trauen, und wie viel Werth und Glauben

denselben beizulegen, und zuzustellen sei. Gleichzeitige Geschichtschreiber sind zwar unstreitig die besten Gewährsmänner; allein die gleichzeitige Geschichte ist bei alle dem nie parteiischer, als zu Kriegszeiten, und die Sleidane und Thuane sind seltene Vögel unter der zahlreichen Schaar ihrer Herren Kollegen. Man erlaubt unter solchen Umständen seiner Feder ungleich mehr Freiheit, als man zu Friedenszeiten zu thun sich getrauen würde; aber eben diese Freiheit verderbt den Handel. Parteigeist, Haß gegen die andre Partei, politische Ränke, geheime Absichten, Schmeichelei, und übertriebne, auch wol besoldete Gefälligkeit gegen den Theil, dem man anhängt, und, welches das Aergste unter allen ist, (und bei den meisten Geschichtschreibern des dreissigiährigen Kriegs gar sehr hervorsticht,) Bigotterie und Religionshaß, sezen die meisten Federn in Bewegung. Lauter Leidenschaften und Verhältnisse, über welche sich ein pragmatischer Geschichtschreiber freilich schlechterdings hinweg sezen sollte. Indessen findet man doch sehr oft das Gegentheil, und der Freund der reinen Warheit, der ächte Geschichtforscher, sieht sich dadurch in die Nothwendigkeit versezt, solche Erzählungen scharf zu prüfen, und den leichtgläubigern Liebhaber der Geschichte für zweifelhaften und ungegründeten Sagen zu warnen.

So findet man bei dem einen Theile der Geschichtschreiber des dreissigiährigen Kriegs die Behauptungen: „es sei dieser Krieg nichts weniger gewesen als ein Religionskrieg; die Protestanten hätten durch ihre Vereinigung, (welcher sehr weitläuftige

tige und gefährliche Absichten beigemessen werden) das Feuer selbst rege gemacht; der Kaiser habe sich genöthigt gesehen, seine rebellischen Unterthanen in seinen Erblanden, aus deren Besiz ihn der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, das Oberhaupt der protestantischen Union, mit Gewalt, und auf die widerrechtlichste Weise vertreiben wollen, zu züchtigen, und zum Gehorsam zu bringen; der König in Schweden sei nicht der bedrängten Religion wegen, sondern theils aus Rachgierde gegen den Kaiser, der sich, als er in Polen Krieg führte, nicht so gegen ihn verhalten hätte, wie er es gewünscht und verlangt, theils aus anderweitigen geheimen Staatsabsichten mit seinem Heere nach Deutschland herüber gekommen; übrigens habe Ferdinand der II. nie die Absicht gehegt, sich zum Souverain in Deutschland zu machen; und endlich hätten die schwedischen Geschichtschreiber das Betragen der kaiserlichen Heerführer, und Soldaten in den eroberten Städten und Ländern mit den schwärzesten und verhaßtesten Farben gemalt ab, und die von den Schweden und ihren Alliirten verübten Excesse und Grausamkeiten verschwiegen oder entschuldigt."

Auf der andern Seite beeifert man sich zu behaupten, die Unterdrückung der Protestanten sei die einzige Ursache des Kriegs gewesen; die Wahl des Kurfürsten Friedrichs zum König von Böhmen habe auf die rechtsgegründetste Weise vor sich gehen können; der König Gustav Adolf habe sich verpflichtet erachtet, seinen bedrängten Religionsverwandten

zu Hülfe zu kommen, und den Anschlägen des Kaisers, der sich zum unumschränkten Herrn vom deutschen Reich zu machen gesucht habe, sich zu widersetzen.

Wenn man diese beiderseitigen Behauptungen prüft, so findet man, daß die Sache von beiden Theilen übertrieben wurde. Wenn man auch nicht aktenmäßig erweisen kan, daß Ferdinand der II. sich zum Souverain im deutschen Reich habe machen wollen; wenn er auch den Krieg blos in der Absicht anfieng, sich in dem Besitze seiner Erblande zu schützen, so zeigt doch sein Karakter, wie ihn sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain *) selbst geschildert hat, und sein Betragen gegen seine protestantischen Unterthanen, daß die Ausrottung des Protestantismus und die allgemeine Wiedereinführung der alten Religion sein erster und eifrigster Wunsch war. Und sein übermüthiges Betragen, das er gegen die Reichsstände annahm, da das Glük seine Waffen begünstigte, beweiset ziemlich klar, daß es ihm, bei fortdauerndem Siege, nicht am Willen gefehlt haben würde, sich der unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu bemächtigen, wenn dieses gleich nicht ein Anfang seines Plans gewesen wäre. Die fast ganz eigenmächtige Uebertragung der pfälzischen Kurwürde auf Baiern, und das bekannte Restitutionsedikt sind hievon unwiderlegliche Beweise.

Daß

*) Guil. *Lamormaini* uirtutes Ferdinandi II. Imp. Colon. 1639. 12.

Daß der König Gustav Adolf durch das Betragen des Kaisers während des schwedischen polnischen Kriegs aufgebracht war, ist allerdings glaubwürdig, und mag wol für ihn ein Grund mehr gewesen seyn, mit einem Heere die Gränzen Deutschlands zu betreten. Eben so unläugbar ist es aber auch, daß er ein eifriger Protestant war, dem die Drangsalen, die seine Glaubensgenossen erdulden musten, nahe giengen, und den das despotische Restitutionsedikt nothwendig kränken muste, ob es gleich seinen Erbstaaten eben nicht nachtheilig war. Andern ihm angeschuldigten Absichten mangelt es am Beweise. Denn die Forderungen der Krone Schweden auf dem westphälischen Friedenskongresse hatten zureichenden Grund genug in dem Verlust ihres Königs, und dem grossen Aufwande, den er zur Führung des Kriegs in Deutschland gemacht hatte.

Daß endlich von beiden Theilen Excesse und Grausamkeiten genug verübt worden, hat unser liebes Vaterland, leider! nur zu sehr gefühlt. Doch ist und bleibt es wahr, daß die katholische Miliz, aufgehezt von ihrer Mord und Rache schnaubenden Geistlichkeit, die nach der gänzlichen Vertilgung der Protestanten dürstete, weit mehr Unmenschlichkeiten, als ihre Gegner begangen, und ihren Feinden zu ähnlichen Thaten Anlaß gaben. Denn Gustav Adolf war empfindlich, aufbrausend, und in der Hitze seines Zorns zuweilen grausam.

Wenn man also auch nicht in Abrede seyn kan, daß die politische Lage Europens und Deutschlandes viel zum dreissigjährigen Kriege beigetragen habe,

so ist es dennoch nicht minder gegründet, daß die Religionsuneinigkeiten nicht geringern Anlaß dazu gegeben, und daß die Art, wie dieser Krieg geführet wurde, ihn fast ganz zum Religionskrieg gemacht habe. Noch rauchte das in den Niederlanden vergossene Blut so vieler tausend Protestanten; und ihre Brüder in Böhmen, Oesterreich 2c. konnten sich bei den häufigen Chikanen, die man gegen ihre von Kaisern und Königen erlangte Vergünstigungen machte, und durch die barbarische Strenge, die man sie fühlen ließ, ein nicht viel günstigers Schiksal prophezeihen, und dieses Verfahren muste endlich die Folge nach sich ziehen, daß eine ihren Erbkönigen sonst getreue und ergebne, aber auch in ihrer Religion eifrige Nation ermüdet, und zur Rebellion verleitet wurde. Das iesuitische Ungeziefer, dessen Entstehung Gott im Zorn verhängte, hatte sich, wie die Schmeisfliegen vermehrt, und einige der ärgsten Bigotten und schlauesten Bösewichter aus diesem fliegenden Korps des Stuls zu Rom *) hatten

*) Mit ihnen vereinigte sich diesmal auch ihr sonst von ihnen sehr verfolgter Feind, Scioppius, der aus Verzweiflung ein Schmarozer in der päbstlichen Küche geworden war. Er gab ein sogenanntes Classicum belli sacri heraus, worinn Kaiser, Könige und Fürsten vermittelst häufig angeführter Schriftstellen, die der Erzbube, den diese Schrift zum Verfasser hat, auf die schamloseste Art verdrebt, zur Ausrottung der Ketzer aufgefordert werden. Es soll eigentlich ein Rathschlag oder Gutachten (Suasoria) des ehemaligen Ministers Karl des V. Helds, seyn, daher es auch Heldus rediuiuus betitelt ist. Man kan kaum etwas abscheulichers lesen. Dieses schöne Stük kam erstlich nebst einer andern Schrift des Scioppius, betitelt: Consilinm regium, zu

ten das Herz Ferdinands des II. dessen einziger und gröster Fehler der übertriebne Religionseifer war, in ihren Händen, und ihn gleichsam bezaubert. Die Schwärmerei der übrigen Geistlichkeit, war vermittelst des Einwirkens des päbstlichen Hofs, und der Hofnung, die sekularisirten geistlichen Güter in Deutschland wieder an sich zu bringen, gleichfalls aufs höchste gestiegen. Wer Beispiele davon verlangt, der denke nur an die geistliche Donquischoterie de spanischen Karmeliten, der in der Schlacht auf dem weissen Berge bei Prag der österreichischbairischen Armee das Marienbild an einer Fahne vortrug, und an den tollen Fürwitz des Abts von Fuld, der in dem Treffen bei Breitenfeld ein Augenzeuge von der Niederlage der Ketzer seyn wollte, und seine Thorheit mit dem Leben bezahlen muste. Wie groß war nicht das Froloken der römischen Geistlichkeit über den glüklichen Fortgang der kaiserlichen Waffen und über das Restitutionsedikt, und wie abscheulich der Schriftwechsel zwischen Geistlichen beider Religionsparteien, den der vernünftige und billigdenkende Protestant und Katholik auf gleiche Weise verabscheuen muß!

Der Religionshaß hatte also nicht geringen Antheil an dem Kriege, dessen Geschichte wir hier vor uns haben. Eifer für die Erhaltung ihres Religions-

zu Pavia (Ticini 1619. 4.) heraus, und würde auch in Deutschland wieder aufgelegt. Matthias Bernegger widerlegte es sehr bündig in zwei entgegengesezten Schriften: 1) Theod. Berenici proaulium tubae pacis occentae Scioppiano belli sacri classico, Arg. 1620. 4. 2) Ei. Tuba pacis occenta Scioppiano belli sacri classico ib. 1621. 4.

gionssystems belebte beider Parteien Krieger, und erbitterte sie aufs äusserste gegen einander; und der nämliche Eifer loderte in den Geschichtschreibern beider Parteien. Diese Behauptung kan nur der widersprechen wollen, der in der Geschichte schriftstellerischer Fehden ein Fremdling ist, und folglich nicht weiß, mit welchem übertriebnen Eifer oft dergleichen Federkriege geführt worden, und noch geführt werden. Nur wenige schäzbare Männer, welche den Ruhm eines unbestechlichen Freunds der historischen Warheit, und eines redlichen Geschichtschreibers dem zweideutigen und eben nicht sehr beneidenswürdigen Lob eines passionirten Freunds und hitzigen Verfechters seiner Partei vorzuziehen im Stande waren, konnten hier die Mittelstrasse treffen. Die Namen und Schriften der Geschichtschreiber des dreissigiährigen Kriegs, welche zu dieser Klasse von Schriftstellern gerechnet zu werden verdienen, will ich meinen Lesern hier kürzlich anzeigen.

I) Katholiken.

1) Jakob August de Thou. *) Ein Geschichtschreiber dessen Einsicht, Warheitsliebe und Unparteilichkeit der ganzen Welt bekannt ist.

2) Vittorio Siri. **) Ein akkurater Geschichtschreiber, und einsichtsvoller Staatskundiger, dessen Werke verdienten, nicht so selten, und in mehrern Händen zu seyn, als sie wirklich sind.

3)

*) I. H. *Thuani* historia sui temporis, Frf. 109-21. III. Voll. f.

**) V. *Siri* Mercurio, 1640-52. Memorie recondite, 1601-1640.

3) Adolf Brachelius. *) Kanonikus zu Kölln. Seine Geschichte ist unpartheiischer, als man es von einem Mitgliede der katholischen Klerisei erwarten sollte.

4) Wilhelm Hyacinth Bougeant. **) Sein Werk, das den Vorzug hat, zum Theil aus den Papieren des berühmten Grafen D'Avaux, französischen Gesandten bei dem westphälischen Frieden entstanden zu seyn, verdient allerdings das Lob, das ihm sein deutscher Uebersetzer beilegt. Nur ist dabei anzumerken, daß der Geist des Jesuitismus doch hie und da in seinem Werke sich zeigt, daß er in der eigentlichen Geschichtserzählung oft sehr kurz ist, wo er es billig nicht seyn sollte, und daß er öfters über Punkte, die Erläuterungen verdienten, weghüpft, oder sie doch nur flüchtig berührt. Diesen Mangel ersetzen aber die der deutschen Ausgabe beigefügten Anmerkungen des Uebersetzers, welche dieser Uebersetzung einen grossen Vorzug vor dem Originale geben.

II) Protestanten.

1) Samuel Pufendorf. ***) Ein bekannter, berühmter Geschichtschreiber, dessen Aufrichtigkeit und Bescheidenheit nachahmungswürdig ist.

2)

*) Ad. *Brachelii* historia sui temporis. pp. III. Col. 1652. 8. c. fig.

**) *Bougeant* histoire des guerres et negotiations, qui precedérent le Traité de Westphalie 1727. 4. II. Vol. Ins Deutsche übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Friedr. Eberh. Rambach. Halle, 1758. III. B. 8.

***) S. v. Pufendorfs sechs und zwanzig Bücher der schwedischen und deutschen Kriegsgeschichte, ins deutsche übersezt von J. J. M. v. S. Frf. und Leipz. 1688. F.

2) Bogislaf Philipp von Chemnitz. *) Königlich Schwedischer damaliger Geschichtschreiber in deutscher Sprache. Wer diesen Schriftsteller nur aus Bücherverzeichnissen kennt, und weiß, daß er von den meisten für den Verfasser des Hippolytus a Lapide, der heftigsten Schrift, welche iemals gegen das Haus Oesterreich erschienen ist, gehalten wird, wundert sich vielleicht, ihn in einem Verzeichnisse billiger und unparteiischer Geschichtschreiber zu finden. Aber ich beziehe mich auf sein freilich ziemlich seltnes Geschichtbuch selbst, in welchem ein ganz andrer Geist, als im Hippolytus a Lapide herrscht. Man kan nicht in Abrede seyn, daß er Patriotismus für seinen Herrn zeigt; aber er thut es mit aller erforderlichen Mässigung. Er übergeht die Fehler seines Königs so wenig mit Stillschweigen, als die Vorzüge der Generale, die Ferdinand der II. demselben entgegen stellte. Ausschweifende Lobeserhebungen, oder bittern Spott erlaubt er sich niemals, es mag nun von Freunden oder Feinden die Rede seyn, und wenn er wirklich der Verfasser des Hippolytus a Lapide ist, so macht ihm seine Geschichte desto mehr Ehre, weil sie ein redender Beweis ist, daß er wußte, in wie fern sich ein brauchbares Geschichtbuch von einer statistischen Streitschrift unterscheiden muß. Er, ein von der Krone Schweden besoldeter Schriftsteller, beschämt viele Deutsche, welche, ohne dazu berufen oder aufge-

*) Bogisl. Ph. v. Chemniz Schwedisch deutscher Krieg I. Th. Stettin 1648. fol. IIter Theil Stockholm (Amsterdam) 1653. fol.

gefordert zu seyn, alle Handlungen der Gegenpartei (ich rede hier von beiderseitigen Schriftstellern) in dem nachtheiligsten Lichte darzustellen suchten, und niederträchtige Lobredner der Partei waren, für welche sie sich erklärt hatten. Ich werde Gelegenheit haben, einzelne Stellen solcher Geschichtschreiber anzuführen, die ihre Parteilichkeit nur allzudeutlich verrathen haben.

Die eben nahmhaft gemachten Schriftsteller sind es also eigentlich, die derienige, welcher die Geschichte des dreissigiährigen Kriegs studirt, mit Nuzen gebrauchen kan. Den übrigen sieht ieder vernünftige Leser, der sich nur einigermassen darauf versteht, die Geister zu prüfen, ihren Parteigeist sogleich an, einige wenige ausgenommen, welche aber nur einzelne Perioden dieses langwierigen Kriegs beschrieben haben. Aus dem politischen, so wol als theologischen Schriftwechsel, welcher während des Kriegs geführt wurde, leuchtet vollends eine Erbitterung der Gemüther herfür, welche man bei einem Kriege, an welchem die Religion so vielen Antheil hatte, leicht vermuthen kan.

Uebrigens wird freilich der enge Raum dieses Bändchens, das nur für die vornehmsten Wendungen dieses Kriegs bestimmt, und dessen zweiter Abschnitt auch die deutsche Religionsgeschichte während desselben kürzlich darstellen soll, uns nur die allerwichtigsten Begebenheiten desselben näher zu beleuchten erlauben: Der Leser wird aber den Plan der vorhergehenden Theile dieser Geschichte auch in dem gegenwärtigen,

tigen, zumal bei wirklich interessanten Begebenheiten gewiß nicht vermissen.

II.

Regierung des Kaisers Matthias. 1612. Erste Periode des dreissigjährigen Kriegs. Böhmische Unruhen. 1618-1625.

Wir beginnen die Geschichte des dreissigjährigen Kriegs mit der Regierung des Kaisers Matthias, welcher nach dem Tode Rudolfs des II. zu Frankfurt zum Kaiser erwählt und gekrönt wurde, *) und das Reich in einem sehr betrübten und zerrütteten Zustande antraf. Die Streitigkeiten wegen der jülichischen Erbfolge dauerten noch immer fort, und die Spanier und Holländer bemächtigten sich dieser Lande. Die Uneinigkeiten zwischen den getrennten Religionsparteien waren aufs höchste gestiegen, und verursachten bald hie, bald da, traurige Auftritte. So empörte sich unter andern die Stadt Aachen gegen ihren katholischen Rath, und veriagten denselben, **) worauf der Kaiser die Stadt in die Acht erklärte und den spanischen Truppen die Vollziehung derselben auftrug, welche den Rath wieder in seine vorigen Rechte einsezte. Die Union der Protestanten, und die Liga der Katholiken beobachteten einander scharf, und beiderseitige Ver-

*) 1612.

**) 1613.

Verbundene standen auf einen Wink bereit, das Interesse ihrer Religionsverwandten mit den Waffen zu vertheidigen. Der Kaiser bemühte sich Friede zu stiften, drohte bald, gab bald wieder nach, entschied aber nichts, das wirksam genug gewesen wäre, die Ruhe wieder herzustellen, daher auch die protestirenden Stände nicht zu bewegen waren, ihm gegen die Türken Hülfe zu leisten. So sah es im deutschen Reich aus, als plözlich die böhmischen Unruhen ausbrachen, und, so zu sagen, das Signal zum Krieg gaben.

Es hatte nämlich der Kaiser, mit Zustimmung aller Stände des Reichs, seinen Vatersbruderssohn **Ferdinand**, Erzherzogen von Oesterreich und Herzogen in Steiermark, welchen er bereits zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, zum König in Böhmen erwählen lassen *). Dieser Herr war einer der eifrigsten Katholiken, welche iemals gelebt haben, und seine Jesuiten konnten aus ihm machen, was sie wollten **). Er ertrug es daher mit dem äussersten Misvergnügen, daß der Kaiser die Protestanten in Oesterreich nicht so verfolgte, wie es der Wunsch der Klerisei war, und in Steiermark that er alles was in seinen Kräften stand, sie zu unterdrüken. Denn seine Geistlichen hatten ihm eingebildet,

*) 1614.

**) Ihm war vom Jugend auf durch seine Erzieher, Haß und Abscheu gegen die sogenanten Ketzer beigebracht worden, den nachmals auch sein Beichtvater, P. Lamormain, einer der größten Erzschurken, mit welchen die Gesellschaft Jesu die Erde beflekt hat, sehr fleissig unterhielt.

bildet, daß ein regierender Herr sich kein grösseres Verdienst bei Gott erwerben könnte, als wenn er die Ketzer in den Schoos der Kirche zurük zu bringen suchte, es möchte auch geschehen auf welche Art es könnte. Nun hatte Kaiser Rudolf der II. den Protestanten in Böhmen den bereits erwähnten Maiestätsbrief gegeben, in Kraft dessen ihnen erlaubt war, ihre Religion frei zu üben, Kirchen zu bauen, und Schulen zu errichten. Dieser Freiheitsbrief war aber bisher schon nicht beobachtet worden, wie es sich gebührte; und da izt vollends ein Herr, wie Ferdinand, den böhmischen Thron besteigen sollte, so konnten die Böhmen, die Protestanten waren, freilich nichts Gutes vermuthen.

Ferdinand muste zwar sowol diesen Maiestätsbrief, als auch die übrigen Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation beschwören, allein, da ihm seine Geistlichen den feinen Grundsaz, der schon zu Kaiser Sigmunds Zeiten Johann Hussen auf den Scheiterhaufen gebracht hatte, wol werden eingeprägt haben, so war es wol kein Wunder, daß die beschwornen Verträge nicht gehalten wurden. Man fieng indessen den Handel auf eine solche Art an, daß man sich nachher immer mit vielem Schein entschuldigen, und den Böhmen, welche ihre Rechte behaupten wollten, die Schuld der Rebellion in die Schuhe schieben konnte.

Nichts ist natürlicher als daß ein Prinz der seine Religion hält, diejenigen seiner Unterthanen, welche einem andern Religionssystem zugethan sind, im=

immer denen weit nachsezt, welche seinen Glauben haben, vorzüglich, wenn die Klerisei seines Glaubens sein Herz völlig in Händen hat, welche dann gewiß nicht ermangelt, ihm Mißtrauen und Haß gegen iene beizubringen. Und dieser Religionseifer zog von ie her die verderblichsten Folgen nach sich. Gesezt, die von der Religion ihres Fürsten dissentirenden Unterthanen wären blos gemeine Bürger, Bauern und Pöbel, so müssen sie durch die Einschränkungen von Seiten der Herrschaften und obrigkeitlichen Personen, — welche diese von Zeit zu Zeit unternehmen, um sich dadurch bei dem Fürsten und der Geistlichkeit in Gunst zu sezen — endlich aufgebracht, und wenn es noch gut abläuft, zur Auswanderung, wird ihnen aber auch diese verwehrt, zur Rebellion gereizt werden. Ist aber unter den Dissentirenden vollends gar ein Theil des Adels und der Grossen eines Reichs begriffen, so ist es noch weit schlimmer. Diese sehen sich dann gegen ihres Gleichen, mit welchen sie gleiche Vorrechte geniessen sollten, allenthalben zurükgesezt, blos aus dem Grunde, weil sie nicht der herrschenden Religion zugethan sind; eine Geringschäzung, die sie kränken muß; sie suchen sich bei ihren Vorrechten zu erhalten, man hört sie entweder nicht, oder man verspricht, und hält nichts, und das währt dann gemeiniglich so lange, bis sich die Misvergnügtesten und Unternehmendsten an die Spitze der übrigen Partei stellen, und sich gegen ihren Herrn auflehnen. Dann entstehen blutige Kriege, Könige und Fürsten verlieren Krone und Würde; manche auf immer, andre können ihren erschütter-

ten Thron kaum auf den blutenden Leichen vieler Tausend Unterthanen und Feinde, und auf den kläglichen Ruinen ihres eignen Landes wieder befestigen. Und warum das Alles? Weil sie den tollkühnen und eigennützigen Rathschlägen eines bigotten Klerus folgten.

Unter die vornehmsten Beispiele, daß ein Verfahren von der angeführten Art wirklich solche Folgen nach sich zieht, gehören die böhmischen Unruhen, aus welchen der Krieg entstanden, dessen Geschichte wir hier vor uns haben.

Schon bei den Zeiten Rudolfs und Matthias, war der Maiestätsbrief so schlecht beobachtet worden, daß nachmals einige Geschichtschreiber *) auf die nicht unwahrscheinliche Vermuthung gekommen, die Jesuiten hätten die Ausfertigung des Maiestätsbriefs absichtlich befördert, um die katholische Geistlichkeit und die Protestanten in Böhmen durch diesen Zankapfel desto eher zu wechselseitigen Feindseligkeiten zu veranlassen. Dies erfolgte auch bald. Die Bischöfe und Prälaten beschwerten sich laut, daß man den Ketzern zu viele Freiheiten zugestünde, und weigerten sich dem Maiestätsbrief nachzuleben; die Protestanten hingegen beriefen sich auf denselben, und suchten ihre Freiheit zu behaupten. Darüber entstunden nun zwischen beiden Theilen Mishelligkeiten, die zwar immer, aber doch so beigelegt wurden, daß die Katholiken das meiste Recht bekamen, welche man auch bei Besetzung der Ehrenstellen und Würden den Protestanten stets vorzog, wodurch

*) Pufendorf, l. c. p. II.

durch sich denn diese gezwungen sahen, ihre Klagen und Beschwerden immer bei katholischen Obern und Amtleuten, die zu nichts weniger Lust hatten, als ihnen Recht zu verschaffen, anzubringen.

In einer solchen Lage waren beide Parteien bereits, als der für die katholische Religion so heftig eifernde Ferdinand den Thron bestieg. Nun triumphirten die Katholiken, und handelten öffentlich und freventlich wider den Maiestätsbrief. Unter andern verweigerte der Abt zu Braunau den Protestanten eine Kirche in dem Distrikt seiner Abtei zu bauen, und brachte es, als diese sich beschwerten, so weit, daß ihnen auch vom Kaiser dieser Bau verboten wurde. Eine andre evangelische Kirche in dem Orte Klostergrab, oder wie es andre nennen, Klostergabe, ließ der Erzbischof von Prag niederreissen. Die Vornehmsten unter den böhmischen Adel, welche sich Defensoren oder Vertheidiger ihrer Rechte und Freiheiten nannten, schrieben dieserwegen an den Kaiser, und an die Reichsstände, und stellten auch einen Konvent ihrer Religionsverwandten an, auf welchem man sich wegen der vielfältigen Beschwerden über die diesfalls zu nehmenden Maasregeln berathschlagen sollte. Allein sie richteten nicht nur mit ihren schriftlichen Vorstellungen nichts aus, sondern der Kaiser wurde auch sehr ungnädig auf sie, weil sie sich unterstunden, ohne seine Autorität einen Konvent zusammen zu berufen, und verbot ihnen, diesen Schritt zu wagen *). Sie liessen sich aber dieses

*) Pufendorf, l. c. p. 11.

Verbot nicht abschreken, sondern versammelten sich sehr zahlreich zu Prag. *) Unter ihren Häuptern zeichnete sich besonders der Graf von Thurn aus, der mit dem Verfahren, das sie bisher hatten erdulden müssen, äuserst unzufrieden war, und ermahnte sie auf das eifrigste, Gut und Blut für ihre Religionsfreiheit zu wagen, und das Joch, das sie bisher hätten tragen müssen, abzuwerfen. **) Alle stimmten mit ihm überein, und es wurde beschlossen, sich ihrer gekränkten Rechte nunmehr mit allem Ernste anzunehmen.

Die katholischen Schriftsteller ***) schildern diesen Grafen von Thurn, als einen Mann, dem es nicht sowol um die Erhaltuug der evangelischen Religion in Böhmen, als um einen allgemeinen Aufstand zu thun gewesen, bei welchem er im Trüben fischen, und sich vielleicht am Ende selbst der Krone bemächtigen könnte. Auch die protestantischen Geschichtschreiber beschuldigen ihn, daß sein gekränkter Ehrgeiz nicht wenig zu dem Unglük des nachmaligen Königs von Böhmen, Friedrichs von der Pfalz, beigetragen habe: allein beides ist noch so entschieden nicht, ob man schon annehmen kan, daß auch der

*) 1618.

**) Bougeant sezt hinzu, die protestantischen Geistlichen hätten den Eifer des Grafen durch aufrührische Predigten unterstüzt, und das Volk hätte sich untereinander durch Psalmensingen ꝛc. zum bürgerlichen Krieg angefeuert. Er hätte aber auch nicht verschweigen sollen, was die katholische Geistlichkeit für Mittel angewendet, ihre Religionsverwandten zu einem heiligen Krieg wider die Kezer anzufeuern

***) Besonders Bougeant Th. I. p. 50.

der Ehrgeiz eines vornehmen Landstands durch ein Verfahren, das ihn von solchen Ehrenstellen im Reich, auf welche ihm seine Geburt und sein Rang Ansprüche gaben, blos weil er kein Katholik war, ausschlos, gekränkt werden muste.

Dieser Graf begab sich nach gehaltner Berathschlagung mit seinen Glaubensgenossen, *) unter zahlreicher Begleitung derselben nach dem Schlosse zu Prag, wo er den daselbst befindlichen Staatsräthen die Beschwerden der Protestanten nochmals vortrug, und zwar in einem so hohen und gebieterischen Tone, als ein Mensch, der mit einer abschlägigen Antwort nicht wollte abgewiesen seyn. **) Unter den anwesenden Staatsräthen waren, Graf Wilhelm Slabata, und Jaroslaus, Freiherr von Martiniz, zween Herren, welche bisher zu Unterdrükung der Protestanten das Ihre möglichst beigetragen hatten. Beide waren über die Kühnheit des Grafen von Thurn und seiner Gefährten theils erstaunt, theils aufgebracht, und antworteten ihnen aus einem noch höhern gebieterischen Tone, als der war, den sie angenommen hatten. Darüber kam es zu Thätlichkeiten. Die misvergnügten Landstände, die mit der höchsten Ungnade des Kaisers und Königs bedrohet wurden, wofern sie sich nicht unterwerfen

*) Die katholischen Schriftsteller sezen hinzu, er sei vorher zu Pferd in Begleitung der Vornehmsten seiner Partei in der Stadt umher gezogen, um sich als den Vertheidiger der Religionsfreiheit öffentlich zu zeigen.

**) Bougeant, Th. I. p. 50. Die bei Habernfeld, (in bello Bohemico, Lugd. Bat. 1645. 16.) befindlichen Reden sind freilich in einem sehr nachdrüklichen Stil abgefaßt.

würden und fortführen, ihre Forderungen auf eine so gewaltsame Art durchzusezen, beschuldigten die beiden Staatsräthe, daß nicht der Kaiser oder der König, sondern eigentlich sie und ihres gleichen die Unterdrüker der Landstände wären, indem sie für Beschwerden und Klagen über den so oft verlezten Maiestätsbrief niemals Ohren gehabt hätten. Nach diesen und ähnlichen Vorwürfen legten sie endlich gewaltthätig Hand an die Staatsräthe, und schmissen den Grafen Slabata und den Freiherrn von Martiniz aus einem Fenster des Saals hinunter in den Schloßgraben. Der Sekretar, Philipp Fabricius muste seinen Principalen auf dieser Fahrt auch Gesellschaft leisten. Ohnerachtet sie nun eine Höhe von vierzig Fuß, nach der Angabe der meisten Geschichtschreiber, hinuntergestürzt, auch aus den Fenstern Feuer auf sie gegeben wurde, *) kamen sie doch alle drei unbeschädigt davon. Die katholischen Skribenten der damaligen Zeit machen aus dieser Begebenheit ein gewaltiges Wunder **), andere hingegen, die lieber untersuchten, als Wunder glaubten, belehren uns, daß nicht die Mutter Gottes, noch ein heiliger Schuzengel, sondern ein unter dem Fenster im Graben liegender Haufen alter

*) Es geschahen einige Schüsse aus den Fenstern nach ihnen. Daß aber ein heftiges Musketenfeuer von allen Seiten auf sie gegeben worden, (Bougeant Th. I. p. 52.) ist offenbar falsch.

**) Certissimae mortis victimae hi Triumuiri utique fuerant, nisi suis, quis dubitet, angelis mandasset Deus ut in manibus eos tollerent. OTT. histor. saec. XVII. (Oenip. 1682. 12.) p. 19.

ter Papiere und dergleichen Plunder, oder (selbst nach Bougeant) *) ein grosser Misthaufen dieses Mirakel gewirkt habe.

Diese That war nun freilich ein kühner und vermessener Schritt, durch den sich die misvergnügten Böhmen öffentlich als Rebellen gegen ihre bisherige Regie ung ankündigten. Man maß denselben nachh r auch wieder den geheimen Absichten des Grafen vo Thurn zu. Dieser, he ßt s, habe für nöthig erachtet, seine Bundesgenossen zu einer so verwegenen That zu verleiten, damit sie in der Folge, überzeugt, daß der Hof ihnen dieselbe nimmermehr verzeihen werde, es desto getreuer mit ihm halten, und seine Absichten mit grösserm Eifer befördern möchten. Es ist freilich gewiß, daß die Böhmen schwerlich Verzeihung dieses Vergehens vom kaiserlichen Hofe erwarten konnten: aber selbst aus diesem Grunde glaube ich, daß die Erbitterung und der Haß gegen die oben genannten Staatsräthe, die Hitze des Wortwechsels von beiden Theilen, und die Uebereilung der Staatsräthe selbst, welche sich übermannt sahen, und doch so stolz antworteten, nicht aber die Politik des Grafen von Thurn dieses Abentheuer angestiftet.

Spanheim, **) einer der grösten Politiker seiner Zeiten, und ein nicht zu verachtender Ge-

 schicht-

*) Bougeant, l. c.

**) Friedrich Spanheim, der Aeltere, in seinen Memoires sur la vie et sur la mort de la Ser. Princesse *Loyse Juliane*, Electrice Palatine, née Princesse d'Orange, (a Leiden 1645. 4.) p. 127. Diese Memoires

schichtschreiber ist nebst andre über diesen Punkt einig, ausser daß er noch hinzusezt, daß es eine althergebrachte Gewohnheit bei den Böhmen sei, Verräther und Feinde des Vaterlandes aus den Fenstern zu stürzen, womit auch Habernfelds Nachrichten übereinstimmen. War dem so, so wurden die kaiserlichen Räthe von ihren Mitständen als Verräther und Feinde ihres Vaterlandes behandelt.

Martiniz und der Sekretar machten sich, nachdem sie einen so gefährlichen Sprung glüklich gemacht hatten, alsbald nach Wien auf, den Vorgang am kaiserlichen Hof zu berichten. Der Graf von Thurn aber, der nunmehr das erklärte Haupt der misvergnügten Partei war, versicherte sich der Stadt Prag, und ließ die Einwohner den Staatsräthen den Eid der Treue schwören, welche hierauf dreissig Direktoren zur Besorgung der Reichsangelegenheiten erwählten. Das Volk beruhigte er durch die Vorstellung, daß alles, was geschehen, zum Besten des Vaterlandes geschehen sei, und daß der Kaiser selbst sein Verfahren billigen würde, welches er sich doch wol schwerlich versprechen konnte. Auch wurde beschlossen, den Feinden Gottes, der Religion und

des

moires sind, ob sich gleich der Verfasser alle Mühe giebt, das Betragen des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrichs, der sich der böhmischen Krone anmaßte, auf der besten Seite darzustellen, mit vieler Unparteilichkeit geschrieben, und enthalten viel wichtige Nachrichten zur Geschichte des dreißigiährigen Kriegs. — Die Prinzessin, deren Biographie der Hauptgegenstand dieser Memoires ist, war eine Tochter Wilhelms von Oranien, des Befreiers der vereinigten Niederlande, und die Mutter des unglüklichen Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz.

des kaiserlichen Maiestätsbriefs, (so nannten sie ihre Gegner) eine Armee entgegenzustellen. Ueber dieses fiengen sie zu früh, und zu ihrem nachmaligen grossen Unglük *) an, den Katholiken so mitzufahren, wie ihnen diese vorhin begegnet waren. Sie schlossen dieselben von allen Ehrenstellen aus, nahmen ihnen alle Kirchen weg, auf welche sie einige Ansprüche formiren konnten, und sezten einige gefangen.

Der Kaiser Matthias war nicht in der Verfassung dem Unwesen mit Gewalt zu wehren. Er begnügte sich daher vorläufig einen Federkrieg zu führen. Edikte, Deklarationen, Manifeste kamen heraus, welche die Böhmen nicht unbeantwortet liessen. Das war nun freilich ein ziemlicher Staatsfehler des Kaisers, daß er, da er doch längst das Aergste voraussehen konnte, sich nicht in die Verfassung gesezt hatte, die Rebellion in ersten Keim zu erstiken. Denn durch diesen Schriftwechsel gewannen die Böhmen Zeit, sich im eine Gegenverfassung zu sezen die ihm die Wiederherstellung der Ordnung äusserst erschwerte, wenn er nicht alle ihre Forderungen bewilligte. Und hierzu hatte er erstlich keine Lust, und dann würden die Böhmen auch allen seinen Versprechungen nicht getraut haben, aus der gegründeten Besorgniß, daß Ferdinand, sein Thronfolger, sich nicht im Geringsten

*) Vorzüglich war es in den damaligen Zeiten ein Hauptverbrechen, daß sie die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu zum Teufel, (wo sie doch eigentlich hingehören,) iagten. Den übrigen Mönchsorden thaten sie nicht nur kein Leid, sondern nahmen sie in Schuz. *Sponheim* Memoires &c. p. 128.

daran binden würde. Dieser war damals beschäftigt, sich zum König von Ungarn krönen zu lassen, und konnte übrigens auch nicht unternehmen, was er wollte, weil sich der Kaiser, da er ihm Böhmen und Ungarn abtrat, das Recht der souverainen Entscheidung aller Angelegenheiten beider Reiche auf Lebenszeit vorbehalten hatte.

Unterdessen suchten die Böhmen ihre innere Verfassung auf einen solchen Fuß zu sezen, daß sie ihren Feinden könnten zu schaffen machen. Der Graf von Thurn brachte ein ansehnliches Heer zusammen, bemächtigte sich der wichtigsten und haltbarsten Pläze in Böhmen, und machte alle Anstalten zu einer muthigen und hartnäkigen Vertheidigung. Der Kaiser mochte drohen oder Pardon versprechen, das war einerlei; seine Edikte und Deklarationen wurden gelesen, nach Gutdünken beantwortet, und die kriegerischeu Zurüstungen fortgesezt.

Matthias sahe endlich, daß er die Sache mit Ernst und Gewalt angreifen müsse. Er zog eine Armee zusammen, deren Kommando er den beiden Grafen, **Bucquoi** und **Dampiere** übertrug. **Bucquoi** war ein erfahrner und versuchter General, von dem sich der Kaiser allerdings viel versprechen konnte, da er sich bereits in dem niederländischen Kriege grossen Ruhm erworben hatte. Als diese Armee schon marschfertig war, ermahnte der Kaiser die Böhmen nochmals, daß sie die Waffen niederlegen, und sich seiner Gnade unterwerfen sollten, widrigenfalls wäre er in Bereitschaft, auch seiner Seits das Schwert zu ergreifen, und sie seine

Ra-

Rache fühlen zu lassen. Allein sie waren zu weit gegangen, als daß sie es auf die ihnen angebotene Gnade hätten können ankommen lassen, und also fand weder Verheissung noch Drohung bei ihnen Eingang.

Nun brach **Dampiere** mit einem detaschirten Korps in Böhmen ein, gieng auf den Grafen von **Thurn** los, der eben die Stadt **Budweis** belagerte, deren Einwohner dem Hause Oesterreich mit unveränderlicher Treue zugethan waren, und sich tapfer vertheidigten, und nöthigte ihn, diese Belagerung aufzuheben. Aber durch die schlechte Mannszucht seiner Truppen, welchen er verstattete, wo sie hin kamen, zu brennen, zu morden und zu rauben, sahe er sich genöthigt, aus Mangel an Lebensmitteln zurük gegen die österreichischen Gränzen zu ziehen. **Bucquoi** gieng mit der übrigen Armee durch Mähren, und hatte nichts Geringers im Sinn, als gerade auf **Prag** selbst los zu gehen, und sich dieser Stadt zu bemächtigen, weil er in dem Wahn stand, die böhmische Armee wäre nichts weiter, als zusammengelaufenes Gesindel, mit welchem er gar leicht fertig werden würde. Aber die Erfahrung belehrte ihn bald eines Andern. Denn als die zahlreiche Armee der Verbundnen sich ihm an den Ufern der Moldau beherzt entgegen stellte, fand er, als ein kluger Feldherr besser, sich unter die Kanonen von **Budweis** zurük zu ziehen, und zu erwarten, bis **Dampiere** mit seinem Korps sich mit ihm vereinigen könnte.

So wenig Hauptsächliches die kaiserlichen Generals bisher in Böhmen ausgerichtet hatten, so sahen die Böhmen doch, daß es nunmehr dem Kaiser Ernst sei, sie mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Um nun wenigstens die verhaßte Beschuldigung der Rebellion einigermassen von sich abzulehnen, bezeugten sie in einer Schrift an den Kaiser, daß sie bereit wären, wenn ihren Beschwerden abgeholfen würde, sich ihm, als gehorsame Unterthanen zu unterwerfen; ersuchten auch den König Ferdinand, und den Erzherzog Maximilian, sich ihrer bei dem Kaiser anzunehmen. Auch die österreichischen Landstände wagten es, ihrentwegen bittlich einzukommen, und dem Kaiser Vorstellungen zu machen. Ein gleiches thaten die Fürsten der evangelischen Union. Auf alle diese Intercessionen erhielten sie die tröstliche Versicherung, daß der Kaiser bereit wäre, ihre Vorschläge anzuhören, doch unter der ausdrüklichen Bedingung, daß sie die Waffen noch vor Eröfnung der Unterhandlungen gänzlich niederlegen (und sich folglich der Willkühr der im Lande stehenden kaiserlichen Truppen, die ihnen schon zur Genüge gezeigt hatten, was sie als Ueberwundne für eine Behandlung zu erwarten hätten, blos stellen) sollten. Der Ort, wo die Konferenzen angestellt werden sollten, möchte Pilsen seyn, (eine Stadt voll eifriger Katholiken, wo ihre Abgeordnete schon als Protestanten, zu geschweigen als Rebellen betrachtet, keine Sicherheit würden gefunden haben.) Der Fallstrik war zu sichtbar, als daß sie sich hätten entschliessen können,

nen, dem Verlangen des Kaisers Genüge zu leisten.

Nunmehr bewarben sie sich um auswärtige Verbindungen. Sie wendeten sich an den Kurfürsten von Sachsen, an die evangelische Union, und besonders an den Kurfürsten von der Pfalz, als das ernennte Haupt derselben, an die Landstände von Schlesien, und sogar an den Herzog Maximilian von Baiern. Die unirten Fürsten hielten es zur Zeit noch nicht für rathsam, sich in diese Händel zu mischen, liessen es aber doch geschehen, daß der Graf von Mansfeld, der eben mit einer Art von Freikorps an 2000 Mann stark aus Italien, woselbst er dem Herzog von Savoyen gegen Spanien gedient hatte, nach Deutschland zurük kam, ihnen zu Hülfe zog. Sachsen getraute sich wegen besondrer Verhältnisse mit dem kaiserlichen Hof nicht, sich ihrer anzunehmen, und Maximilian von Baiern schlug ihnen ihr Begehren in solchen Ausdrüken ab, die sie nothwendig äuserst beleidigend finden musten *) Die schlesischen Landstände aber, welche auch

*) Pufendorf will, "die harte Antwort die Maximilian von Baiern den Böhmen, welche ihn um seine Vermittelung bei dem Kaiser ersuchten, hätte Staatsabsichten zum Beweggrunde gehabt. Es sollten nämlich dieselben dadurch noch mehr zur Verzweiflung getrieben, und der Kaiser durch ihre fernern kriegerischen Unternehmungen immer unversöhnlicher gemacht werden, damit ja das Kriegsfeuer recht ausbrechen, und er, der Herzog, weil dann der Kaiser seiner Hülfe benöthigt seyn würde, seine Rechnung dabei finden möchte. — So viel ist gewiß, daß Maximilian aus allen Kräften arbeitete, sein Haus empor zu bringen; wenn man aber annehmen

auch einen Maiestätsbrief bekommen hatten, der eben so schlecht beobachtet wurde, machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

Da nun der Graf von Mansfeld mit seinem Korps nach Böhmen gekommen war, unternahm er, während der Graf von Thurn die kaiserlichen Völker beobachtete, die Belagerung der Stadt Pilsen. Den Böhmen war überhaupt viel daran gelegen, sich dieses festen Plazes zu bemächtigen, und der Graf von Mansfeld, für dem die Eroberung einer Stadt, wohin viele Katholiken ihre Habseligkeiten geflüchtet hatten, auf ieden Fall vortheilhaft war, unternahm die Expedition desto lieber, und weder er, noch die böhmischen Stände liessen sich die Abmahnungsschreiben, welche sowol der Kaiser als der Herzog von Baiern wegen unternommener Belagerung dieser Stadt an sie hatte ergehen lassen, etwas anfechten. Allein die Einwohner der Stadt Pilsen wehrten sich verzweifelt. Sie brannten nicht nur gleich zu Anfang der Belagerung ihre Vorstädte weg, sondern fiengen auch an, als die Belagerer ihnen immer härter zusezten, und endlich mit Sturm hineindrangen, die Stadt selbst in Brand zu steken. Endlich als sie sahen, daß sie auch durch dieses Mittel die Feinde nicht abtreiben konn-

nehmen will, daß er den Böhmen seine Vermittelung nicht blos als getreuer Alliirter des Hauses Oesterreich, sondern aus besondern Staatsabsichten verweigert habe, so muß man voraussezen, daß er schon damals mit Grunde habe vermuthen, oder gar voraussehen können, daß Friedrich von der Pfalz die böhmische Krone annehmen würde. Und das konnte er doch wol nicht.

konnten, sondern vielmehr alle miteinander würden umkommen müssen, unterwarfen sie sich dem Grafen, der ihnen, ihrer hartnäkigen Gegenwehr ohnerachtet, Leben, Freiheit, und Güter zusicherte, und huldigten auf seinen Befehl der Landesdirektion von Böhmen.

Ausser dem Grafen von Mansfeld führten auch ein Graf von Hohenlohe, und der Markgraf von Jägerndorf den Böhmen Truppen zu. Die Unternehmungen der kaiserlichen Armee hatten schlechtes Glük, und der Graf von Thurn, dessen unternehmender Muth hierdurch neues Feuer bekam, wagte es so gar, den Krieg in das benachbarte Oesterreich zu spielen, und näherte sich der Stadt Wien bis auf neun Meilen.

Mitten in diesen Unruhen starb der Kaiser Matthias. *) Der Anfang seiner Regierung war glänzender und glüklicher, als das Ende. Er wuste die Intriguen, durch die man ihn von der österreichischen Thronfolge auszuschliessen dachte, glüklich zu vereiteln, und ward in kurzer Zeit König zweier ansehnlichen Reiche, und deutscher Kaiser. Er würde stets glüklich gewesen seyn, und die verderblichen Unruhen, welche unter seiner Regierung begannen, wären wenigstens bei seinem Leben nicht ausgebrochen, wenn er entschlossener gewesen wäre, und den Rathschlägen seiner Geistlichkeit, und solcher Agnaten und Minister, die ihr äusserst ergeben waren, weniger gefolgt hätte. Man kan eigentlich nicht von ihm sagen, daß er sichs, wie sein

*) 1619.

sein Nachfolger, zur heiligen Pflicht gemacht hätte, die Protestanten zu drüken, und ihre Grundsäze aus seinen Staaten zu verbannen. Auch waren unter seinen katholischen Räthen manche aufgeklärte Politiker und edle Menschenfreunde, welche den Absichten der Jesuiten und ihrer Partei entgegen arbeiteten, und dem Kaiser riethen, den Beschwerden der gedrükten protestantischen Landständen abzuhelfen. Aber die überwiegende Gegenpartei vereitelte immer die tolerantern Plane des Monarchen, und wuste ihm entweder die Sachen in einem falschen Lichte darzustellen, und die Protestanten als gefährliche Leute abzumahlen, welche Neuerungen liebten, und aufrührische Gesinnungen hegten, oder sie spielten die Entscheidung solcher Angelegenheiten doch so ins Weite hinaus, daß die Geduld der andern Partei nothwendig darüber ermüden muste. Konnte doch selbst der weise und tolerante **Maximilian** der II. in solchen Fällen nicht immer nach seinen Einsichten und Entschlüssen handeln! — Gegen das Ende der Regierung des Kaisers Matthias waren iedermanns Augen auf den designirten Thronfolger gerichtet, auf dessen Regierung sich die Jesuiten und ihre Anhänger im Voraus freuten, weil ihnen sein Eifer für den Katholicismus, und das Gelübde, die Kezerei, so viel ihm möglich, zu vertilgen, das er vor dem Muttergottesbilde zu **Loreto** abgelegt hatte, mit den angenehmsten Hofnungen schmeichelte. Daher kam es, daß die Befehle des Kaisers, ohneracht er sich alle seine Herrlichkeit auf die Tage seines Lebens vorbehalten

hat=

hatte, langsamer befolgt, und öfter vernachlässigt wurden. Hierüber entzündete sich nun in allen Theilen der Monarchie das Feuer des Kriegs. In Böhmen war es bereits zu offenbaren Feindseligkeiten gekommen; in Ungarn war die Rebellion reif; im Kriege wider die Türken war der Kaiser nicht glüklich, weil er anderwärts zu thun hatte, und weil die deutschen Reichsstände evangelischer Religion ihm, wegen der kritischen Lage, in welcher sich das Reich befand, ihre Hülfe gegen die Ottomannen verweigerten; und aus Oesterreich wanderten viele angesehene Protestanten aus, und suchten ihre Zuflucht auswärts. Lauter Ereignisse, die seinen Erbstaaten und ihm selbst äusserst nachtheilig waren, und sowol ihn, als seiner Räthe auf das wahre Interesse des Staats hätten aufmerksam machen sollen. Aber freilich waren diejenigen Räthe, die das meiste vermochten, Bischöfe und — Jesuiten! Diesen lag nichts so sehr am Herzen, als ihre eigne Gewalt, und ihre Einkünfte zu vergrössern. Mögen doch Länder verwüstet und Städte umgekehrt werden; das ist in den Augen einer bigotten Klerisei nur Kleinigkeit! Wenn nur dafür gesorgt ist, daß sie nichts verlieren; wenn nur ihr unersättlicher Geiz, sich mit der Hofnung, noch grösere Reichthümer zu besizen, und noch mehrere Menschen unter das Joch der Priestergewalt und des Aberglaubens zu zwingen, schmeicheln kan, dann mag es in der übrigen Welt noch so traurig aussehen. Ihre Absichten sind immer heilig, und auf die Ehre Gottes und die Ausbreitung der Religion gerichtet, und

die blutigsten Kriege, die sie erregen, sind Kriege des Herrn!

Nach dem Tode des Kaisers suchte nunmehr der König Ferdinand von Ungarn und Böhmen den deutschen Kaiserthron zu besteigen, und wurde auch eher, als man es unter den damaligen Umständen hätte erwarten sollen, erwählt und gekrönt. *) Die Böhmen, welche ihn nicht für ihren König erkannten, protestirten zwar gegen seine Wahl, und prätendirten ein Votum im Kurfürstenkollegium; die Kurfürsten nahmen aber ihre Gesandschaft nicht an, und kehrten sich nichts an ihre Protestation. Es war auch vergeblich, daß sich Kurpfalz bemühte, einen Aufschub der Kaiserwahl, und zwar in so lange zu bewirken, bis die Unruhen in Böhmen gedämpft worden wären, wozu iedoch das Reich dem König Ferdinand behülflich seyn sollte. Man giebt verschiedne Ursachen an, warum dieser Rath, durch welchen wirklich viel Unheil in Deutschland hätte verhindert werden können, nicht befolgt ward. Die wahrscheinlichste war wol, daß es den Fürsten von der katholischen Liga gar nicht anstund, daß das Reichsvikariat von zweien Häusern protestantischer Religion, nämlich von Kurpfalz und Kursachsen lange sollte geführt werden **), wobei sich manches hätte ereignen können, das ihren Absichten nicht zuträglich gewesen wäre. Die Vorstellung, daß man bei so gefährlichen Zeiten das Reich nicht lange ohne Oberhaupt lassen dürfe, und daß der Kö-

*) 1619.

**) Rambach, in den Anm. zu Bougeant Th. I. p. 62.

König Ferdinand, als Kaiser, noch eher und sicherer im Stande seyn würde, die böhmischen Unruhen zu stillen, siegte, und Ferdinand der II. wurde deutscher Kaiser, obgleich Kurpfalz seine Stimme nicht ihm, sondern dem Herzog Maximilian von Baiern gab, der aber nicht einmal daran dachte, sich als einen Kandidaten der Kaiserkrone anzukündigen, sondern lieber ein mächtiger Reichsfürst, als ein Kaiser, der sein Ansehen nicht behaupten könnte, seyn wollte.

Nunmehr ließ sichs Ferdinand ernstlich angelegen seyn, den Böhmen mit aller Macht zu Leibe zu gehen, und sie wieder zum Gehorsam zu bringen. Er ermahnte erstlich die böhmischen Stände durch ein Schreiben, die Waffen niederzulegen, und versprach, ihnen ihre Privilegien zu bestätigen. *) Allein sie konnten sich hierzu nicht entschliessen, und fuhren fort, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. In ihrer Antwort auf das Schreiben des Kaisers beschwerten sie sich sonderlich deswegen, daß sich derselbe

*) „Eine überaus günstige Gelegenheit für diese Leute, zu ihrer Pflicht wieder zurükzukehren, wo sie nicht vom Glük ihrer bisherigen Unternehmungen trunken, ganz unvermögend gewesen wären, die kläglichen Folgen ihrer Widerspenstigkeit einzusehen, „sagt Bougeant Th. I. p. 62. 63. der deutschen Uebersezung. Aber konnten sie, durften sie einem Herrn trauen, der den für die Aufrechthaltung ihrer Privilegien geschwornen Eid bereits einmal gebrochen, und das angezeigte Gelübde vor dem Muttergottesbilde zu Loreto gethan hatte? Konnte er sich von päbstlicher Heiligkeit nicht noch einmal von einem Ende, den er Ketzern, zu deren Bekehrung oder Ausrottung er sich feierlich verbunden hatte, absolviren lassen? Vergl. Rambachs Anm. über Bougeant, Th. I. p. 64.

selbe einen Erben der böhmischen Krone nannte, und behaupteten, daß Böhmen ein Wahlreich wäre, und folglich die Landstände sich nach Belieben einen König erwählen könnten, welches man ihnen von Seiten Oesterreichs nur auf den Fall zugestand, da das königliche Haus keinen Erben mehr aufzuweisen hätte. Noch konnte Ferdinand sich keinen schleunigen Erfolg seiner Waffen gegen die Böhmen versprechen, indem der Graf Bucquoi bei aller seiner Tapferkeit und Erfahrenheit genug zu thun hatte, dem Grafen von Thurn die Wage zu halten. *) Auch die österreichischen Landstände waren Willens, sich mit den Böhmen zu vereinigen, und verzögerten die Leistung des Huldigungseides, den Ferdinand von ihnen forderte, so sehr sie konnten. Auf das Königreich Ungarn machte Gabriel Betlem, oder, wie er insgemein genennt wird, Betlemgabor, Fürst in Siebenbürgen, Ansprüche, drang mit einem zahlreichen Kriegsheer in dieses Königreich ein, und bot den Böhmen seine Allianz und seinen Beistand an.

Ferdinand muste nun wol einsehen, daß mit der Feder gegen so viele Feinde wenig würde auszurichten seyn, und daß er den grösten Theil seiner Länder ohnfehlbar würde verlieren müssen, wenn er sich nicht in eine fürchterliche Gegenverfassung sezte. Hierinnn verließ er sich auf seine Alliirten, die Ligisten, und auf sein Gebet, mit welchem er, wie die

*) Er schlug und zerstreute zwar das Korps des Grafen von Mansfeld, und machte einige Eroberungen in Böhmen; allein in der Hauptsache war damit doch nichts ausgerichtet.

die katholischen Skribenten iener Zeiten nicht genug zu rühmen wissen, *) Wunder zu thun vermochte. Er befand sich wirklich damals in einer solchen Lage, wo er alle Arten von Waffen versuchen muste, und man muß gestehen, daß er nichts versäumte, seine wankenden Thronen wieder zu befestigen.

Die Böhmen sahen ihrer Seits auch ein, daß sie in die Länge zu schwach seyn dürften, den kaiserlichen Waffen zu widerstehen. Sie alliirten sich daher nicht nur mit iedem, der sich mit ihnen alliiren wollte, sondern waren auch eifrig darauf bedacht, sich einen Fürsten aus einem ansehnlichen Hause zum König zu wählen. Die Geschichte nennt uns verschiedne Fürsten, welche dazu vorgeschlagen wurden, nämlich den König Christian den IV. von Dänemark, den Herzog von Savoien, Karl Emanuel und den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg den ersten. Es ist ungewiß, ob einer dieser Fürsten die böhmische Krone würde angenommen haben; das aber ist gewiß, daß keiner den Böhmen recht anstand. Eine Souverainität, mit welcher ein König in Dänemark herrscht, behagte ihnen ganz und gar nicht; der Herzog von Savoien war ein Katholik, so gut als Ferdinand der II. und der Kurfürst von Sachsen ein eben so eifriger Luthe-

*) Cf. OTT. hist. Saec. XVII. p. 26. 27. wo ein Gebet Ferdinands des II. (aus seinem Munde, wie dieser Skribent behauptet) angeführt wird, das er in der Gefahr, worinn er sich damals befand knieud in seinem Betzimmer vor einem Crucifix gebetet, und nach dessen Endigung gesagt haben soll: Nun habe ich nichts weiter zu fürchten; ich werde bald Hülfe vom Himmel erhalten!

Lutheraner. *) Es war auch schwer, sich zu überreden, daß dieser Prinz, wegen verschiedner Verhältnisse, in welchen er mit dem kaiserlichen Hofe stand, dergleichen Antrag würde genehmigt haben.

Sie richteten daher ihr Absehen auf den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich den V. von welchem sie sich nicht geringe Vortheile versprachen. Ein Prinz aus einem der vornehmsten Häuser im deutschen Reich, der Schwiegersohn des Königs in England, das Haupt der evangelischen Union, schien ihnen ein König zu seyn, der allemal im Stande wäre, es mit einem so mächtigen Gegner, als Ferdinand war, aufzunehmen. Allein sie kannten weder die Uneinigkeiten, welche die Häupter und Bundesgenossen der Union insgeheim trennten, noch die schwache Seele des Königs Jakob von England, der keinen blossen Degen sehen konnte, und mehr ein Stubengelehrter und Pedant, als ein König war; sonst würden sie sich mit so angenehmen Träumen gewiß nicht getäuscht haben.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz war es also, dem Böhmens Krone angetragen wurde. Er war ein Prinz, voll Feuer und Ehrbegierde, und hatte eine Gemahlin, welche damals für die schönste Prinzessin in Europa gehalten wurde, und einen königlichen Stolz mit dem schwachen Karakter ihres Vaters verband. Man kan eben nicht behaupten, daß er nach der böhmischen Krone absichtlich getrachtet, und Staatsränke gebraucht habe, dieselbe

*) Rambachs, Anm. zu Bougeant, Th. I. p. 69.

zu erlangen; *) indessen ist es eben so gewiß, daß es doch sein Ehrgeiz am Ende war, was ihn verleitete, diese für ihn und sein Haus so verderbliche Krone aufzusetzen. Wenn er auch nicht der Mann gewesen wäre, die damit verknüpfte Gefahr einzusehen, so fanden sich doch hohe und staatskundige Personen genug, die ihn, als er sie deswegen zu Rath zog, davon abmahnten. Daß sein Schwiegervater, der platonische König Jakob von England unter diesen war, darüber darf man sich wol nicht verwundern. Aber auch sein Vetter der Prinz von Oranien, und die klügsten seiner Räthe waren dieser Meinung, und seine Mutter Louise Juliane, beschwor ihn mit Thränen, daß er sich in so gefährliche Händel nicht mengen sollte. Der Herzog von Baiern, dem er den ihm geschehenen Antrag melden, und ihm dabei anzeigen ließ, daß er geneigt wäre, ihm, falls er Lust dazu hätte, die angetragne Krone abzutreten, antwortete ihm, daß er für seine Person eine Krone aus den Händen rebellischer Unterthanen niemals annehmen würde, und stellte ihm das Schiksal, dem er sich in diesem Falle blos stellen würde, nachdrüklich vor. **) Aber sei-

*) Spanheim widerlegt dieses weitläuftig, und erklärt diese Beschuldigung ausdrüklich für eine Erdichtung der Feinde des Hauses Pfalz. La témérité; sagt er, lui a été imputeè avec témerité, et l'ambition avec iustice V. *Memoires* de *Loyse Juliane* &c. p. 142. sqq.

**) Bougeant, Th. I. S. 68. — Oesterreichischer nnd bairischer Seits beschuldigte man den Kurfürsten, daß er hierdurch Beiern nur habe sondiren, und erfahren wollen, wie es sich als Nachbar betragen würde. Hingegen, behauptet Spanheim, daß der bairische Hof Frie-

ne Gemahlin, sein geheimder Rath, Camerarius und sein Hofprediger, Scultetus, machten ihn gegen alle Eindrüke dieser Vorstellungen unempfindlich. Der Stolz der erstern wünschte nichts eifriger, als mit den Vorzügen ihrer Geburt auch die Ehre, eine gekrönte und vermählte Königin zu seyn, zu verbinden; dem zweiten war unter der Hand die Kanzlerstelle des Königreichs Böhmen versprochen worden; er bemühte sich demnach eifrigst, die mit dem Unternehmen des Kurfürsten zu besorgenden Gefahren, so klein und unbeträchtlich zu machen, als es ihm nur möglich war: und der dritte brachte den Religionseifer seines Herrn in Gährung. Er stellte ihm vor, daß, da er in keinerlei Wege nach einer Königskrone gestrebt hätte, sondern ihm dieselbe aus freiem Willen und eigner Bewegung der Landstände angetragen worden wäre, dieser Beruf augenscheinlich göttlich, und demselben widerstreben, eine Gewissenssache sei. Was er izt ausschlüge, würde vielleicht ein andrer begierig an sich reissen, und dieser würde vielleicht ein Katholik, wie Ferdinand, wo nicht gar etwas Aergers *) seyn. Er könnte izt

Friedrichen gröblich hintergangen, indem er ihm gute Nachbarschaft versprochen, blos in der Absicht, sein Land keinem feindlichen Anfall blos zu stellen, und dem Kurfürsten von der Pfalz glauben zu machen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, welches doch nachher der Erfolg anders zeigte. Memoires de L. I. p. 141. sqq. — Indessen gesteht dieser Schriftsteller selbst, daß Maximilian Friedrichen diesen Schritt widerrathen habe.

*) Wirklich gieng die Abneigung der Böhmen so weit, daß sie sagten, sie wollten lieber den Türken, ja den Teufel selbst zu ihrem König haben, als ihn.

izt das Aufnehmen der evangelischen Religion mächtig befördern, und die Gewissensfreiheit einer Menge seiner Glaubensbrüder beschützen, und vertheidigen, welches ia seine Pflicht wäre, und was dergleichen Vorstellungen mehr waren.

Wenn Ehrbegierde und Religionseifer mit einander gemeinschaftliche Sache machen, so bekömmt Klugheit und Vorsicht immer den Abschied. — Friedrich entschloß sich, die ihm angebotene Krone anzunehmen, und gieng nach Böhmen nebst seiner Gemahlin ab, nach dem er, seiner Meinung nach, zur Regierung seiner Staaten in seiner Abwesenheit die besten Anstalten getroffen hatte. Der gröste und bestgesinnteste Theil seiner Unterthanen sahen ihm mit Thränen nach, und seine Mutter sagte bei seiner Abreise in einem prophetischen Geiste: Izt gienge die Pfalz nach Böhmen; während daß sich die Gemahlin des Kurfürsten, und die Räthe, welche dieses Unternehmen befördert hatten, mit angenehmen Träumen von den glänzendsten Aussichten täuschten.

Bei den Böhmen verursachte die Ankunft ihres neuen Königs eine allgemeine Freude, und sie unterliessen nichts, was in ihren Kräften stand, ihm dieselbe zu bezeugen. Als er seinen Einzug zu Prag hielt, wurde er von einer Menge Volks mit solcher Feierlichkeit und Zuiauchzen empfangen, daß er dadurch zu Thränen gerührt ward. *) Er fand in diesem

*) Einige Schriftsteller wollten aus diesen Thränen Friedrichs eine Ahndung seines unglüklichen Schiksals erzwingen. Bougeant, Th. I. p. 69. — Wahrscheinlich

sem Betragen die innigste Ergebenheit, und das vollkommenste Zutrauen seiner neuen Landstände und Unterthanen, und da er noch ausserdem auf mächtige Unterstüzung seiner Alliirten und Freunde sich gewisse Rechnung machen zu können glaubte, so zweifelte er nicht im Geringsten, daß er sein Vorhaben durchsezen, und die Krone behaupten würde. Das Glük, welches die Waffen Betlemgabors in Ungarn hatten, schmeichelte diesem Wahn Friedrichs nicht wenig. Dieser Fürst hatte bereits Presburg erobert, und verstärkte die böhmische Armee, welche der Graf von Thurn kommandirte, und die aus 16000 Mann bestand, mit 10000 Mann. Dieser Graf wagte einen Angrif auf den Grafen von Bucquoi, den der Kaiser aus Böhmen zurükberufen hatte, Wien zu bedeken. Ohnerachtet aber dieser General nicht über 12000 Mann unter seinem Kommando hatte, wuste er seine Maasregeln doch so tapfer und vorsichtig zu nehmen, daß sich der Graf von Thurn mit Verlust zurükziehen muste.

Indessen war Friedrich als König in Böhmen gekrönet worden. Dieses verursachte am Wiener Hof eine starke Sensation. Der Kaiser protestirte gegen die Königswahl und Krönung in Böhmen, wiederholte seine Abmahnungen an die Landstände, und sprach Unterthanen und Soldaten von dem Huldigungseide los, den sie Friedrichen geleistet hatten. Indessen arbeitete er auch an weit wirksamern Pla-

lich waren es Freudenthränen da er sich, so wie das Volk ihn, als den von Gott gesandten Beschützer ihrer Religion und Freiheit betrachtete.

Planen, sich im Besiz seiner Würde, und seiner Länder zu erhalten. Er vertrug sich mit den österreichischen Landständen, und empfieng ihre Huldigung. Er brachte auch einen Vergleich zwischen der Union und Liga zu Stande, welcher zu Nürnberg geschlossen wurde, und war so glüklich die Unirten dahin zu bewegen, daß sie sich erklärten, alles zum Frieden beizutragen, was in ihren Kräften stünde, wenn nur die Liga ihre Kriegsrüstungen gegen sie einstellen würde, und sich übrigens in die böhmischen Häadel nicht weiter zu mischen, als in so ferne es zur Sicherheit ihrer und der kurpfälzischen Staaten nöthig seyn würde. *)

Durch diesen Vertrag sahe sich Friedrich, der sich bisher auf den Beistand der Union gänzlich verlassen hatte, einer mächtigen Stütze beraubt; Ferdinands Macht hingegen vergrösserte sich immer mehr; Unter dem Vorwand, daß es ihm nur darum zu thun sei, seine Königreiche, Böhmen und Ungarn zu behaupten, durfte er seine Armee getrost verstärken, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß er dem Vertrag mit der Union zu nahe trete. Er erhielt von dem Pabst eine ansehnliche Geldhülfe. Der König von Spanien bewilligte ihm 11000. Mann zur Wiedereroberung seiner Erblande, und versprach ihm unter der Hand, bei Gelegenheit eine Diversion in der Pfalz zu machen, welches ihm von den Niederlanden aus leicht möglich war. Frankreich versprach, das Seinige zur Vermittelung eines Friedens unter den kriegenden Mächten

*) Pufendorf p. 15. Bougeant, Th. I. p. 72. Anm.

ten beizutragen, welches freilich Ferdinands Verlangen ganz und gar nicht war; indessen erhielt er schon dadurch einen grossen Vortheil, daß sich diese Macht noch nicht auf die Seite seiner Feinde schlug. Dänemark und der Herzog von Braunschweig wählten die Neutralität. Der König Sigmund von Polen versprach Hülfsvölker, und Kursachsen, welches aus mehr als einer Ursache über Kurpfalz eifersüchtig war, und für sich schlimmere Folgen befürchtete, wenn Friedrich in Böhmen glüklich seyn würde, rüstete sich mit aller Macht zu einem Einfall in dieses Reich, und der neue König desselben war in allen seinen Versuchen, die ihm von dieser Seite drohende Gefahr abzuwenden, unglüklich. Der Herzog in Baiern erklärte sich nunmehr dem Kaiser, gegen seine misvergnügten Unterthanen mit aller seiner Macht beizustehen, und ihm den ruhigen Besiz seiner Erblande erfechten zu helfen. Er rükte auch wirklich mit einem Heer von 25000 Mann in Oesterreich ein, und brachte daselbst alles in kurzer Zeit zur Ruhe.

Die Glieder der Union konnten aus diesem allen leicht voraus sehen, daß ihre Gegner nicht ermangeln würden, weiter um sich zu greifen, wenn nur der böhmische Krieg ihrer Seits glüklich geführt würde. Sie entschlossen sich daher, auf Vertheidigungsanstalten, im Fall eines Angrifs zu denken. Der Markgraf von Anspach, Generallieutenant der Union brachte eine Armee von 15000 Mann zusammen, um die Pfalz zu vertheidigen, und die baierische Armee zu beobachten. Doch die Vermittelung Frank-

reichs

reichs bewirkte, daß Deutschland etwas später, als es ausserdem würde geschehen seyn, der Schauplaz des Kriegs wurde. Die Gesandten dieser Krone brachten zu Ulm zwischen der Union und Liga einen abermaligen Vergleich zu Stande, nach welchem beiderseits Verbundene nichts wieder einander unternehmen, und ieder Theil den Truppen des andern den freien Durchmarsch, nach Maasgabe der Konstitutionen, des deutschen Reichs, durch seine Länder gestatten sollte. Von diesem Vertrag aber wurde Böhmen, und dessen inkorporirte Provinzen ausdrüklich ausgeschlossen. Es brachte also dieser Vertrag der Union keinen Nutzen, sondern diente vielmehr dazu, daß Oesterreich und dessen Alliirte Zeit gewannen, den Krieg in Böhmen mit allem Nachdruk, und ohne Furcht vor irgend einer Diversion zu führen. Allein die Unirten konnten sich, wenn sie auch die Absicht merken mochten, doch nicht anders dabei nehmen. Ferdinand war einmal deutscher Kaiser; die Liga war ihnen bereits zu mächtig; sie nicht nur schwach, sondern auch nicht einig; die wenigsten von ihnen hatten Lust Friedrichs Unternehmung zu begünstigen, und die Absicht ihres Bündnisses war überhaupt nur die Freiheit des deutschen Reichs, und die Sicherheit ihrer Staaten gegen die immer mächtiger werdende Gegenpartei zu vertheidigen, nicht aber offensive zu Werke zu gehen, und alle an einem Kriege, den Einer aus ihrem Mittel um eine Krone, deren Erlangung zwar ihm und seinem Hause, nicht aber dem Interesse des Bündnisses zuträglich war, Theil zu nehmen.

Nach

Nach diesem Vertrag zog sich die Armee der Unirten in die Pfalz zurük, um das spanische Heer, das unter dem Kommando des Ambrosius Spinola, eines in der Geschichte berühmten Generals, bereits in die Gränzen dieses Landes eingedrungen war, zu beobachten, und der Kaiser hatte nunmehr freiere Hand, wider seinen Gegenkönig zu agiren. Er versuchte noch einmal Abmahnungen und schriftliche Drohungen, die er sowol an den König selbst, als an die böhmischen Stände ergehen ließ. Da er aber auf ieden Fall voraussehen mußte, daß sie schlechte Wirkung haben würden, so sieht man leicht, daß er sie nur deswegen wiederholte, um hernach, unter einem desto scheinbarern Vorwande, seine Rache den Zügel völlig zu verhängen.

Die Böhmen thaten ihr Aeusserstes; und man muß wirklich gestehen, daß ihr neuer König seinem so mächtigen Feinde weit mehr würde zu schaffen gemacht haben, wenn sein Zutrauen auf die Unterstützung des Königs in England, und der Union nicht leerer Wahn gewesen wäre. Doch wurde auch er, ob sich gleich allenthalben deutliche Merkmale äusserten, daß er sich getäuscht, und auf Unterstützungen Rechnung gemacht habe, die ihm nichts weniger als sicher waren, nicht muthlos, sondern beschloß, das Aeusserste zu wagen. Er wandte alle seine Kräfte, an sich Bundesgenossen zu erwerben, und seiner bereits sinkenden Macht neue Stützen zu verschaffen. Allein dieienigen unter denselben, die er für die stärksten gehalten hatte, fand er izt zum Theil zu schwach, und theils waren sie durch die Politik der

Gegen-

Gegenpartei, so stark er sie auch übrigens mit Recht schätzen können, gebrochen, und er sahe sich einzig und allein der Treue seiner neuen Vasallen überlassen, von der sein Schiksal abhieng.

Indem sich nun die österreichischbairische Armee unter dem Kommando des Herzogs von Baiern und des Grafen von Bucquoi nach Böhmen zog, fiel der Kurfürst von Sachsen auf der andern Seite in die Laußnitz ein, und machte sich diese Provinz in kurzer Zeit unterwürfig. Der neue König von Böhmen, der sich nun in der schlimmsten Lage sah, beschloß also, das Aeusserste zu wagen.

Es blieb ihm auch weiter nichts übrig, da die feindliche Armee ihren Marsch gerade gegen Prag, seine Residenz, anrükte. Diese kombinirte Armee war izt 50,000 Mann stark; er aber konnte ihnen höchstens 30,000 Mann entgegen stellen. Er besezte daher die haltbarsten Pläze, welche der Feind passiren muste, um denselben so lange aufzuhalten, bis frische Ungarische Völker die ihm versprochen waren, zu seiner Armee stossen würden. Allein diese Vormauern waren für die Uebermacht des hereindringenden Feindes zu schwach. Die meisten dieser Pläze ergaben sich, andre wurden mit Gewalt erobert, unter welchen besonders Prachaliz, und Pissek ein trauriges Schiksal erfuhren, deren Einwohner und Garnison von den ergrimmten Siegern niedergemacht wurden. Beide Armeen zogen immer neben oder hintereinander her, und ihre Vortruppen kamen mehr als einmal zum Gefechte, bis sie endlich bei Prag anlangten. In dieser Stadt

kom-

kommandirte der Graf von Mansfeld eine starke Garnison, und stand sowohl, als der König Friedrich, in der Meinung, der Herzog von Baiern, und die übrigen kaiserlichen Generals würden Prag belagern. Allein diese dachten nicht daran, und die Wendungen, die das unter ihren Kommando stehende Heer machte, zeigten bald, daß es ihnen hauptsächlich darum zu thun sei, das böhmische Heer zum Stehen zu bringen, und ein entscheidendes Treffen zu liefern. Mit dieser Ueberzeugung verschwand auch die Hofnung, daß man den Feind bei der Belagerung einer festen Stadt, welche an Lebensmitteln und Munition keinen Mangel hatte, eine Weile würde hinhalten, und sich indessen verstärken können; und man muste darauf bedacht seyn, der grössern Macht der Feinde mit Klugheit und Tapferkeit zu begegnen.

Die böhmische Armee, welche der Prinz Christian von Anhalt, ein tapferer Herr, auf welchen Friedrich ein allzugrosses Vertrauen setzte, kommandirte, war auf dem sogenannten weissen Berge bei Prag sehr vortheilhaft postirt. Ausser der Anhöhe, welche den Feinden den Angrif erschwerte, hatte sie drei Batterien aufgeworfen, von welchen sie auf dreien Seiten bedekt war. Sie hätte sich auch noch stärker verschanzt, wenn sie Zeit dazu gehabt hätten. Denn Friedrich hatte beschlossen, nicht anzugreifen, sondern sich blos zu vertheidigen. Er machte indessen die Schlachtordnung seiner Armee selbst, und ermahnte seine Officiere und Soldaten zu einer tapfern Gegenwehr, indem er ihnen zugleich das Schiksal,

das sie als Ueberwundne sowol, als er zu erwarten hätten, vorstellte. Er selbst war im Treffen gegenwärtig. *)

Als die kaiserlichen Generals die Stellung der Böhmen beobachteten, überlegten sie anfangs, ob es rathsam wäre, an diesem Orte ein Treffen zu wagen. Aber die Zuversicht auf ihre Anzahl, das Glük, das sie bisher auf ihrem Feldzug begleitet hatte, und der Religionseifer überwand alle Bedenklichkeiten. Besonders soll dieser leztere den Muth der bei der Armee befindlichen Spanier und Italiäner gewaltig erhöhet haben. Der Herzog Maximilian hatte einen spanischen Kapuziner, Pater Dominikus aus Arragonien bei sich, den der Pabst mit sehr schmeichelhaften Aufträgen an seinen Hof geschikt hatte. Dieser Pfaffe stand in einem ausserordentlichen Ruf der Heiligkeit, versprach dem Herzog den gewissen Sieg, und trieb die Schwärmerei so weit, daß er kein Bedenken trug, sich selbst in das Treffen zu wagen. So soll auch der Pabst dem Herzog in Baiern ein Gedicht zugesendet ha-

*) Einige Geschichtschreiber sagen, daß er nicht gleich anfangs, sondern erst zur Zeit, da seine Generals seine Gegenwart für nöthig hielten, sich an die Spitze seiner Armee gestellt habe. — Er mag nun aber sowol nicht gleich anfangs im Treffen zugegen gewesen, als auch vor dem völligen Ausgang desselben nach Prag zurük gegangen seyn, so ist es immer falsch, wenn ihn Wassenberg (de bello Germanico, Frf. 1639. 16. p. 36.) ein schülerhafter Affe der deklamatorischen Grimassen des Florus, beschüldigt, daß er nicht einmal Muth genug gehabt, seinem Feind in die Augen zu sehen.

haben, *) worinn er ihn als einen andern Josua, und als den von Gott bestimmten Bändiger der Ketzer, aufforderte, seinen Beruf zu erfüllen, und den Krieg des Herrn mit Muth und Eifer zu führen.

Die österreichischbairische Armee, deren rechten Flügel der Herzog von Baiern, den linken aber der Graf Bucquoi kommandirte, rükte demnach gegen den Berg und die Batterien an. Der damals in baierischen Diensten kommandirende General, Graf Johann Tserklas von Tilly, welcher beordert war, den ersten Angrif zu wagen, sezte durch den Muldaustrom und einen Morast, der den rechten Flügel der böhmischen Armee dekte und grif denselben an, ward aber so übel empfangen, daß ihm die baierischen Truppen zu Hülfe kommen musten. Der Fürst von Anhalt, welcher die Konfusion gewahr ward, welche die Bewegung der baierischen Regimenter in der kaiserlichen Armee verursacht hatte, trieb nicht nur den Grafen Tilly mit ungemeiner Lebhaftigkeit zurük, sondern ließ auch seine Artillerie dergestalt unter die Feinde spielen, daß beinahe ihre beiden Treffen dadurch getrennt wurden. Der Graf von Bucquoi, welcher kurz zuvor in einem Scharmüzel dergestalt verwundet worden war, daß er kein Pferd besteigen durfte, vergaß bei dem Anblik dieser Unordnung Verwundung und Gefahr. Er sezte sich zu Pferd, veränderte seine Schlachtordnung, und gieng an der Spitze eines zahlreichen Korps, das meist aus Kavallerie bestand, auf das Korps der Bataille der böhmischen Armee los, wo

sich

*) Bougeant, Th. I. p. 79. 80.

sich der König in Person befand. Dieser Prinz hielt zwar den Angrif eine Zeit lang muthig aus, und trieb den Grafen anfangs so gar zurük, endlich aber drang die kaiserliche Kavallerie durch, grif das Hintertreffen der böhmischen Armee, welches aus 2000 Mann ungarischer Kavallerie bestand, an, und trennte es. Zu gleicher Zeit überwältigte der Herzog von Baiern den linken Flügel der Böhmen, und bemächtigte sich der Artillerie, die derselbe vor sich hatte. Nun war das Treffen entschieden, die kaiserliche Armee erneuerte den Angrif von allen Seiten, und die Böhmen musten bei 5000 Tode (die in der Muldau ertrunken, nicht mitgerechnet,) ihre ganze Artillerie, und ihre Fahnen auf dem Schlachtfelde lassen. Viele vornehme Officiers, unter welchen der kommandirende General, Fürst von Anhalt selbst war, wurden gefangen. Der König Friedrich warf sich kurz vor dem völligen Ausgang des unglüklichen Treffens in die Stadt Prag, und flüchtete sich nach wenigen Stunden mit seiner Familie nach Schlesien. *)

Dieses in kurzer Zeit (die Geschichte sagt, daß es nicht viel über eine Stunde gedauert) erfochtene Treffen können die katholischen Schriftsteller, nach ihrer Gewohnheit nicht mirakulös und ominös genug beschreiben. Es gieng gerade an dem Sonntage vor sich, an welchem man im Evangelium liest; **Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist** 2c. **) — welch ein augenscheinliches Vorzeichen des ge-

*) Bougeant Th. I. p. 80. 8. Pufendorf, p. 16. l. c.

**) 1620. 29. Okt.

gewissen Siegs! — Die Böhmen, Menschen und Pferde, wurden kurz vor dem Treffen von einem ungewöhnlichen Schreken überfallen, daß sie alle ängstlich zu zittern anfiengen. Dieses panische Schreken mag wol bei den meisten, die es befallen, ganz natürliche Ursachen gehabt haben. — Aber das meiste und Beste that hier wieder, wie bei der katholischen Klerisei allemal, die Himmelskönigin Maria. Der Kapuziner Dominikus, dessen bereits gedacht worden, hatte ein Crucifix, oder ein Marienbild, *) auf Leinwand gemahlt, ich weis nicht wo, gefunden. Dieses befestigte er in Form eines Paniers an eine Stange, und begab sich damit ins Treffen. Als das Tillysche Korps zurük getrieben war, und die kaiserliche Armee in Unordnung gerieth, ritt er mit dieser Siegesfahne unter das Korps, das Bucquoi gesammlet hatte, und feuerte den Muth der Soldaten durch sein Beispiel, und durch das Bild, das er trug, an. Freilich marschirten drei Eskadrons schwere Kavallerie voraus; aber was that das? Ohne das wunderthätige Marienbild wäre das Treffen doch nicht gewonnen worden. Wenigstens glaubte es der Herzog von Baiern dem geistlichen Don Quixote, der doch das Seine zum Sieg beigetragen hatte, (wie Frater Jan im

Pan-

*) Die bekanntern Geschichtschreiber, die dieses Umstands gedenken, reden von einem Crucifix. Gleichzeitige fliegende Relationen aber sagen, es sei ein Gemälde einer sogenannten heiligen Familie gewesen, welches der Pater an einem von dem Mansfeldischen Korps geplünderten Ort gefunden, und dessen Figuren, warscheinlich aus profanen Muthwillen, die Augen ausgestochen waren.

Pantagruel) und der Graf von Bucquoi war vermuthlich ein zu guter Katholik, als daß er hätte die Unhöflichkeit begehen sollen, der Mutter Gottes die Ehre eines Siegs nicht zuzugestehen, den Ferdinand der II. eigentlich seiner Entschlossenheit und Tapferkeit allein zu danken hatte.

Auf der andere Seite gab, wie es gewöhnlich bei verunglükten Planen zu geschehen pflegt, immer einer dem andern die Schuld. Der König Friedrich beklagte sich über das Aussenbleiben der versprochenen ungarischen Hülfstruppen, und über die zaghafte und übereilte Flucht der ungarischen Kavallerie, welche mit im Treffen gewesen war; seine deutschen Generals massen der unbeständigen Gemüthsart der Böhmen, welche eines Königs, den sie sich so eifrig gewünscht, und bei seiner Ankunft fast angebetet hatten, so bald überdrüssig geworden, und treulos gegen ihn gehandelt hätten, die Ursache des unglüklichen Treffens bei, und die Böhmen schoben alles auf das Betragen des Königs und seiner deutschen Generale. Im Grunde hatten alle Theile gleiche Schuld. Friedrich hatte, als er sich entschlos, die böhmische Krone anzunehmen, die Deklamationen ehrbegieriger und geldgeiziger Räthe, den weisen und wolüberlegten Rathschlägen unbefangener und redlicher Minister und Freunde vorgezogen; er hatte auf Unterstützungen gerechnet, deren er keineswegs hinlänglich versichert war; er, und seine Gemahlin waren nach der Besitznehmung ihres neuen Königreichs mehr darauf bedacht, ihre Hofhaltung recht königlich einzurichten, als sich erst ihrer neuen

Besitzungen zu versichern; er ließ die Böhmen zu frühzeitig fühlen, daß er bei Besezung der Oberstellen des Reichs seine Deutschen ihnen, wo es nur möglich wäre, vorziehen würde; die Einrichtung seines prächtigen Hofstaats, und der zur Führung des Kriegs erforderliche Aufwand nöthigte ihn, den ohnehin erschöpften Unterthanen, Abgaben, deren Entrichtung ihnen schwer fiel, aufzulegen; er war in Einführung der reformirten Religion zu hastig, und ließ sogar etwas Bilderstürmerei mit unterlaufen, welche freilich von den katholischen Geschichtschreibern zu übertrieben geschildert wird, aber im Ganzen auch selbst den reformirten Böhmen ganz und gar nicht anstand. Endlich war es auch mehr Verzweiflung, als wahre Tapferkeit, daß er seine Armee der weit grössern feindlichen Macht blos stellte, und sich in eine Lage begab, in der er zu einem entscheidenden Treffen gezwungen werden konnte, da er wol doch noch Mittel würde gefunden haben, sie länger aufzuhalten. *) Seine Minister und Generale betrachteten die Böhmen, die sich doch izt mehr als iemals für freie Stände eines Wahlkönigreichs hielten

*) Plusieurs causes fatales contribuerent a la ruine de l'armèe de Boheme, au lieu que cette de l'ennemi eut été inevitable, selon les apparences humaines, si on se fut prévala des avantages, qu'on avoit en main, ayant la Capitale du Royaume a dos, et abondance de tout, pendant que l'armeè ennemie étoit en un païs ruiné et ne pouvoit recevoir aucune provision, que par des convois longs et pénibles. Joint, que la saison alloit achéver, et que la famine avoit commencé d'entamer. *Et. ne faloit, qu' opposer un Fabius a des Hannibals echauffés.* SPANH. Memoires de L. I. p. 163.

ten als Unterthanen ihres Prinzen, die sich den Befehlen desselben, und ihren Anordnungen schlechterdings unterwerfen müsten, und dieses Betragen mußte dieselben nothwendig kränken und beleidigen. Der unüberlegte Religionseifer der reformirten Geistlichkeit, machte daß ein grosser Theil der Katholiken in Böhmen, welcher gewiß für den neuen König hätte gewonnen werden können, wenn er an ihm einen Herrn gefunden hätte, wie izt Schlesien an Friedrich dem Grossen hat, die neue Regierung verabscheuen muste, denn sie war für sie das nämliche, was die österreichische Regierung für die Protestanten war. Der Prinz von Anhalt, ein tapferer, aber unerfahrner und verwegner General, der sich besser dazu geschikt hätte, ein Detaschement Husaren, als eine Armee zu kommandiren, verrükte seinem Prinzen den ganzen Plan des Feldzugs und des Treffens, und es war wirklich nicht der geringste Fehler Friedrichs, daß er diesem Heerführer den Vorzug vor den Grafen von Thurn und von Mansfeld gab, die der Gegenpartei bisher so furchtbar gewesen waren. Daß die Böhmen nicht mehr die Gesinnungen gegen ihren König hegen konnten, mit denen sie ihn aufgenommen hatten, ist aus dem bisher Gesagten leichtlich zu ersehen. Sie sahen sich nun auf einmal aus ihren angenehmen Träumen herausgeworfen. Sie hatten sich in ihm einen König vorgestellt, der, vermöge englischer Subsidiengelder, den Krieg aus seiner eignen Kasse würde bestreiten können, und musten izt das Aeusserste anwenden, ihn mit ihrem eignen Gelde zu unterstüzen. Sie

hatten geglaubt, daß auf seinen Wink das ganze Heer der protestantischen Union ihnen zu Hülfe eilen würde, und musten sich izt mit den wenigen Hülfstruppen, die ihnen der Graf von Mannsfeld, und einige andre Generale ihres Königs zugeführt hatten, und mit denen, die der Fürst von Siebenbürgen entbehren konnte, begnügen. Dergleichen Täuschungen musten nothwendig eine gewaltige Alteration ihrer Gesinnungen verursachen. Bei dem allen bezeugt doch die Geschichte einstimmig, daß sie es waren, die für ihren König am heldenmüthigsten und tapferer als die deutschen und ungarischen Hülfstruppen gefochten. Das Regiment des Grafen von Thurn hielt sich am längsten auf dem Schlachtfeld, und wurde fast bis auf den lezten Mann niedergehauen, und dieser tapfere Graf, dessen Sohn in diesem unglüklichen Treffen war gefangen worden, machte noch nach demselben Versuche, die zerstreute Armee wieder zu sammeln, und sich den fernern Eroberungen der Feinde zu widersezen. Diese Versuche waren aber vergeblich, und er, für den es nun freilich weiter nicht rathsam war, sich länger in Böhmen aufzuhalten, sahe sich genöthigt, ins Reich zu fliehen, und eine Stelle bei der Unionsarmee zu suchen.

Der von der österreichischbaierischen Armee erfochtene Sieg zog traurige Folgen für Böhmen nach sich. Das ganze Königreich muste sich, ohne daran gedenken zu dürfen, Bedingungen zu machen, auf Gnade und Ungnade unterwerfen. Der Maiestätsbrief wurde kassirt, die Häuser und Besitzungen vor-

nehmer und reicher Protestanten den Soldaten zur Plünderung Preiß gegeben, die veriagten Jesuiten wieder eingeführt, und ihnen mehr eingeräumt, als sie verloren hatten; den Protestanten wurden alle Kirchen, die sie innen gehabt, genommen, und ihre Prediger aus allen österreichischen Erblanden veriagt. Ueber dieienigen, welche sich der Rebellion schuldig gemacht hatten, ließ der Kaiser, ohne Rüksicht auf Stand und Person, ein grausames Blutgericht ergehen. Vier und zwanzig der Vornehmsten wurden öffentlich, theils mit dem Schwert, nach vorhergehender Abhauung der rechten Hand, hingerichtet, theils auch auf noch schmählichere Art, z. B. durch Ausschneidung der Zunge, Viertheilen ꝛc. zum Tode gebracht, und von Gemeinen hiengen alle Galgen (Trophäen des Jesuiterordens, den Gott verfluche!) voll. Der Chef dieses Gerichts war Karl, Fürst von Lichtenstein, der, von der blutdürstigen Klerisei angereizt, sich eine Ehre daraus machte, das Werkzeug ihrer henkerischen Niederträchtigkeit zu seyn. Die vornehmste Triebfeder dieser Gräuel aber war der Kardinal Karl Karafa, päbstlicher Nuncius zu Wien, ein geschworner Miethling des Pabsts, der den Kaiser unaufhörlich zur Erfüllung seines Gelübds ermunterte, und im Geiste schon ganz Deutschland unter das schimpfliche Joch der römischen Hierarchie gebeugt sah.

Mähren, dessen Stände es zum Theil mit den Böhmen gehalten hatten, unterwarf sich dem Kaiser freiwillig, muste aber dennoch ein eben so hartes

Schiksal erfahren. Für Schlesien interessirte sich der Kurfürst von Sachsen, und da der Kaiser demselben, wegen der Unterstüzung seiner Armee in dem böhmischen Feldzuge Verbindlichkeit hatte, so erhielten die Schlesier die Vergünstigung ihrer Religionsfreiheit, unter der Garantie des Kurfürsten, daß sie sich als gehorsame Unterthanen des Kaisers betragen würden. Allein auch diese Vergünstigung war weiter nichts, als eine blosse Formalität, vermittelst welcher man sich die Mühe ersparte, die in Böhmen gespielte Tragödie zu wiederholen, und das Loretogelübde des Kaisers, die einzige Hofnung der intoleranten Geistlichkeit, war immer heiliger als sein den schlesischen Protestanten gegebnes Wort. Sie wurden allenthalben bedrängt und chikanirt, und Kursachsen war zu schwach, sich ihrer mit Nachdruk anzunehmen.

Da der Kaiser von dieser Seite nichts mehr zu befürchten hatte, so rief er den Grafen Bucquoi, der ihm in Böhmen so wichtige Dienste geleistet hatte, zurük, weil er nun auch den Fürsten von Siebenbürgen, der bereits den Titel eines Fürsten von Ungarn angenommen hatte, zum Gehorsam bringen wollte, und das Vertrauen hatte, daß er durch diesen erfahrnen Feldherrn seine Absicht glüklich erreichen würde. Der Herzog Maximilian von Baiern gieng in seine Erblande zurük, wo seine Gegenwart nothwendig war, und der unglükliche Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der nun auch in Schlesien keine bleibende Stätte hatte, nahm seine Zuflucht zu dem Kurfürsten von Brandenburg, und, als man

ihn auch da nicht gerne sahe, in die vereinigten Niederlande.

In Ungarn hatten zwar die Waffen des Kaisers den gehofften Erfolg nicht. Denn der Graf Bucquoi fand nicht nur tapfern Widerstand, sondern verlor auch bei der Belagerung der Vestung Neuhäusel, die er unternahm, sein Leben; indem er bei einem Scharmüzel von der ungarischen Kavallerie umringt, und fast in Stüken gehauen wurde. Das Haus Oesterreich verlor an ihm einen seiner grösten Generale, der Erfahrung, Klugheit, und kriegerische Tapferkeit in gleich hohem Grade besaß. Nachdem er gegen die Böhmen so glüklich gewesen, und dieses grosse Reich in kurzer Zeit, und wie die katholischen Skribenten rühmen, gleichsam im Durchmarschiren, *) erobert hatte, hielt Ferdinand sein Kriegsheer unter einem solchen Anführer beinahe für unüberwindlich. Da ihm aber der Tod dieses tapfern Kriegers das Concept merklich verrükte, und er doch einmal fest entschlossen war, die günstige Gelegenheit, die Union und den Protestantismus in Deutschland zu unterdrüken, zu nüzen, so wuste er den ungarischen Unruhen bald eine solche Wendung zu geben, die ihm die Hände zu diesem Vorhaben freier machte. Er ließ sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen in Unterhandlungen ein, und machte endlich Friede mit ihm, auf die Bedingungen, daß Betlengabor sich des Titels eines Königs in Ungarn zum Vortheil des Kaisers begeben sollte, wogegen ihn

*) Constant, PEREGRINI *quadrimest. e iter Bucquoianum*, Vienn. et Brunn. 1621. 8.

ihn dieser für einen Fürsten des Reichs erkannte, und ihm sieben ungarische Komitate, nebst der Stadt Kaschau, ingleichen die Herzogthümer Oppeln und Ratibor in Schlesien auf Lebenszeit zu besizen, abtrat. Solchergestalt hatte Ferdinand von dieser Seite nichts weiter zu befürchten, und Friedrich von der Pfalz, nebst der Union hatten von den Gährungen in Ungarn den Vortheil bei weitem nicht, den sie sich anfänglich versprochen hatten. Ferdinand konnte auch seine Gegner in Deutschland, in der Verfassung, worinnen sie sich damals befanden, als schwache Feinde, welche er gar leicht demüthigen könnte, betrachten.

Der spanische General Spinola hatte sich bereits des grösten Theils der Unterpfalz bemächtigt, ohne daß die ihm entgegengestellte Observationsarmee der Union etwas gegen ihn hätte unternehmen können. *) Sie stund bey Oppenheim, während der Zeit, da Spinola einen Plaz nach dem andern einnahm. Die eifrigern Bundsgenossen Friedrichs von der Pfalz, der oftelwähnte Graf Peter Ernst von Mansfeld, der Herzog Christian von Braunschweig, **) die Markgrafen Georg Frie-

*) Einige Geschichtschreiber beschuldigen den Markgrafen Joachim Ernst von Anspach, der diese Armee kommandirte, daß er sich mit Fleiß nicht geregt, und von den spanischen Befehlshabern sich habe bestechen lassen — Im Grunde war er dem Spinola allemal zu schwach.

**) Dieser Herr war von sehr feurigem Naturell, noch jung, und ein eifriger Protestant. Das Unglük der Gemahlin Friedrichs von der Pfalz war eine der Haupt-ursachen.

Friedrich von Badendurlach und Johann Georg von Brandenburg in Jägerndorf, unterstüzten ihn zwar nach allem ihren Vermögen, allein sie waren der kaiserlichen Kriegsmacht nicht stark genug, und wurden in verschiedenen Treffen, in welchem das bei Wimpfen *) das schärfste war, dergestalt mitgenommen, daß sie genug zu thun hatten, den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Und wenn sie auch hie und da einige Eroberungen machten, so gereichten diese höchstens ihnen und den Truppen, die unter ihrem Kommando standen, keineswegs aber dem unglüklichen Friedrich zu einigem Vortheil, weil sie diese Eroberungen niemals behaupten konnten.

Der Kaiser hatte, wie er sich ausdrükte, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit, oder, wie es eigentlich heissen sollte, fast ganz eigenmächtig, und ohne Zustimmung des mehrern Theils der Kurfürsten,

ursachen, warum er die Partei dieses verlassenen Fürsten ergrif, und so zu sagen, der Ritter dieser Prinzessin ward. Die Anekdote sagt, daß er einst einen ihrer Handschuhe genommen, denselben auf den Hut gestekt, und geschworen habe, denselben nicht eher herabzunehmen, als bis er ihren Gemahl wieder im Besiz seiner Lande sähe. Wo er hin kam, erwiederte er die Plünderungen, welche die Katholiken in den eroberten Ländern verübten, mit gleichem Verfahren. Er plünderte ihre Kirchen und Klöster rein aus, und ließ von dieser Beute eine Münze schlagen, auf deren Revers die Innschrift: Gottes Freund, der Pfaffen Feind, befindlich ist. Daher können sich auch die katholischen Skribenten nicht bitterlich genug über ihn beschweren.

*) 1622. Zwischen dem Markgrafen von Badendurlach, und dem Grafen Tilly, zum Nachtheil des Erstern.

sten, Friedrichen seiner Kurwürde entsezt, und nebst obbenannten seinen Bundsgenossen, oder wie es in der Sentenz hieß, Helfern, in die Reichsacht erklärt. *) Ob nun gleich diese Achtssentenz auf eben beschriebene Art, ganz nach der Weise Karls des V. publicirt wurde, so wirkte sie doch bei den unirten Fürsten so viel, daß sie sich der Vertheidigung der pfälzischen Kurlande gänzlich entschlugen, mit dem Spinola einem Vergleich errrichteten, und ihn in der Unterpfalz nach eignem Gefallen schalten und walten liesen. Man protestirte zwar von Seiten Kurpfalz auf das feierlichste gegen diese Achtssentenz, und behauptete, so wie ehemals auf die kaiserlichen Abmahnungsschreiben wegen Besiznehmung der böhmischen Krone, standhaft, daß der Kurfürst in dieser Sache mit dem Kaiser keineswegs als ein Reichsfürst mit dem Reichsoberhaupte, viel weniger als ein Vasall mit seinem Herrn, sondern als ein Pfalzgraf bei Rhein mit einem Erzherzog von Oesterreich zu thun habe, mithin die Sache keine Reichsangelegenheit, sondern eine Privatstreitigkeit beider Häuser wäre, wegen welcher ein Kurfürst des Reichs, zumal auf eine so eigenmächtige und tumultuarische Weise, nicht in die Acht erklärt, und aus dem Besiz seiner Staaten verdrängt werden könnte. Aber alles Protestiren war, wie leicht zu erachten, unter solchen Umständen fruchtlos. Dem Kaiser konnten die Beschwerden eines Fürsten, der izt fast keine andern Waffen als die Feder gegen ihn führen konnte, ganz gleichgültig seyn, und das Betragen sei-

*) 1621. 22. Jan.

seiner Bundesgenossen gegen die katholische Geistlichkeit, deren Länder und Güter sie fleissig plünderten, und welches man auf der gehässigsten Seite vorzustellen wuste, lieh Anstrich genug her, die Achtssentenz zu beschönigen. Man würdigte also am kaiserlichen Hof die pfälzischen Protestationen kaum, und, gleichsam nur des Wolstands wegen, einer Antwort und fuhr mit der Besitznehmung der Staaten des Kurfürsten, als mit einer reichskonstitutionsmässigen Vollziehung der Achtssentenz fort. Nachdem Tilly die streifenden Heere des Markgrafen von Badendurlach und des Grafen von Mansfeld entfernt, und zu einigem Respekt gebracht hatte, zog er sich nach der Unterpfalz, um sich dieselbe vollends zu unterwerfen, und in Ansehung der Oberpfalz war die Exekution dem Herzog Maximilian von Baiern aufgetragen worden, welchem ein solcher Antrag, der für ihn äusserst vortheilhaft seyn muste, sehr willkommen war.

Nachdem der Graf von Tilly sich mit einem Korps spanischer Truppen vereinigt, und die kombinirte Armee des Grafen von Mansfeld, und des Markgrafen von Badendurlach im Hessendarmstädtischen geschlagen hatte, ließ er seine erste Angelegenheit seyn, den Herzog Christian von Braunschweig, den furchtbarsten unter seinen dermaligen Gegnern aufzusuchen. Er wurde auch seines Wunsches bald theilhaftig. Dann der Herzog, den Friedrich aus Westphalen, wo er viele Verwüstungen angerichtet hatte, nach der Unterpfalz auf das dringendste zurükberief, zog sich durch den Oberrheinischen

nischen Kreis herunter, um sich mit dem Grafen von Mansfeld zu vereinigen. Nach einigen Berichten hatte er vornehmlich sein Absehen auf einen Einfall in das Fuldische, und in die fränkischen Stifter gerichtet, um dieselben, nach seiner Methode, rein auszufegen. *) Aber der alte und erfahrne Krieger Tilly, der ihn scharf beobachtete, gieng mit starken Märschen auf ihn los, und ereilte ihn, da er es am wenigsten besorgte, und eben beschäftigt war, bei Höchst dem Mayn zu passiren. Er war mit den Zurüstungen zu diesem Vorhaben bereits fertig geworden, als ihn die Ankunft der kaiserlichen Armee nöthigte, ein Treffen zu wagen. Darauf war er nun, ob gleich seine Armee der feindlichen, was die Anzahl betraf, gleich war, doch nicht versehen. Denn er hatte nicht mehr als drei Kanonen; Tilly hingegen hatte auf einer Anhöhe eine Batterie von achtzehn grossen Stüken errichtet, mit welchen er auf die braunschweigische Armee, von deren dreien Kanonen zwey bald unbrauchbar wurden, gewaltig feuerte. Der Herzog Christian und sein Heer thaten zwar ihr Möglichstes in dem Gefechte: allein da die kaiserliche Artillerie ihm vielen Abbruch that, und er überdieses innen wurde, daß Tilly damit umgienge, ihm den Paß über die Schifbrüke, die er über den Mainstrom hatte schlagen lassen, abzuschneiden, sahe er sich gezwungen, auf den Rükzug zu denken. Ob er aber auch gleich alle Mühe anwendete, seine Retirade in guter Ordnung zu bewerkstelligen, so entstand doch, als er und seine

Of-

*) Bougeant, Th. I, p. 105.

Offiziere mit der Ausführung dieses Plans beschäftigt waren, eine allgemeine Verwirrung unter seiner Armee, welche bald eine so übereilte Flucht bewirkte, worüber selbst Tilly, und die kaiserlichen Generals anfangs erstaunten, und besorgten, es möchte diese Flucht eine verstekte Kriegslist, und die Absicht, sie aus ihrer vortheilhaften Stellung zu bringen, zum Beweggrunde haben. Da sie aber bald überzeugt wurden, daß die Feinde in allem Ernst ausrissen, so sezten sie ihnen nunmehr, so schnell sie konnten, mit ihrem ganzen Heere nach. Der Herzog Christian verlor an diesem für ihm so unglüklichen Tage an 8000 Mann, die entweder im Treffen blieben, oder, da die Schifbrüke nicht hinreichend war, alle Flüchtigen zu fassen, im Main ertranken, oder von den Feinden, besonders den Kroaten, welche über den Fluß sezten ohne eine Schifbrüke dazu nöthig zu haben, im Nachhauen niedergemacht wurden. Unter den Getödteten waren viele Offiziere von vornehmen Stande, und Tilly erbeutete eine Menge Fahnen, Waffen und Gepäke und machte viele Kriegsgefangene. Die kaiserliche Armee soll bei dieser Aktion nicht mehr als 35 Mann verloren haben. *)

Nun war auch die lezte Stüze des Kurfürsten von der Pfalz gebrochen. Die Katholiken triumphirten gewaltig, daß Christian, der Verheerer der

*) Rambach in den Anm. zum Bougeant Th. I. p. 107. 108. zieht eine Parallele zwischen diesem Treffen bei Höchst, und dem bei Rosbach, 1757. 5 Nov. welche ihm aber verunglükt ist.

der Stifter und Klöster, der Feind ihrer Klerisei, endlich seinen Mann gefunden, und die Himmelskönigin muste wieder nicht geringen Antheil an diesem Sieg haben. — Friedrich war zu den Heeren seiner Vertheidiger zurükgekehrt; er war ein Augenzeuge von der Niederlage des Markgrafen von Badendurlach gewesen; er hatte sich geschmeichelt, der Herzog von Braunschweig würde durch seine Ankunft jenen Verlust wieder ersezen, und auch diese Hofnung war vereitelt. Christian gieng nun mit dem gesammelten Ueberrest seiner geschlagnen Armee in Gesellschaft des trostlosen Friedrichs, und des Grafens von Mansfeld nach dem Elsaß. Der Markgraf von Badendurlach aber, der müde war, sein Heil ferner in einem Krieg zu versuchen, in welchem er schlechtes Glük gehabt, dankte seine Truppen ab, und gieng nach seinen Landen zurük.

Der Graf von Tilly hingegen hatte sich durch den Sieg bei Höchst den Weg gebahnt, seine Eroberungen in der Unterpfalz fortzusezen. Mannheim ergab sich bald; Heidelberg aber, die damalige Hauptstadt des Landes und Residenz des Kurfürsten wehrte sich hartnäkig, so wenig sich die Einwohner dieser Stadt wol mochten eingebildet haben, daß auch sie an den Reihen kommen würden. Es lag nämlich in den von der kaiserlichen Armee noch nicht eroberten Orten des Kurfürstenthums englische Garnison, weil der König Jakob diese Orte in seinen besondern Schuz genommen, biß die ganze Sache durch einen Vertrag, bei welchem er sich zum Vermittler anbot, würde ausgemacht seyn;

es hatte sich der König auch deswegen an den Kaiser gewendet. Aber der von dem Glük seiner Waffen trunkene Ferdinand spottete des königlichen Pedanten, der besser zu einem Schulrektor als zu einem König taugte, und kehrte sich an Nichts. Tilly forderte die Stadt Heidelberg zu verschiedenenmalen auf; da er aber sahe, daß man entschlossen war, sich aufs Aeusserste zu wehren, so wendete er auch alle seine Gewalt an, und eroberte endlich den Plaz mit Sturm. *) Das Schloß hielt sich noch eine Zeitlang, sahe sich aber, aus Mangel am Lebensmitteln und Munition genöthigt, zu kapituliren. In der Stadt verübten die aufgebrachten Soldaten, denen sie ihr General, der über den Widerstand den er gefunden hatte, eben so aufgebracht war, und nach Eroberung derselben kein Bitten weiter anhörte, zur Plünderung Preis gegeben hatte, die entsezlichsten Grausamkeiten, welches selbst die katholischen Geschichtschreiber nicht läugnen können, und machten sehr viele Beute.

Unter dieser befand sich auch die alte, berühmte kurpfälzische Bibliothek, welche damals in Deutschland ihres Gleichen nicht hatte, und mit den vornehmsten Bibliotheken Europens um den Vorzug stritt. Der Herzog von Baiern nahm Besiz davon. Da die historischen Nachrichten über das eigentliche Schiksal dieser berühmten Büchersammlung so getheilt und verschieden sind, so verlohnt es doch wol die Mühe, die vorzüglichsten davon in einer, unsrer Erzählung gemässen Kurze

*) 1622. 5 Sept.

näher zu beleuchten. Die meisten protestantischen Skribenten behaupten, der Pabst habe sich dieselbe ausgebeten, und vom Herzog Maximilian von Baiern als ein Geschenk erhalten. Gegenseitige Nachrichten lassen solche als ein freiwilliges Geschenk Maximilians über die Alpen gebracht werden, wiewol nicht ganz, sondern nur einen Theil davon. *) Bougeant **) der nicht der erste ist, der so etwas behauptete, läugnet die Versendung nach Rom gänzlich, und schreibt, der Herzog von Baiern habe diejenigen Bücher, welche nach der Unordnung, welche Plünderung, wo sie verhängt wird, mit sich bringt, noch übrig waren, an Privatbibliotheken (unter welche doch wol die Bibliothek im Vatikan zu Rom nicht gehört,) verschenkt.

Daß nun der heilige Vater diese Bibliothek, welche sich vorzüglich durch einen gar ansehnlichen Vorrath von alten Handschriften empfahl, sich ausgebeten habe, ist etwas sehr Wahrscheinliches; aber auch das, daß Maximilian eben nicht allzu geneigt gewesen, sein Gesuch zu gewähren, wenn er nicht besondre Ursachen dazu gehabt hätte, wie Spanheim ***) richtig urtheilt. Hiermit fällt nun auch die

*) BRACHEL. hist. s. t. P. I. p. 85. — *Pars* Romam missa. — OTT. Hist. Saec. XVII. — Monachium deportata (Bibliotheca Palatina) Romano tum Praesuli — *magnam partem* — est submissa.

**) Th. I. p. 109.

***) Et quoique le Duc de Baviere n'eût pas appris à donner, ni a partager, et eût abbaissé ses soins, jusqu' a depouiller tous les lambris des maisons principales de l'Electeur, (Palatin) il fût obligé a se porter

die prätendirte ganz freiwillige Verschenkung dieses Schazes von Seiten des Herzogs in Baiern weg, und der Umstand, daß nur ein Theil davon nach Rom gebracht worden, wird bestätigt. Ein grosser Theil davon, gieng bei der damaligen Unordnung in Heidelberg verloren; das sagt Bougeant, *) und wer wird es ihm nicht glauben? Man hat Nachrichten, daß nicht nur der Lärm und Muthwillen der plündernden Soldaten vieles verdorben, sondern daß auch Privatgelehrte diese allgemeine Zerstörung genüzt, und manches, das ihnen taugte, weggeschleppt haben, obgleich der damalige Bibliothekar, Gruter, Handschriften einbüßte, die nicht der kurfürstlichen Bibliothek, sondern ihm als Eigenthum zugehörten. Daß der Herzog von Baiern einen Theil für sich behalten, kan man sich unter solchen Umständen leicht denken. — Die Biblioṫhek wurde nicht von Heidelberg, sondern von München aus nach Rom gebracht. Daß dieses geschehen, daß eine grosse Anzahl Maulthiere — die meisten Nachrichten zählen ihrer über hundert — zu diesem Transport gebraucht worden, und zum Theil mit einer prahlerischen Innschrift behangen gewesen, **) daß einer der päbstlichen Bibliothekare,

porter a cette complaisance — aïant à faire encore de Rome, pour venir á bout de ſes deſſeins. *Memoires* de L. J. p. 262.

*) l. c.

**) Sum de bibliotheca, quam, Heidelberga capta ſpolium fecit, et Greg. XV. Pont. Max. tropaeum miſit Maximilianus Bauariae Dux, Rambach, Anm. zu Bougeant, Th. I. p. 111.

thekare, der in der Litteraturgeschichte ziemlich bekannte Leo Allatius, aus Italien abgeschikt worden, dieses Geschenk in Empfang zu nehmen, daß selbst der Benediktiner Mabillon bezeugt, diese Bibliothek in Rom gesehen zu haben, ist unläugbar, und noch izt ist dieser Vorrath eine der vorzüglichsten Zierden der vatikanischen Bibliothek. Wenn demnach Bougeant von diesem Faktum nichts wissen will, sondern in die Welt hinein schreibt, der Herzog Maximilian habe Privatbibliotheken damit bereichert, so ist diese Angabe — da alle Geschichtschreiber dieser Zeiten, selbst die katholischen, das Gegentheil bezeugen, — entweder ein grober Fehler der Unwissenheit (die man wol einen sonst akkuraten und einsichtsvollen Historiker des achtzehnten Jahrhunderts, unmöglich zutrauen kan) oder die unverschämteste Lüge, die iemals ein Jesuit gelogen hat.

Solchergestalt wurde die kaiserliche Achtssentenz in der Unterpfalz zur Vollziehung gebracht. Aber das war lange noch nicht alles, was über den unglüklichen Fürsten beschlossen war, dessen Schiksal es wollte, daß immer dieienigen, auf deren Beistand oder Vermittelung er sich am meisten verließ, das Meiste zu seinem Unglük beitragen musten. Jeder neue Beistand gab ihm neuen Muth; aber kaum glaubte er neue Vortheile erhalten zu haben, so schwand seine Hofnung, vom Glüke getäuscht, wieder in Nichts dahin, und es ist zu bewundern, daß er unter der Last seines Unglüks nicht eher, als es wirklich geschah, erlag.

Da

Da indessen die Könige von England und Dänemark, nebst dem Kurfürsten von Sachsen, und andern Reichsständen Versuche machten, den Kurfürsten von der Pfalz mit dem Kaiser wieder auszusöhnen, und seinen gänzlichen Ruin abzuwenden, so stellte sich dieser anfangs, als ob er zu einem Vergleich nicht ganz ungeneigt wäre, doch unter der vorläufigen Bedingung, daß Friedrich die Waffen niederlegen, und seine herumstreifenden Truppen unter dem Herzog von Braunschweig und Grafen von Mansfeld abdanken sollte, immassen er das Reich durch dieselben bisher beunruhigt, und den Kaiser genöthigt hätte, Gewalt gegen ihre Unternehmungen zu gebrauchen. Friedrich ließ sich auch hierzu bereden, und entließ seine beiden bisherigen Vertheidiger aus seinen Diensten. Es gab Politiker welche ihm aus dieser Nachgiebigkeit einen gewaltigen Staatsfehler machten. Er fehlte aber wirklich so unverzeihlich nicht, als sie meinten. Denn erstlich gab er hierinn nicht sowol dem Kaiser, als vielmehr seinem Schwiegervater, dem König von England nach, der die Sache wollte vermitteln helfen, und ihm unaufhörlich anlag, er möchte doch diesen Stein des Anstosses aus dem Weg räumen, und dem Kaiser keine Gelegenheit zu fernern Beschwerden geben. Für seine Person muste er einsehen, daß ihm die Hülfe beider Fürsten weiter zu nichts nütze, als den Krieg in der bereits von den Feinden eroberten Unterpfalz noch eine Weile fortzusezen, und daß sie bei dem allen doch nicht im Stande seyn würden, ihm seine Staaten wieder zu

erobern. Die Beute, die sie in den benachbarten Ländern machten, bezahlte und bereicherte ihre Soldaten, und die Verheerungen die sie anrichteten, muste Er, der keinen Antheil daran hatte, auf seine Rechnung schreiben lassen. Er war also eben nicht so sehr zu tadeln, wenn er die Hofnung, durch einen Vergleich mit dem Kaiser einen Theil seiner Erbstaaten wieder zu erhalten, dem Vertrauen auf die Waffen zweier gegen seine Feinde zu schwachen Bundsgenossen vorzog.

Die Entlassung des Herzogs Christian von Braunschweig, und des Grafen von Mansfeld hatte iedoch die Folge nicht, daß sie die Waffen niederlegten. Beide zogen sich mit einem ziemlich zahlreichen Korps *) nach Lothringen, welches Herzogthum sie gewaltig mitnahmen. Als es hier nichts mehr zu plündern gab, sahe sich der Graf von Mansfeld genöthigt, sich nach anderweitigen Gelegenheiten umzusehen, sein Glük im Krieg, zu welchem er geboren war, zu machen. Es wurden damals seine Dienste von den vornehmsten Mächten Europens gesucht. Der König von Spanien, der König von England, die Republik Venedig, und selbst der Kaiser, der ihn in die Acht erklärt hatte, trugen ihm ihre Dienste unter vortheilhaften Bedingungen an. Da ihm auch der Herzog von Bouil-

*) Sie hatten noch ein Heer von zehntausend Mann Infanterie, und achttausend Mann Kavallerie, vierzehen Feldstüke, und eine Menge Weiber und andern Troß bei sich, das den Vorrath, der Armee aufzehrte, und allenthalben Hungersnoth verursachte, Bougeant Th. I, p. 112. §. 25.

Bouillon anlag, nach Frankreich, den Reformirten oder Hugonotten zu Hülfe zu kommen, welches er damals leicht hätte bewerkstelligen können, so suchte ihn der König von Frankreich durch Unterhandlungen dahin zu bewegen, daß er entweder bei seiner Armee Dienste nehmen, oder sich von den Gränzen seines Reichs entfernen möchte. Und eben dieses Betragen bewog den Grafen, Mine zu machen, als ob er den Vorschlägen des Herzogs von Bouillon Gehör geben, und seine Truppen nach Frankreich ziehen würde. Mir scheint die Bemerkung Bougeants richtig zu seyn, daß er nicht im Ernst Willens gewesen, dieses Vorhaben auszuführen, sondern daß seine Hauptabsicht gewesen sei, eine Summe Geldes von dem König in Frankreich zu ziehen, seine Truppen damit zu bezahlen, und hernach in andere Dienste zu gehen. *) Allein diesmal spielte ihm seine vermeinte Politik einen schlimmen Possen. Er war zu sehr Deutscher, um durch die feinen Intriguen der französischen Minister durchschauen zu können, und diese hielten ihn so lange mit leeren Vorspiegelungen und Komplimenten a la francoise hin, biß man eine Armee formiren konnte, welche mehr als zureichend war, ihn mit seinem Korps aus dem Lande zu iagen. Hierauf zogen sie die Maske ab, und der Graf muste noch froh seyn, daß er sich mit guter Manier wieder zurük ziehen konnte.

*) Bougeant, Th. I. p. 115. §. 27.

**) Bougeant, Th. I. p. 114 115. §. 28. 29.

Der Herzog von Braunschweig, der ihm nach Frankreich gefolgt war, wurde der französischen Kabalen und Winkelzüge eher müde. Da er dem französischen Hof nicht traute, voraussahe, daß aus allen Unterhandlungen am Ende nichts werden würde, und sehen muste, daß das Korps das er führte, durch Krankheiten und Desertion sich täglich verminderte, verließ er nebst einen Theil der Truppen den Grafen von Mansfeld, und zog sich wieder in das Lothringische heraus. Der Graf, der ihm endlich folgen muste, vereinigte sich bei Sedan wieder mit ihm, und beide unternahmen nun einen Zug nach den Niederlanden, in der Absicht, sich mit den holländischen Truppen, unter dem Prinzen von Oranien, zu vereinigen.

Die spanischen Generals, welche den Krieg in den Niederlanden mit diesem Prinzen führten, hatten diesen Besuch vorausgesehen, und sich gefaßt gemacht, die braunschweigischen und mansfeldischen Völker übel zu empfangen. Den Heerführern dieser Truppen waren ihre Anstalten nicht unbewußt, besonders dem Grafen von Mansfeld, welcher längst Nachricht hatte, daß Don Gonsalez de Cordoua, einer der spanischen Generale, ein tapferer Krieger, aber auch einer der ärgsten Grossprecher, die Spanien iemals hervorgebracht, ihm eine derbe Schlappe zu versezen gedächte. Deswegen hatte er auch alle Mühe angewendet, sich wieder mit dem Herzog Christian zu vereinigen. Dem ungeachtet sezten beide Helden, welchen ihre dermalige Lage nichts übrig ließ, als sich muthig durchzuschla-

zuschlagen, ihren Operationsplan fort. Das Korps, welches sie führten, und die spanischöstereichische Armee, welche Gonsalez von Cordoua kommandirte trafen bei Fleurus in der Grafschaft Namur zusammen. Hier kam es nun zu einem fünfstündigen, hartnäkigen und blutigen Treffen, *) in welchem das braunschweigisch mansfeldische Korps Wunder der Tapferkeit that, indem es sich, ob es gleich der feindlichen Armee, welche Ueberlegenheit mit Tapferkeit verband, weichen muste, dennoch durchschlug und seinen Marsch gegen Breda fortsezte.

Der Verlust, den dieses Treffen verursachte, war auf beiden Seiten sehr beträchtlich. Der Herzog Christian selbst wurde durch eine Musketenkugel dergestalt am linken Arm verwundet, daß er sich denselben muste abnehmen lassen. Er stand aber diese gefährliche Operation nicht nur heldenmüthig aus, **) son-

*) 1622. 29 Aug.

**) Als er sich den Arm abnehmen ließ, musten seine Trompeter, und die Feldmusik lustig dabei aufblasen. — Einen spanischer Trompeter, der nach Breda, wo er an seinen Wunden krank lag, kam, ließ er vor sich bringen, und unterredete sich einige Zeit mit ihm. Endlich sprach er: Nun kanst du gehn, und dem Marquis Spinola sagen, daß ich einen Arm verloren habe. Sag ihm aber auch, daß ich noch einen übrig habe; den die Feinde bald fühlen sollen. BRACHEL. hist. s. t. P. I. p. 64. — Der Jesuit Ott erzählt ganz einfältig, daß Gott dem Herzog deswegen mit dem Verlust eines Arms bestraft habe, weil er zu Paderborn ein goldenes Bild des heiligen Bischofs Liborius, achtzig Mark schwer, als er es in der Sakristei der Domkirche fand, herzlich umarmte, als seinen guten Freund und besondern Patron bewillkommte, und hernach in die Münze wandern hieß. HIST. Saec. XVII. p. 58.

sondern er ließ sich auch, da er wieder geheilt wurde, den Verlust seines Arms nicht bewegen, den Krieg zu verlassen. Ein holländischer Künstler verfertigte ihm einen eisernen Arm, dessen er sich in der Folge eben so geschikt, als des Abgenommenen, bedienen konnte. *)

Der Graf von Mansfeld eilte indessen mit seinen übrigen Truppen dem Prinzen von Oranien zu Hülfe, und half ihm die Vestung Bergen op Zoom, welche der spanische Feldherr Spinola belagerte, entsezen. Er beharrte iedoch mit seinem Korps nicht zu lange bei der holländischen Armee, weil man ihm das nicht hielt, was ihm anfangs versprochen worden, oder, wie Bougeant sagt, weil die Raubsucht seines Kriegsvolks den Holländern unerträglich war.

Während der Zeit, da dieses vorgieng, machte sich Tilly, dessen Eroberungen bereits erzählt worden, die Unterpfalz vollends unterwürfig, zu nicht geringem Vergnügen des Kaisers, der an nichts weniger dachte, als den Kurfürsten von der Pfalz nur einigermassen wieder aufkommen zu lassen, so sehr sich auch der kurzsichtige König von England dazu Hofnung gemacht hatte. Denn] obgleich der Herzog von Braunschweig, und der Graf von Mansfeld, der kaiserlichen Forderung zu Folge, von Friedrichen waren entlassen worden, so wuste man doch von Seiten des kaiserlichen Hofs, in Rüksicht auf die anzufangenden fernern Unterhandlungen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten zu häufen,

*) BRACHEL. l. c.

fen, bis man endlich, da man keinen mächtigen Gegner mehr zu fürchten zu haben glaubte, seine wahre Gesinnung vermittelst eines Verfahrens entdekte, das der wahre und eigentliche Pendant zu iener eigenmächtigen Achtserklärung des unglüklichen Kurfürsten war.

Die Unterhandlungen wegen der Restitution des Kurfürsten von der Pfalz, wobei der König von England den vornehmsten Vermittler machte, sollten zu Brüssel gepflogen werden. Nachdem die erste Forderung des kaiserlichen Hofs war vollzogen worden, folgte eine zweite, welche nichts weniger enthielt, als, daß Friedrich von der Pfalz eine beglaubte Versicherung ausstellen sollte, in Kraft welcher er sich anheischig machte, Alles, was seinetwegen würde beschlossen werden, zu genehmigen. Als auch diese Forderung erfüllt war, fand man es anstössig, daß sich Friedrich in seiner Schrift den Titel eines Kurfürsten des Reichs beigelegt, welcher ihm, wie man behauptete, wegen der gegen ihn ergangenen Achtserklärung nicht ferner gebührte. Der König von England war so schwach, daß er auch, wiewol mit dem Rechtsbehelf, daß solches den Rechten seines Schwiegersohns keinen Nachtheil bringen sollte, in die Aenderung dieses Titels willigte. Hierauf gab man ihm zu vernehmen, daß die Sache, da sie einen Reichsfürsten beträfe, nicht zu Brüssel könne traktirt werden, sondern (die Art, mit welcher Ferdinand der II. damals der Reichskonstitutionen spottete, muß ieden billigdenkenden Leser empören) auf einen ordentlichen Reichstage

ge

ge ausgemacht werden müste. Und dieser Reichstag versammelte sich auch im Jahre 1623. zu Regensburg. Die katholischen Reichsstände versammelten sich zahlreich, von den Protestirenden aber erschienen wenige, und diese nur durch Deputirte. Es wurden ein und andre Angelegenheiten des Reichs vorgenommen und verhandelt, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als ob diese Reichsversammlung einzig und allein zum Nachtheil des Kurfürsten von der Pfalz wäre zusammenberufen worden. Doch, da diese Angelegenheit im Grunde die Hauptsache war, so muste sie auch, ohne Rüksicht auf die nicht erschienenen Stände entschieden werden. Der Kaiser trug der Versammlung vor, daß der Pfalzgraf Friedrich der Urheber alles Unheils in Deutschland sei; daß er aus gerechten und dringenden Ursachen die Waffen gegen ihn habe ergreifen müssen; daß er ihn aus eben so gerechten Ursachen in die Reichsacht erklärt habe; und daß, vermöge dieser Achtserklärung dessen Kurwürde, und Staaten ihm heimgefallen wären. Er wolle demnach die erledigte Kurwürde dem Herzog Maximilian von Baiern in Ansehung der beträchtlichen Dienste, die er dem Reich erwiesen hätte, übergeben, in der Hofnung daß die Kurfürsten diese Wahl billigen, und die Reichsversammlung dieselbe bestätigen würde.

Von Seiten der katholischen Fürsten hatte dieser Vortrag keinen Widerspruch zu erwarten: allein die Protestirenden sezten sich desto stärker dagegen. Der wichtigste Gegengrund den sie anführten war der, daß, zugegeben, daß der Kurfürst Friedrich sich

da-

dadurch, daß er sich der böhmischen Krone angemaßt, gröblich gegen den Kaiser vergangen habe, doch, wenn man auch nicht in Betracht ziehen wollte, daß er aus iugendlicher Uebereilung, und durch böse Rathgeber verleitet, diesen vermessenen Schritt gewagt habe, seine Descendenz, und das übrige pfälzische Haus seiner Linie nicht mit ihm durch Verlust sämtlicher Erblande und der Kurwürde bestraft werden könne, da es nicht zu erweisen sei, daß sie an seinem Vergehen Theil genommen hätten. Diese Einwendung war allerdings von äusserster Wichtigkeit; man wuste sich aber bald durch eine Klausel zu helfen, die man, weil es die gegenwärtigen Umstände erforderten, einschob, und sich stillschweigend vorbehielt, sie nachmals nach Belieben beizubehalten oder abzuändern. Vermöge derselben sollte der Herzog Maximilian mit der Kurwürde auf Zeit seines Lebens bekleidet werden, nach seinem Tode aber würde die erste Reichsversammlung entscheiden, wem sie zu Theil werden sollte. Dem zu Folge wurde Maximilian von Baiern mit der Kurwürde feierlich bekleidet, und erhielt ausserdem noch zur Belohnung seiner geleisteten Dienste die Oberpfalz. Einen Theil der Unterpfalz erhielt der Herzog von Neuburg, damit es doch nicht das Ansehen haben sollte, als ob man sich in die Besitzungen des ehemaligen Kurfürsten ganz zu theilen gesonnen sei.

Die Bekleidung des Herzogs von Baiern erwekte im deutschen Reich starke Sensation. Selbst katholische Fürsten misbilligten sie, und selbst katholische Politiker prophezeihten der Verfassung des

deut-

deutschen Reichs nichts Gutes. Besonders nahmen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Anstand, Maximilianen von Baiern für ein Mitglied ihres Kollegiums zu erkennen. Der mächtigere Kaiser wußte aber den erstern durch Unterhandlungen, und besonders durch die Abtrettung der Lausiz, (wogegen aber die Kosten aufgehen musten, welche der Kurfürst auf den böhmischen Krieg gewendet) auf seine Seite zu ziehen, und den andern brachte er bald, wie in der Folge vorkommen wird, durch die Waffen dahin, daß er sich ihm nicht widersezen durfte. Die Vertheidiger des kurpfälzischen Hauses machten den Höfen zu Wien und München über diese Begebenheit die bittersten Vorwürfe. Sie behaupten, daß die Linie des Hauses Baiern von ie her nach der Kurwürde getrachtet, und diesen Vorzug der ältern pfälzischen Linie mit neidischen Augen angesehen hätte; daß der Herzog Maximilian nicht nur alle mögliche Staatsränke angewendet, den Kurfürsten Friedrich unglüklich zu machen, und den Kaiser gegen ihn aufzubringen, sondern daß er auch, als er dem Kaiser seinen Beistand im böhmischen Krieg versprach, einen geheimen Traktat mit ihm und dem Pabst geschlossen, und sich in demselben die kurfürstliche Würde ausdrüklich bedungen, hätte. So würde er auch das Begehren des Pabsts in Ansehung der Bibliothek zu Heidelberg schwerlich bewilligt haben, wenn er nicht für nöthig gefunden hätte, den heiligen Vater zum Freunde zu behalten. *) An klaren Beweisen fehlt es den meisten die-

*) SPANH. Mem. de L. I. p. 229. sqq.

dieser Vorwürfe freilich: indessen sind sie, wenn man die damalige Lage Deutschlandes betrachtet, doch nicht ganz unwahrscheinlich. Der Kaiser gewann durch diese Uebertragung der Kurwürde auf das Haus Baiern Vieles. Er hatte dem Herzog Maximilian einen Theil seiner Erblande, und namentlich Oberösterreich, zu seiner Sicherheit verpfändet; diesen konnte er izt gegen Würden und Länder, die nicht sein waren, wieder an sich bringen. So war es auch kein geringer Vortheil für ihn, daß durch das Einrüken des Herzogs von Baiern in das kurfürstliche Kollegium der katholische Theil desselben das Uebergewicht bekam, welches ihn in den Stand sezte, seine grosse Absicht, die Ausrottung, oder wenigstens die möglichst engste Einschränkung des Protestantismus in Deutschland, welche er izt mehr als iemals zu erreichen hoffte, desto leichter durchzusezen. Aus diesem Grunde war auch der Pabst mit der Wahl Maximilians zum Kurfürsten des deutschen Reichs sehr zufrieden, und die Freude über die Ausrottung oder gewaltsame Bekehrung der Kezer, die er nun im Geiste vorauszusehen glaubte, machte ihn so kühn, daß er sich sogar einfallen ließ, ein Stükchen aus der seltsamen Statistik seiner heiligen Vorfahren in den mittlern Zeiten, die sich das Recht anmaßten, Kaiser und Könige allein bestätigen zu können, im Kleinen zu probiren. Er ließ nämlich dem neuen Kurfürsten zu verstehen geben, daß er sehr geneigt wäre, ihn in seiner Würde feierlich zu bestätigen, wenn er es verlangen würde. Aber so eifrig Maximilian

auch in seinem Glauben war, so erstrekte sich doch seine Ergebenheit gegen den heiligen Stul nicht so weit, daß er diese Bestätigung für nöthig, und der Würde eines der ersten Fürsten des deutschen Reichs zuträglich gehalten hätte. Nebenher mochte er auch nicht geneigt seyn, Geld (denn ohne eine der Freigebigkeit eines Fürsten angemessene Abgabe an die römische Kanzlei würde es wol doch nicht abgelaufen seyn,) für die Bestätigung in einer Würde auszugeben, bei welcher ihn seine eigne Klugheit und Tapferkeit allein erhalten mußte, und zu deren Erhaltung ihm das Ansehen und die geistlichen Waffen des heiligen Vaters nichts nüzten. Er bedankte sich also für dessen so überschwengliche Geneigtheit gegen sein Haus, und lehnte sein Anerbieten (oder Ansinnen) höflich ab.

Ueberhaupt fieng Ferdinand der II. nunmehr an, die deutschen Fürsten als seine Vasallen zu behandeln, und in ihren Streitigkeiten und Rechtsangelegenheiten solche Sprüche zu machen, oder durch die Reichsgerichte machen zu lassen, die seinem Interesse, oder dem Interesse der katholischen Religion zuträglich waren. Auf diese Weise wurde der Hessendarmstädtischen Linie die Herrschaft Marpurg, und den aus ungleicher Ehe erzeugten beiden Prinzen des Markgrafen Eduard von Badenbaden die Lande ihres Vaters zugesprochen. Der nächste Agnat, der Markgraf von Badendurlach, dessen unter den Alliirten Friedrichs von der Pfalz bereits in dieser Geschichte gedacht worden, hatte diesen beiden Prinzen die Erbfolge in der Markgrafschaft

Badenbaden streitig gemacht; auch bereits von dem Lande Besiz genommen. Da er aber, wie bereits erzählt worden, unter allen Alliirten des Kurfürsten von der Pfalz das wenigste Glük hatte, sahe er sich gezwungen, nicht nur diese Markgrafschaft, sondern auch seine eignen Lande der Willkühr des Kaisers zu überlassen.

Der König von England, so kurzsichtig er auch seyn mochte, muste nunmehr einsehen, daß man ihn, mit seiner vermeinten Vermittlung nur zum Besten gehabt hätte. Bei dem allen, ließ er sich, anstatt seinen Schwiegersohn kräftig zu unterstüzen, und solche Maasregeln zu nehmen, welche seiner Würde angemessen gewesen wären, durch das Proiekt einer Vermählung seines Kronprinzen mit der Infantin von Spanien (das zu keinem andern Ende entworfen worden war, als ihn in neue Weitläuftigkeiten zu verwikeln, und dessen Folgen zu der Tragödie, die mit seinem Sohne und Nachfolger gespielt wurde, das Ihre redlich mit beitrugen,) amusiren. Wir übergehen die Geschichte dieses Vermählungsproiekts, weil sie Deutschland nur in sofern interessirte, als sie den König Jakob hinderte an den Angelegenheiten Deutschlands Antheil zu nehmen, so wie es sein Schwiegersohn Friedrich, und dessen Alliirte gehofft hatten. Er war schwach genug sich durch diesen abermaligen Staatsstreich blenden zu lassen, und that in Rüksicht auf iene Angelegenheiten weiter nichts, als daß er den Grafen von Mansfeld, dessen Abdankung er doch vorhin so eifrig betreiben half, von neuen ersuchte,

daß er seinen Schwiegersohn nicht verlassen möchte. Damit war aber gegenwärtig wenig oder nichts ausgerichtet. Dieser tapfere Graf hatte sich zwar durch alles das widrige Glük, mit welchem er bisher zu kämpfen gehabt, nicht muthlos machen lassen, und sezte seine kriegerischen Unternehmungen in Gesellschaft seines alten Bundsgenossen, des Herzogs von Braunschweig voch immer fort; allein seine Plane wollten ihm nicht glüken, und die Hülfe, welche ihm der König von England nach dem Zeugnis einiger Geschichtschreiber, zugeschikt haben soll, nüzte ihm wenig. Er, und der Herzog Christian hatten sich in den nördlichen Theil von Westphalen gezogen, wo sie alles aussaugten. Inzwischen hatten die Stände des niedersächsischen Kreises, welche von Seiten des Kaisers nichts Gutes vermuthen konnten, eine Armee zur Vertheidigung ihrer Staaten zusammengebracht, und bezeigten sich geneigt, dem Herzog Christian von Braunschweig das Kommando derselben aufzutragen. Dieser trennte sich auch, in der Absicht, es zu übernehmen von dem Grafen von Mansfeld, und zog sich gegen die niedersächsischen Gränzen.

Der Kaiser, der nicht gesonnen war, unthätig zu zögern, bis sich in diesen Gegenden eine respektable Armee versammelte, lies die niedersächsischen Stände versichern, daß sie von ihm nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich ruhig verhalten, und den Herzog Christian, seinen erklärten, und von ihm mit der Acht belegten Feind nicht in ihren Gränzen dulden würden. Nach einigen Berichten soll

auch

auch dem Herzog, auf die Bedingung, daß er die Waffen freiwillig niederlegen sollte, Hofnung zur Wiedererlangung kaiserlicher Gnade gemacht worden seyn. Zu gleicher Zeit befahl der Kaiser dem Grafen Tilly, sich mit seinem Heer der Weser zu nähern, den Herzog von Braunschweig zu beobachten, und dessen Anschlägen, wo möglich, zuvorzukommen.

Die niedersächsischen Stände waren anfangs in Rüksicht auf das Betragen, das sie bei so gestalteten Sachen annehmen sollten, eine Zeitlang unentschlossen. Da aber Tilly sich ihren Gränzen näherte, gegen welchen der Herzog Christian bereits unglüklich gefochten hatte, änderten sie ihre vorigen Gesinnungen, und stellten sich wenigstens, als ob sie der kaiserlichen Abmahnungeg Gehorsam leisten wollten, indem sie den Herzog dringend anlagen, sich von ihren Gränzen zu entfernen. Christian, der nicht stark genug war, sich mit Gewalt in Niedersachsen festzusezen, sahe keinen andern Weg vor sich, als sich wieder zurük zu ziehen, und mit der Mansfeldischen Armee zu vereinigen, welche noch in Ostfriesland stand. Allein die Nachbarschaft des Grafen Tilly, der ihn, in Gemäsheit seines Auftrags, scharf beobachtete, sezte seinem Rükmarsch nicht geringe Schwierigkeiten entgegen. Er muste denselben beschleunigen, weil er seinen Weg durch ein Land zu nehmen hatte, in welchem nicht viel mehr zu holen war, da es von ihm und dem Grafen von Mansfeld bereits grausam mitgenommen worden. Er durfte aber keine schleunigen und tumultuarischen Märsche wagen, weil ihm Tilly stets

auf dem Nacken war, und sich die erste beste Unordnung seines Korps würde zu Nutzen gemacht haben. Da Tilly über dieses ungleich stärker war, als er, so war es keineswegs rathsam für ihn, sich in ein Treffen einzulassen. Er suchte demnach seinen Marsch, aller Beschwerlichkeiten ohnerachtet, so behutsam und schnell einzurichten, daß er der kaiserlichen Armee den Vorsprung abgewinnen, ein Treffen vermeiden, und seine Absicht erreichen könnte. Aber Tilly eilte ihm mit starken Märschen nach, um diese Absicht zu vereiteln, um seine abermalige Vereinigung mit dem Grafen von Mansfeld zu verhindern. Die Vortruppen der kaiserlichen Armee waren der Braunschweigischen auf ihrem Rükmarsch beständig zur Seite, hielten sie durch kleine Scharmützel auf, und da Tilly nicht säumte, mit dem Rest seiner Truppen nachzukommen, so geriethen endlich beide Heere bei Stadtloo im Münsterischen in eine solche Stellung, in der ein Treffen unvermeidlich war.

Der Herzog von Braunschweig stellte, da kein andrer Ausweg war, seine Truppen in Schlachtordnung, merkte aber bald, daß dieser Tag den zweiten Theil zu der Niederlage, die er bereits bei Höchst erlitten hatte, liefern würde. Denn schon die überlegne Anzahl des feindlichen Heers lies ihn nichts Gutes hoffen, und die der Seinigen überlegene Artillerie, welche Tilly mit sich führte, begrüßte ihn mit einem gewaltigen Feuer. Er änderte also seinen Plan, zog sich über einen kleinen Fluß, an dessen Ufer er den Obersten Kniphausen

sen mit einem detaschirten Korps zurüklies, dem Feind denn Uebergang über dieses Wasser streitig zu machen. Allein der Graf Tilly, sich seiner überlegenern Stärke bewust, achtete diesen Widerstand nicht, forcirte den Obersten, brachte ihn zum Weichen, und gewann bald eine Anhöhe, auf welche er seine Kanonen pflanzte, und auf die im Rükzug begriffene braunschweigische Armee vom neuen feuerte. Nun sammelte der Herzog Christian sein Heer wieder, formirte die Schlachtordnung, und focht nebst den Seinigen eine Zeitlang mit der Verzweiflung, mit welcher Leute, die nichts anders, als Siegen, oder Sterben vor sich haben, iemals fochten. Aber er erfuhr bald, daß Verzweiflung gegen Uebermacht äusserst selten etwas auszurichten vermag. Die verzweifelte Tapferkeit seiner Soldaten verwandelte sich plözlich in die unordentlichste Flucht; die Vornehmsten seiner Offiziere wurden entweder niedergemacht, oder gefangen, und er vermochte die Flüchtigen weder durch Bitten noch durch Drohen wieder zum Stehen zu bringen. Sein Volk wurde auf der Flucht von den nachsezenden kaiserlichen Truppen, besonders von den Kroaten so schändlich zusammen gehauen, daß selbst Tilly, der grausamste General seines Zeitalters, dadurch gerührt wurde, und Befehl gab, das Niedermezeln einzustellen. Die Anzahl der Getödteten und Gefangenen von der braunschweigischen Armee belief sich auf 8000 Mnnn, *) und der Herzog Chri-

*) Einige Berichte, selbst von katholischer Seite sezen 5000, andre aber gar 9000.

Christian muste sich noch glüklich schäzen, daß er nebst dem bekannten Grafen von Thurn, der im Treffen verwundet worden, und mit dem traurigen Ueberrest seines geschlagenen Heers sich nach Holland retten konnte, wo ein Theil desselben Dienste bekam, die übrigen aber zurükgeschikt wurden.

Die katholischen Geschichtschreiber behaupten, daß Tilly in diesem Treffen *) nicht über 200 Mann eingebüßt habe, und daß sein Heer überhaupt nicht so überlegen stark gewesen, als es die gegenseitigen Schriftsteller machen. Ihrer Meinung nach erwekte das Bewußtseyn begangener Frevelthaten und Räubereien, bei dem Anblik der sich näherunden christkatholischen Rächer (die es in Feindes Lande nicht besser zu machen gewohnt waren,) ein ganz wunderbares panisches Schreken, unter den braunschweigischen Truppen, so, daß sie fast kaum mehr im Stande waren, sich zu wehren, und die Kaiserlichen nichts zu thun hatten, als todt zu schlagen. Dem sei nun, wie es wolle, so ist es einmal unläugbar, daß schon die Artillerie des Grafen Tilly ihn seinen Feinden überlegen machte. Den Sieg gewährte ihm übrigens seine Klugheit und Wachsamkeit, mit welcher er den Herzog von Braunschweig beobachtete, und ihn verhinderte, sich nochmals mit den Truppen des Grafen von Mansfeld zu vereinigen.

Der Herzog Christian war über diese Schlappe, die ihm der Graf Tilly abermal angehängt hatte, ganz ausser sich. Er schimpfte auf die Zaghaftig-

*) 1623. 6 Aug.

haftigkeit der niedersächsischen Stände, auf seine Bundsgenossen und Offiziere, und auf seine Soldaten. Er war endlich Willens, den Obersten **Kniphausen**, dem er alle Schuld der verlornen Schlacht beimaß, weil er sich mit seinem Detaschement, seiner Meinung nach, nicht tapfer genug gegen den andringenden Feind gewehrt hatte, seiner Rache aufzuopfern, und hinrichten zu lassen. Er würde es auch gethan haben, wenn nicht dieser Offizier Fürbitter gefunden hätte, die ihm das Leben retteten. *) Ueberhaupt befand sich der Herzog dermalen in einer solchen Lage, daß er mächtige Fürbitten nicht wol abschlägig beantworten durfte, weil er durch diesen unglüklichen Streich dermassen war gedemüthigt worden, daß er nicht ferner die Stüze und Hofnung seiner Bundsgenossen und Freunde und das Schreken seiner Feinde war.

Wirklich dachte izt der kaiserliche Hof das erlangt zu haben, was er längst gewünscht hatte. **Böhmen** war mit Gewalt wieder unter das vorige Joch gebracht; in **Ungarn** glaubte man nichts allzugefährliches zu befürchten zu haben; **Baiern** war in Ansehung seiner Forderungen auf Kosten eines Dritten befriedigt, und man konnte, was die Zukunft anbetraf, auf Allianz und getreuen Beistand von dieser Seite rechnen; **Kursachsen** war ebenfalls gewonnen; den **katholischen Fürsten**, Bischöfen und Prälaten lag die Unterdrükung der Protestanten

*) Culpa omnis sinistri euentus *Kniphusio* ab *Halberstattensi* impacta, isque idcirco in uincula datus, et supplicio ultimo, ni deprecatores accessissent, destinatus. OTT. hist. Saec. XVII. p. 64.

so nah am Herzen, als dem Kaiser, und dem Pabst selbst; den König von England hatte man bisher nach Herzenslust zum Besten gehabt, und, da man seine Schwäche kannte, verachtete man auch seinen Ernst und seine Drohungen; durch Mitwirkung der Krone Spanien hoffte man auch Frankreich durch allerlei Staatsintriguen so lange zu amüsiren, und hinzuhalten, bis man seinen Endzwek erreicht haben würde; von Seiten Polens, welche Macht damals noch ein geltendes Wort zu sprechen hatte, wenn von den Angelegenheiten der Höfe Europens die Rede war, konnte man eher Beistand, als Widerspruch vermuthen, und die übrigen nordischen Mächte glaubte man ganz gering schäzen zu können. Die deutschen Fürsten und Stände, welche mit dem Wesen, das bisher in Deutschland getrieben worden, unzufrieden waren, hoffte man in Zukunft um desto leichter zu Paaren zu treiben, da man sich in Rüksicht auf auswärtige Diversionen so glüklich Luft gemacht hatte, daß man sich stark genug befand, die einzelnen Parteigänger, die es gewagt hatten, sich den Operationen der kaiserlichen Heere zu widersezen, mit Gewalt zu demüthigen. Man hatte das Geheimniß gefunden, sie der Rebellion und der Störung des Reichsfriedens zu beschuldigen, und sein eignes Verfahren, als das Gerechteste zu schmüken; man hatte Versuche gemacht, eigenmächtiges und despotisches Verfahren für reichskonstitutionsmässig auszugeben, und seinen Endzwek mit diesen Versuchen glüklich erreicht; nun war, so dachte

man, Alles gewonnen! — — Deutschlands innere Verfassung war wirklich ihrem gänzlichen Umsturz nie so nah, als damals.

Nachdem der Graf Tilly den Herzog Christian von Braunschweig völlig aus dem Felde geschlagen hatte; wagte er einen Versuch, dem Grafen von Mansfeld auf eine ähnliche Weise mitzufahren. Da sich aber dieser tief in Ostfriesland, und in der Folge gar in das holländische Friesland zog, und die Gegend um sich her unter Wasser sezte, muste er seinen Plan aufgeben, und eine günstigere Gelegenheit erwarten. Er führte demnach seine Truppen in das Hessische Gebiet, und die angränzenden Länder in die Winterquartiere, so sauer auch die Besizer und Bewohner derselben dazu sehen mochten, und ließ sichs nebst seinen Truppen den Winter über da wol behagen. Wenn man sich irgendwo über die Einquartierung beschwerte, so war seine Antwort allemal: „Die Soldaten des Kaisers könnten nicht von der Luft leben.“

III.

Zweite Periode des dreissigiährigen Kriegs. Dänischer Krieg. 1625 - 1629.

Das Glük, welches die Waffen des Kaisers Ferdinands des II. bisher begleitet hatte, machte ganz Europa aufmerksam, zumal, da es das Ansehen hat-

hatte, als ob die Politik seines Hofs mit der Wirksamkeit der spanischen und päbstlichen Minister vereinbart, die Macht des spanischösterreichischen Hauses auch in Italien, zum Nachtheil andrer europäischen Mächte, und insbesondere der Krone Frankreich, auszubreiten suchte. Die Erzählung der hiehergehörigen Begebenheiten *) ist für den Plan dieser Geschichte, in welche sie ohnehin nicht gehört, zu weitläufig. Wir begnügen uns also, zu bemerken, daß die Eifersucht über die zunehmende Macht Spaniens und Oesterreichs ein Bündnis zwischen verschiednen Höfen, worunter Frankreich, England, und Dänemark die vornehmsten waren, zu Wege brachten. Die Hauptabsicht dieses Bündnisses war, die weitern Unternehmungen der Mächte, gegen welche es errichtet wurde, zu hindern, und der zunehmenden Ausbreitung ihrer Gewalt Schranken zu sezen. **)

Besonders war der König in Dänemark, Christian der IV. ein tapferer und unternehmender Herr, seit der Niederlage des Herzogs von Braunschweig besorgt, daß Tilly sich im niedersächsischen Kreise ausbreiten, und durch seine Annäherung endlich auch seinen Staaten gefährlich werden dürfte. Die katholischen Geschichtschreiber beschuldigen ihn, daß es ihm hauptsächlich darum zu thun gewesen sei, die säkularisirten Stifter in Niedersachsen nicht wieder in die Hände der Katholiken ge-

*) Die kürzeste Erzählung davon findet man bei Bougeant, Th. I. p. 124. sqq.

**) LONDORP. Acta publica. T. III. L. VIII. c. 1. p. 711. c. 3. p. 714.

gelangen zu lassen, und bei dieser Gelegenheit einige derselben an seine Familie zu bringen; mir scheint indessen der angeführte Bewegungsgrund des Umstands, daß er die Schwester des Kurfürsten von der Pfalz zur Gemahlin hatte, nicht zu gedenken, derienige gewesen zu seyn, der ihn vorzüglich bestimmte, Antheil an dem deutschen Krieg zu nehmen. Daß die kaiserlichen Generals Niedersachsen nicht schonen würden, war leicht voraus zu sehen, und der Erfolg rechtfertigte zur Genüge, daß der Eyderstrom keine hinlängliche Vormauer gegen die Unternehmungen eines mächtigen Prinzen seyn würde, der sich, berauscht vom Stolz über das Glük seiner Waffen, nachher einfallen ließ, Herr des baltischen Meers zu werden, ohnerachtet er kaum einen richtigen Begrif von Seemacht haben konnte, und einen seiner Generale zum Admiral dieses Meers ernannte, der, bei allen seinen Verdiensten, die er sich als Feldherr auf dem festen Lande erwarb, gewiß erst als Matrose hätte dienen müssen, um in seinem achtzigsten Jahr ein tüchtiger Admiral zu werden. — Wenn man dieses gehörig betrachtet, so kan man es dem König Christian dem IV. in der That nicht verargen, daß ihn eine solche Nachbarschaft unruhig machte, und man darf nicht sagen, daß er sich, ohne Ursache in den deutschen Krieg gemischt habe.

Er half demnach, besorgt für seine eignen Staaten, das angezeigte Bündnis mit schliessen, bei dessen unglüklichem Erfolg er mehr als alle übrigen Theilnehmer an demselben, auf das Spiel sezte. Doch muste er sich, da seine Macht allein zu schwach würde

de gewesen seyn, mit andern Mächten zu gemeinschaftlichen Absichten verbinden.

Um aber desto sicherer agiren zu können, brachte er es dahin, daß die Stände des niedersächsischen Kreises ihn unter dem nämlichen Vorwande, wie vorhin den Herzog Christian von Braunschweig, zum General der in ihren Gränzen aufgestellten Truppen, oder, wie es izt hieß, zu ihren Kreisobersten erwählten. Tilly hatte durch sein Verfahren den niedersächsischen Kreisständen gezeigt, daß sie sich auf seine Versprechungen nicht zu verlassen hätten, und vielleicht besser würden gethan haben, wenn sie den Herzog von Braunschweig, so verschrieen auch er und seine Soldaten waren, nicht von ihren Gränzen abgewiesen hätten. Aber eben dieses Betragen des kaiserlichen Heers, welches immer um sich grif, rechtfertigte die Maasregeln, welche der niedersächsische Kreis (die Herzoge von Lüneburg, Christian, und George, welche sich nicht getrauten, dem Vertheidigungsbündnisse öffentlich beizutreten, und wegen dieser Weisheit von Bougeant *) gewaltig gelobt werden, ausgenommen) nahm, und nehmen muste.

Am kaiserlichen Hof machte man Mine, als ob man sich einigermassen für der angezeigten Allianz, und den Bewegungen in Niedersachsen fürchtete. Man fieng an, einen Federkrieg zu führen, die deutschen Stände von Verbindungen mit auswärtigen Höfen abzumahnen, und dem König von Dänemark das Recht, sich von dem niedersächsischen Kreise

*) Th. I. S. 133. §. 44.

Kreise zu dessen Obersten erwählen lassen zu dürfen, streitig zu machen, und dagegen zu protestiren. Eigentlich suchte man aber dadurch nichts, als Zeit zu gewinnen, um stark genug zu werden, auf einer Seite das, was man bereits gewonnen hatte, zu erhalten, und auf der andern seine Eroberungen fortzusezen. Hierzu waren wegen der Entlegenheit der bereits eroberten, und noch zu erobernden Länder, und weil sich izt ein auswärtiger Monarch, von Alliirten, die gleichwol nicht zu verachten waren, und von deren Gesinnungen man noch zur Zeit nichts zuverlässiges wußte, unterstüzt, in den Handel mischte, zwei Heere, und zur Anführung des zweiten ein General, den man neben einen Bucquoi und Tilly nennen durfte, erforderlich.

Und diesen leztern fand der Kaiser an Alberten von Walstein, oder Wallenstein, einem seiner Offiziere, der damals weiter nichts als Oberster eines Regiments war, in der Folge aber seinen Namen, wenigstens in der Geschichte dieses Kriegs, berühmt genug machte. Wir werden Gelegenheit haben, von dem Charakter, und den merkwürdigsten Lebensumständen dieses grossen Generals ein Mehrers anzuführen. Für izt sei es genug, zu melden, was Bougeant *) vorläufig von ihm sagt, mit dessen Berichten alle gleichzeitigen Geschichtschreiber übereinstimmen. Er war ein böhmischer Edelmann, der bereits in seiner Jugend unter dem Kommando des Kaisers Ferdinand des II. da derselbe, als Erzherzog von Oesterreich mit

*) Th. I, S. 134. sqq. §. 45.

mit den Venetianern an den Gränzen seiner Staaten Krieg führte, diente, und sich hervorthat. Seine damals erworbenen Verdienste vermehrte er in der Folge in dem böhmischen Kriege, und erwarb sich dadurch die Aufmerksamkeit des Kaisers, und die Achtung der Grossen seines Hofs. Einer der vornehmsten Günstlinge des Kaisers, der Graf von Harrach, wählte ihn zu seinem Schwiegersohn, und eröfnete ihm durch die Vermählung mit seiner Tochter den Weg zu glänzendern Aussichten. Izt zeigte sich der Zeitpunkt, der ihn auf einmal zum höchsten Gipfel des Glüks, dessen er fähig war, erhob. Denn der Kaiser ernannte ihn zum General einer seiner Armeen, legte der Herrschaft Friedland in Böhmen, die er durch seine Gnade besaß, den Titel eines Herzogthums, und ihm die Würde eines Reichsfürsten bei, Vorzüge, die ihn nothwendig anfeuern musten, das Interesse eines Monarchen, der ihn so ausserordentlich ehrte, auf alle Weise zu vertheidigen.

Der König von Dänemark wendete auf seiner Seite alles an, sich den gegen ihn in Bewegung gesezten kaiserlichen Heeren entgegen, und in gute Verfassung zu sezen. Die bekannte Tapferkeit des Grafen von Mansfeld, und des Herzogs Christian von Braunschweig reizte ihn, diese Heerführer, die bisher bei allen Niederlagen die sie erlitten hatten von Freunden und Feinden gleich gefürchtet und bewundert worden waren, an sich zu ziehen.

Inzwischen bezeugte er feierlichst, daß er keine andre Absicht hege, als Niedersachsen gegen fernere Ge-

Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Kriegsheere zu beschützen und zu vertheidigen. Er theilte seine Armee in drei Korps. Das erste, welches er selbst kommandirte, sollte den Grafen Tilly beobachten, und die beiden andern unter dem Herzog Christian von Braunschweig und dem Grafen von Mansfeld sollten sich dem neuankommenden kaiserlichen Heer widersetzen. Zugleich traf er alle nur möglichen Anstalten zur Besetzung und Vertheidigung der festen Plätze im Lande. Allein so gut auch diese Anstalten seyn mochten, und so beträchtlich die Anzahl seiner Armee — für die damaligen Zeiten — war, so änderten sich doch die Umstände dergestalt, daß man einen unglücklichen Ausgang allerdings zu besorgen hatte.

Das erste, was den Plan des Königs verrükte, war das Absterben seines Alliirten, des Königs von England, welches 1625. erfolgte. Im folgenden Jahr starb auch der Herzog Christian von Braunschweig, die Geissel der katholischen Klerisei, mit dessen kriegerischen Charakter meine Leser bereits bekannt sind, zu nicht geringer Freude aller derjenigen, die ihn fürchteten und haßten. Bald nachher hatte König Christian selbst das Unglück, bei Besichtigung der Vestungswerke zu Hameln, samt dem Pferd von dem Wall zu stürzen. Er bekam durch diesen Sturz eine so gefährliche Kopfwunde, daß man an seinem Aufkommen zweifelte, und ob er gleich glücklich wieder geheilt wurde, so hatte er doch den Verdruß, sehen zu müssen, wie sich Tilly die Bestürzung seiner Offiziere über dieses Unglück

zu Nutzen machte, sich in Niedersachsen immer weiter ausbreitete, und das dänische Heer nöthigte, sich nordwärts, näher gegen die Gränze Dänemarks zurückzuziehen. Der Verlust einiger beträchtlichen Plätze in Niedersachsen war die Folge dieses Rückzugs.

Dem Grafen von Mansfeld wurde das Glück izt völlig ungetreu. Sein Plan, den er mit dem König Christian verabredet hatte, war, über die Elbe nach Schlesien zu gehen, unterwegs die Truppen, welche ihm die Herzoge von Mecklenburg, dem Bündnisse zu Folge zuschicken sollten, an sich zu ziehen, und die Partei des Betlemgabor, der die Waffen vom neuen ergriffen hatte, zu unterstützen. Da er aber mit einem Korps von 12000 Mann, und einer ziemlichen Artillerie diesen Plan verfolgen wollte, hinderten ihn seine Alliirten selbst an der Ausführung. Denn sie schickten ihm nicht nur die versprochenen Hülfstruppen nicht zu, sondern sie sezten sich auch in Bereitschaft, ihm den Weg aus ihren Gränzen zu zeigen, falls er sich denselben nähern würde. Ohnerachtet dieses unvermutheten Betragens, und der Annäherung Wallensteins, der mit seinem Heer bereits bei Magdeburg stand, wollte der Graf seinen Operationsplan doch nicht aufgeben. Er faßte den Vorsaz, ein Korps kaiserlicher Truppen, welches die Elbbrücke bei Dessau besezt hatte, von dieser Brücke wegzuiagen, ein Unternehmen, welches bereits der König von Dänemark, wiewol vergeblich, gewagt hatte. Der Graf glaubte hierinnen glücklicher zu seyn; er näherte sich daher

den

den Verschanzungen der Kaiserlichen, grif sie zu verschiedenenmalen hitzig an, und es würden ihm seine Versuche vielleicht am Ende doch noch gelungen haben, wenn nicht Wallenstein, dem es äusserst ungelegen war, diesen Paß über die Elbe zu verlieren, weil dadurch seiner Armee die beträchtlichste Zufuhr abgeschnitten werden konnte, dazwischen gekommen wäre, und ihm einen empfindlichen Streich versezt hätte. Dieser General zog ihm mit seiner zahlreichen Armee eilfertig nach, und erreichte ihn, ehe er es vermuthete. Der Graf der sich gegen die kaiserliche Armee zu schwach fühlte, hielt sich in seinem verschanzten Lager vertheidigungsweise, und antwortete der Artillerie Wallensteins mit der seinigen, so gut er konnte. Da aber unter seiner Bagage plözlich Feuer auskam, sahe er sich endlich in die Nothwendigkeit versezt, seine Verschanzungen zu verlassen, und seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen. Wallenstein, der nun erreicht hatte, was er wünschte, grif ihn mit seiner überlegenen Macht an; und ob gleich der Graf denienigen Widerstand that, den man von seinem Heldenmuth erwarten konnte, mußte er dennoch nach einem Verlust von 6000 Mann die Flucht ergreifen. Er verlor in diesem Treffen *) fast sein ganzes Heer, (denn Wallenstein machte bei 1500 Kriegsgefangne;) seine Artillerie und Bagage.

Nun hätte iedermann glauben sollen, daß er völlig zu Grunde gerichtet wäre, und unfähig, weiter etwas zu wagen; allein sein unerschütterlicher

*) 1626. 26 April.

Muth verließ ihn auch nach dieser unglücklichen Begebenheit nicht. Er sammelte vielmehr den kleinen Rest seiner Kavallerie, um sich aufs neue im Felde zeigen zu können. Hintennach kamen auch die mecklenburgischen Hülfstruppen, 4000 Mann, und eine Verstärkung vom dänemärkischen Heere. Mit diesem Korps sezte er seinen Plan, sich nach Schlesien zu ziehen, fort, und erreichte auch, was die Ausführung desselben betraf, seine Absicht; aber mit schlechtem Vortheil. Der Wallenstein zog ihm beständig nach, und verfolgte ihn bis an die ungarischen Gränzen und den Waagfluß. Hier stand zwar die Armee des Fürsten von Siebenbürgen, und ein Korps Türken, mit welchem er sich zu vereinigen suchte, um ein Haupttreffen wagen zu können. Allein während der Zeit, daß beide Heere einander den Vortheil abzugewinnen suchten, riß eine ansteckende Seuche unter ihnen ein, welche von beiden Theilen in wenig Tagen eine Menge Menschen hinriß. Der Graf, der noch überdieses Nachricht erhalten hatte, daß sich Betlemgabor in neue Friedensunterhandlungen mit dem kaiserlichen Hof eingelassen hätte, und daß folglich hier bald nichts weiter für ihn zu thun seyn dürfte, überließ sein Korps an den Fürsten von Siebenbürgen, und machte sich mit einigen seiner Offiziere auf die Reise nach Venedig, um dort bessere Aussichten abzuwarten. Aber der Tod gestattete ihm nicht, diese Reise zu vollenden. Er starb in Bosnien ohnfern von Bosna-Serai an einer Entkräftung. Kurz vor seinem Tode ließ er sich sein Staatskleid anziehen,

gürtete den Degen an, und hielt seinen Offizieren, ob er gleich so schwach war, daß er sich auf zween derselben stüzen mußte, eine Rede, in welcher er sie ermunterte, seinem Beispiel zu folgen, und ihren Ruhm, durch Heldenthaten zu verewigen. *) Und so starb er, obgleich nicht auf dem Schlachtfelde, doch wie ein Held stirbt. Seine Leiche wurde auf Verordnung der Republik Venedig nach Spalatro in Dalmatien abgeführt, und daselbst beerdigt.

Der Jesuit Ott **) sagt sehr richtig, daß der König von Dänemark an dem Grafen von Mansfeld, und dem Herzog Christian von Braunschweig seine beiden Arme verloren hätte. Die oesterreichischbairische Armee unter dem Grafen Tilly sezte sich in Niedersachsen immer fester, und vereitelte alle seine Plane, so klug sie auch entworfen waren. Da aber ein Plaz nach dem andern verloren gieng, muste der König, so wenig er auch bisher Lust bezeigt hatte, ein Haupttreffen zu wagen, weiter vorrücken, und der Macht des Tilly begegnen. Bei Nordheim, welcher von den kaiserlichen Truppen belagerten Stadt er zu Hülfe eilte, ließ er einen wichtigen Vortheil aus den Händen. Die kaiserliche Armee war bei diesem Anlasse nicht allein nicht beisammen, sondern hatte auch ihren General, der krank lag, nicht bei sich. Der König hätte demnach, nach dem Zeugniß der meisten Geschichtschreiber, den grösten Theil derselben ruiniren, und dem Tilly genug zu schaffen machen können. Indessen war er zufrie-

*) Bougeant, Th. I. B. II. §. 52. p. 144.

**) Hist. Saec. XVII. p. 79.

zufrieden, daß sie sich zurückzogen, und nahm seinen Zug gegen Duderstadt (im Eichsfelde) in das Mainzische, um seine Armee auch einmal mit der Beute katholischer Länder zu bereichern. Tilly muste dieses geschehen lassen, und beschäftigte sich unterdessen mit Zusammenziehen und Verstärkung seiner Truppen, um hernach seinem Feinde mit desto grösserer Macht zu Leibe gehen zu können.

So bald er sich hierzu stark genug fühlte, zog er den König nach, um ihn zu einem Treffen zu zwingen. Beide Armeen kamen endlich bei Lutter am Barenberge an den Gränzen des Stifts Hildesheim gegen einander über zu stehen. Da Tilly izt wirklich eine so ansehnliche Armee, als iemals, unter seinem Kommando hatte, und der König vorher immer nur allzu behutsam und vorsichtig ein Haupttreffen zu vermeiden suchte, so fanden es einige äusserst sonderbar, daß er es izt durchaus darauf antrug, ein Treffen zu liefern, ob sich gleich unter seinen Offizieren nicht wenige befanden, die ihm diesen Schritt widerriethen. Allein theils mochte er des ewigen Hin- und Herziehens endlich müde seyn; theils konnte er voraussehen, daß der Graf Tilly, der ihn in dieser Absicht verfolgt hatte, seinen Plan nicht leicht ändern würde, und er, der seine Armee zusammenhalten mußte, war nicht im Stande, denselben durch irgend eine Diversion dazu zu zwingen; und theils glaubte er auch diesmal sich in einer Stellung zu befinden, in welcher er etwas wagen könnte. Es kam also zum Treffen. *)

Der

*) 1626. 27 Aug.

Der Sieg war lange zweifelhaft. Das Feuer der Artillerie war auf beiden Theilen gleich stark, und da Tilly nach ziemlich langer Dauer desselben sah, daß die königliche Armee unter demselben immerfort ihre Postirung behauptete, so entschloß er sich endlich den Angrif zu thun. Die Lage des Platzes war für ihn nicht sehr vortheilhaft; so daß er seine Kavallerie muste absitzen lassen, um ein enges Thal zu passiren, durch welches man sich der feindlichen Armee nähern konnte. Der Angrif geschahe mit allem dem Muth und Feuer solcher Krieger, die bisher immer gewohnt waren zu siegen; allein sie wurden übel empfangen. Die Dänen erwiederten Tapferkeit mit Tapferkeit und die kaiserlichen Truppen wurden mit ziemlichem Verlust zweimal bis an die Kanonen ihrer ersten Fronte zurückgeschlagen. Tilly erneuerte die Attake zum drittenmal mit aller Gewalt, allein es schien noch schlimmer werden zu wollen als vorhin. Tilly muste hier zu seiner äussersten Bestürzung zum erstenmale sehen, daß einige Regimenter, die er bisher ihrer Tapferkeit wegen vorzüglich geschäzt hatte, den Dänen schimpflich den Rücken kehrten. Voll Verzweiflung und Grimm sprang er vom Pferde, hielt die Fliehenden mit blossem Degen, mit Bitten, Drohen und Fluchen auf, und nachdem es ihm geglückt war, sie wieder zum Stehen zu bringen, drängte er sich bis an die vordersten Glieder durch, trat in die Fronte ein, und fochte mit, wie ein gemeiner Mann. Das Heer, durch das Beispiel seines Generals angefeuert, focht eben so verzweifelt, und warf die dänische Infanterie

 endlich

endlich über den Haufen. Der Graf Tilly hatte bemerkt, daß seine Kanoniers, ob sie gleich ein sehr grosses Feuer machten, doch mehr das Pulver verschossen, als den Feind Abbruch thaten; er verbesserte demnach diesen Fehler glücklich, und die Artillerie that ihre Wirkung. Die königliche Armee wurde völlig getrennt, und begab sich, nachdem viele ihrer vornehmsten und besten Offiziere auf dem Schlachtfelde geblieben waren, auf die eilfertigste und unordentlichste Flucht. Der König Christian that izt bei seinem Heere alles das, was Tilly bei dem Seinigen gethan hatte, allein mit schlechtem Erfolg. Das Blutbad, welches die kaiserliche Armee im Nachhauen anrichtete, war entsezlich. Die katholischen Schriftsteller selbst erzählen mit Frohlocken, daß die Flüchtigen mit Säbeln mitten voneinander gehauen, und von den Bäumen, auf welchen sie sich zu retten glaubten, wie Vögel herunter geschossen worden *) Der König von Dänemark verlor in diesem für ihn so unglücklichen Treffen, ausser seiner Artillerie, Bagage, und einer grossen Menge Volks, das zu Kriegsgefangenen gemacht wurde, an 1000 Mann, welche niedergemacht wurden. Unter den Offizieren die dieses Schicksal hatten, befand sich auch der Erbprinz Philipp von Hessenkassel nebst andern Generalen von hohem Range.

Nie

*) In silvas fugiebant; gladiis diuidebantur. Arbores ascendebant, ut uolucres jaculabantur. WASSENBERG de bello Germ. p. 112.

Nie hatten wol die Protestanten in Deutschland mehr zu befürchten, als nach diesem Siege. Dem König von Dänemark muste es izt genug seyn, wenn er seine eigenen Staaten beschützen konnte, und die mit ihm verbundenen deutschen Fürsten sahen voraus, daß es, ehe er sich wieder erholen könne, um sie würde gethan seyn. Die in einigen Städten Niedersachsens liegenden dänischen Besatzungen führten zwar den Krieg noch fort, und der König erhielt auswärtigen Sukkurs, allein die Aussichten waren bei dem Allen nicht die Besten. Die meisten Fürsten (worunter der Kurfürst von Brandenburg izt den Herzog in Baiern für einen Kurfürsten erkannte) errichteten daher ihre besondern Verträge mit dem Kaiser. Und da die Herzoge von Mecklenburg im Bündnisse mit dem König von Dänemark beharrten, so erklärte sie der Kaiser ohne viele Umstände in die Acht, und gab ihre Lande dem Herzog von Friedland. *)

Tilly führte nunmehr den Krieg in Niedersachsen auf der einen Seite fort, und gieng dem König bis in das Schleswigische und Holsteinische nach, dessen er sich größtentheils bemächtigte. Auf der andern Seite gieng Wallenstein durch das Meklenburgische nach Pommern und belagerte die Stadt Stralsund. Man dachte am kaiserlichen Hof sich izt der Seeküste des baltischen Meers bemächtigen zu können, und glaubte keine auswärtige Macht bei Ausführung dieses Proiekts fürchten zu dür-

*) Der General Wallenstein führte bekanntlich izt diesen Titel.

dürfen. Der neue Herzog von Meklenburg, **Wallenstein**, wurde zum Admiral des baltischen Meers ernennt, und nebenher bemühte man sich, darzuthun, daß die Würde eines Reichsadmirals schon vor alten Zeiten üblich und vorhanden gewesen. *) Wallenstein that sein Möglichstes, sich der Stadt **Stralsund** zu bemeistern. Aber die Einwohner derselben, welche von dem König in Dänemark doch ziemlich unterstüzt wurden, vertheidigten sich tapfer, und begaben sich endlich, da es schien, als wenn Dänemarks Hülfe nicht würde hinlänglich seyn, in den Schutz des Königs von Schweden. Diesen erhielt sie auch, und Wallenstein muste zu seinem nicht geringen Misvergnügen, (denn er hatte gesagt, er müsse diese Stadt erobern, wenn sie gleich mit Ketten an den Himmel befestigt wäre,) die Belagerung aufheben. Der Kaiser wurde sehr aufgebracht, daß der König von Schweden, der damals in Polen Krieg hatte, sich in die deutschen Angelegenheiten mischte,

*) Es kamen damals verschiedene Schriften heraus, in welchen der Plan des Kaisers, zur Herrschaft über das baltische Meer zu gelangen, beleuchtet wird. — Daß die Herzoge von Mecklenburg keineswegs in ein Bündniß wider den Kaiser eintraten sondern sich blos in dem ruhigen Besitz ihrer Staaten zu vertheidigen suchten, ist unlaugbar. Doch wurden sie in die Acht erklärt, und aus ihrem Lande verjagt. Und auf Pommern muste der Herzog in Baiern einige erkünstelte Ansprüche machen. — In der That würde Ferdinand der II. eher zu entschuldigen seyn, wenn er sich ganz als der, der er wirklich war, als ein nach einer weitläuftigen Despotie strebender Herr, dargestellt hätte, anstatt sich alle Mühe zu geben, seinen ungerechtesten Unternehmungen die Farbe der Gerechtigkeit anzustreichen.

mischte, und Wallenstein schickte seinen Feinden Hülfe an Volk zu. Lauter Umstände, die hernach unter den Hauptursachen des schwedischen Kriegs in Deutschland angeführt wurden.

Der König Christian von Dänemark sahe, nach einem so unglücklich geführten Krieg, daß er auf einen Friedensvergleich bedacht seyn müsse, wenn er seine Staaten nicht noch ärgern Verheerungen aussetzen wollte; und der Kaiser schien auch nicht ungeneigt zu seyn, diesfalls in Friedensunterhandlungen zu treten. Wallenstein, der im Namen des Kaisers mit dem König traktirte, schrieb demselben anfangs harte und nachtheilige Bedingungen vor: allein da ihn Dänemark für einen Herzog von Mecklenburg erkannte, und einwilligte, daß die in die Acht erklärten Herzoge von diesem Frieden ausgeschlossen seyn sollten, so kam der Vergleich endlich auf die Bedingungen zu Stande, *) daß dem König Alles, was die kaiserlichen Truppen von seinen Staaten erobert hätten, wieder zugestellt werden, derselbe aber sich fernerhin in keine Angelegenheiten des deutschen Reichs mengen sollte, als die ihn, wegen des Herzogthums Holstein, unmittelbar beträfen. Auf diese Weise erlangte der König von Dänemark doch noch einen weit vortheilhaftern Frieden, als man hätte hoffen sollen.

Hatten die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen bisher übel in den eroberten Ländern gehauset, so trieben sie es nun, da der König von Dänemark von

*) Zu Lübeck, 1629. *Londorp.* Act. publ. T. III. p. 1078.

von dem Schauplatz des Kriegs abgetretten war, noch weit ärger, und Deutschland sah beinahe seiner gänzlichen Verwüstung entgegen. Besonders verübte Wallenstein, der sich mehr wie ein orientalischer Despote, *) als wie ein europäischer General betrug, die grösten Gewaltthätigkeiten. Vergebens war es daß die Kurfürsten 1627. zu Würzburg, und in den nämlichen Jahr zu Mühlhausen zusammenkamen, und Mittel aufzufinden suchten, wie den Verwüstungen, die der Krieg allenthalben anrichtete zu begegnen sei. Mit Gewalt aber war nichts auszurichten, und die Reichsgesetze musten bei den Lärmen der izt allenthalben siegreichen österreichischen Waffen schweigen. Selbst die geistlichen und andre katholische Fürsten zitterten für den Vergewaltigungen, die Wallenstein, dem der Kaiser fast eine unumschränkte Macht ertheilt hatte **) wo er nur hinkam, ausübte.

Das

*) Wallenstein hätte sich wirklich nicht übel zu einem Sultan geschickt. Verschwendung und übertriebner Pracht war seine Lieblingsneigung, und sein Eigendünkel konnte nicht den geringsten Widerspruch ertragen. Tausend Thaler verschenkte er ohne viel Umstände an jemand, dem er günstig war; aber er machte auch noch weniger Umstände, einen dem er nicht günstig war, ohne Rücksicht auf Person und Verdienste, henken zu lassen. Daher war seine üble Laune Freunden und Feinden gleich fürchterlich.

**) Wäre Wallenstein so klug gewesen, als er tapfer und hitzig war, er hätte diese Gewalt, deren Misbrauch ihn zweimal zum Sündenbock Ferdinands des II. und seiner spanischen Räthe machte, mit mehr Vorsicht und Mäßigung ausgeübt.

Das, was die in den oesterreichischen Erblanden befindlichen Protestanten in diesem Zeitpunkte ausstehen musten, zu beschreiben, wäre ein besonders Geschichtbuch nöthig. Geschärfte kaiserliche Edikte, welche von einer dazu aufgestellten Kriegsmacht auf das grausamste vollzogen wurden, verdrängten alle Religions- und Gewissensfreiheit. Da die Anzahl der Protestanten, die dieses Schicksal betraf, sehr beträchtlich war, und es daher wagte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so wurden sie vollends, wie die Böhmen, als die heillosesten Rebellen behandelt. Diejenigen unter ihnen, welchen bei dieser gewaltsamen Reformation erlaubt wurde, aus dem Lande zu gehen, (denn der Kaiser wollte mit Wissen durchaus keine andern Religionsverwandte, als Katholiken in seinen Erbstaaten haben) musten es noch für eine besondere Gnade halten, daß ihnen, als unbekehrlichen Ketzern, die man nach den gottseligen Grundsätzen der heiligen Inquisition billig hätte zu Asche verbrennen sollen, freier Abzug, und ihre fahrende Habe mitzunehmen erlaubt wurde. Die katholischen Geschichtschreiber können Ferdinand den II. dieser Mässigung wegen, nicht genug lobpreisen, und machen ihn nur allein deswegen, zu dem besten Regenten, und zu einem lebendigen Heiligen. Er wußte nicht was er that, und wie er seinen Staaten, durch Entfernung einer Menge Bürger und Unterthanen schadete, daran war sein Religionseifer Schuld; indessen gereicht es ihm doch zur Ehre, daß er nicht ganz so unmenschlich dachte, wie das iesuitische Ungeziefer, das beständig um ihn

herum-

herumschwärmte. Denn mit dem guten Willen dieser Satane in Menschengestalt sollten die Ketzer gewiß nicht einmal so gnädig davon gekommen seyn.

Indessen ließ es Ferdinand bei dieser sogenannten Reformation seiner Erblande nicht bewenden. Er wollte dem gesammten Reich zeigen, wie nahe ihm die allgemeine Wiederherstellung der alten Religion am Herzen läge. Und da er sich izt so furchtbar gemacht zu haben glaubte, daß es niemand wagen würde sich ihm zu widersetzen, ließ er ein Edikt,*) aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ergehen, in Kraft dessen alle mittelbaren und unmittelbaren Stifter und geistlichen Güter, welche nach dem Passauer Vertrag von den Protestanten waren eingezogen worden, wieder an ihre alten Besitzer zurückgegeben werden sollten. Zur Vollstreckung dieses Restitutionsedikts wurden aller Orten Kommissarien ernennt, welche von einer zahlreichen Armee unter Wallensteins Kommando, unterstüzt wurden.

Der scheinbarste Grund, dieses Edikt zu beschönigen war das sogenannte geistliche Reservat, dessen in der Geschichte des Religionsfriedens bereits Meldung geschehen ist. Man rechnete den Protestanten vor, daß sie seit dieser Zeit den Katholiken zwei Erzbißthümer, zwölf Bißthümer, und eine Menge Abteien und Klöster abgenommen hätten, und es half sie nichts, daß sie standhaft behaupteten, sie hätten in den Punkt des sogenannten geistlichen Reservats niemals eingewilligt.

Die

*) 1629. 6 März. *Londorp.* Act. publ. T. III. p. 1048.

Die Freude der Katholiken über die Vollziehung dieses Edikts war unbeschreiblich. „Allenthalben„ „sagt Bougeant, sahe man Bischöffe, die in „ihre alten Rechte wieder eintraten, und Mönche, „welche die Klöster wieder bezogen, daraus sie wa„ren vertrieben worden.„*) So eigenmächtig und rechtswidrig auch dabei verfahren wurde, welches selbst billigdenkende katholische Skribenten nicht läugnen können, so muste doch alles wol gethan seyn, und nichts war leichter, als ein so gerechtes und heiliges Benehmen zu vertheidigen. **)

Das sonderbarste dabei war, daß die Klerisei über die Theilung dieser Beute selbst uneinig ward, und an einander gerieth. Denn der Jesuiterorden, der doch gar nichts davon zu fordern hatte, weil ihm nichts war genommen worden, wollte durchaus nicht leer ausgehen, und eine so schöne Gelegenheit, seine Einkünfte zu verbessern nicht aus den Händen lassen. Sie lagen daher den Fürsten und Herren, welche ihre Gönner und Beschützer waren, nicht nur auf das dringendste an, ihnen etwas davon für ihre Kollegien und Seminarien einzuräumen, sondern bemühten sich auch in öffentlichen Schriften zu behaupten, daß wichtige Gründe vorhanden wären, einige Klöster nicht wieder ihren alten Innhabern, sondern andern Mönchen einzuräumen. Die alten Ordensleute aber, welche sahen, daß sie dabei gewaltig zu kurz kommen würden, schwie-

*) Th. I. B. II. S. 3. p. 171.

**) Ein Muster einer unverschämten Apologie des Restitutionsedikts findet man in OTT. hist. Saec. XVII. p. 109 - 116.

schwiegen zu diesen Behauptungen auch nicht stille, und vertheidigten ihre Rechte, so gut als sie konnten. Ueberhaupts glaubte die römische Geistlichkeit, der Zeitpunkt, die alte Religion wieder im deutschen Reich einzuführen, sei nunmehr zuverlässig vorhanden, und sie hätte weiter nichts zu thun als zuzusehen, daß ein ieder das Seine, oder wo möglich noch mehr, als er fordern konnte, erhalten möchte. Und unter solchen Umständen mußte das Reich wol freilich mit sich selbst uneinig werden.

Da aber die Vollziehung dieses Edikts im Reich gewaltig viel Misvergnügen und Klagen verursachte, da die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg den Entschluß faßten, sich der Vollziehung des Restitutionsedikts in ihren Landen mit Gewalt zu widersetzen, und überhaupt alles über die Gewaltthätigkeiten Wallensteins unzufrieden war, so muste der Kaiser dennoch mit den Fürsten und Ständen des Reichs glimpflicher verfahren, als er vielleicht ausser dem würde gethan haben. Hierzu bestimmten ihn vorzüglich zween Gründe. Er wollte seinem Prinzen Ferdinand die Würde eines römischen Königs verschaffen, wozu die Beistimmung der Kurfürsten allerdings erforderlich war: und denn war es auch so gut als entschieden, daß er den König von Schweden zum Feind bekommen würde, und auf diesen Fall war es nöthig, die Gesinnungen der vornehmsten deutschen Fürsten zu erforschen, und zu wissen, wie sie sich dabei verhalten würden.

In

In dieser Absicht wurde also ein kurfürstlicher Kollegialtag zu Regensburg (1630) veranstaltet, und die römische Königswahl in Vorschlag gebracht. Allein die Kurfürsten kamen schwer daran, und machten dem Kaiser zur vorläufigen Bedingung, die grosse Anzahl seiner Truppen zu vermindern, und dem General Wallenstein, als dem Stifter alles Unheils, das Kommando zu nehmen. Zugleich wurde gegen das Restitutionsedikt protestirt, und auf die Vernichtung desselben eifrigst gedrungen. In Rüksicht auf den leztern Punkt war nichts zu erhalten. Was aber den erstern betraf, so ließ sich der Kaiser, damit es nicht möchte das Ansehen haben, als ob er gar nichts nachgeben wollte, endlich gefallen, sein Heer bis auf 39,000 Mann zu vermindern, und den General Wallenstein, dessen Glük und Gewalt selbst am kaiserlichen Hof beneidet und gefürchtet wurde, abzudanken.

Man wollte nachgehends Ferdinanden dem II. diese Verminderung seiner Armee für einen Staatsfehler rechnen, den er aus grosser Uebereilung begangen hätte. Allein er wuste sehr wol, was er that, und warum er es that. Wollte er die Kurfürsten bestimmen, in seinen Plan mit der römischen Königswahl einzuwilligen, so durfte er gegen ihre Forderungen auch keine taube Ohren haben. Zu dem blieb seine Kriegsmacht immer noch sehr beträchtlich. Denn ausser dem Heer von 39000 Mann, dessen Kommando dem Grafen Tilly übergeben wurde, der bisher in gewisser Rüksicht unter den Befehlen Wallensteins ge-

 standen

standen war, hatte er noch die Armee der katholischen Liga zu seinem Dienst, welche an 30000 stark war; seine Macht durfte sich also immer gegen einen starken Feind sehen lassen. *) Daß ihm der König von Schweden mit einer geringern Macht würde überlegen seyn, ließ er sich nicht einmal einfallen. Er spottete sogar, als es bereits entschieden war, daß der König von Schweden die Zahl seiner Feinde vermehrte, über die ganze Sache, und sagte dem Grafen Tilly in einem gleichgültigen und scherzhaften Ton, er, und das Haus Oesterreich hätten nun wieder ein Feindchen bekommen. Tilly hatte inzwischen zu viel Erfahrung, und war mit dem Ruf des Königs von Schweden zu bekannt, als daß er ihn für einen so unbedeutenden Feind hätte halten sollen, für den ihn sein Herr hielt, und der Erfolg zeigte es, daß er richtig geurtheilt hatte.

Die römische Königswahl kam bei dem allen diesmal doch nicht zu Stande. Doch hatte der Kaiser durch seine scheinbare Nachgiebigkeit es so weit gebracht, daß diejenigen protestantischen Fürsten, denen izt der König von Schweden mit seiner Macht am nächsten war, sich nicht getrauten, sogleich seine Partei zu ergreifen, und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Hierzu mochte auch das

*) Sed et Catholici Ligistae seorsim tricies millena bellatorum capita sub signis adhuc habebant: ut adeo totus Catholici Exercitus numerus ad LXXX millia ascenderet, hosti cuilibet, si coniungeretur, par futurus. — *Nihil itaque tunc a Caesare neglectum.* OTT. hist. Saec. XVII. p. 108.

das Beispiel des Königs von Dänemark Vieles beigetragen haben, dessen Allianz ihnen mehr geschadet als genüzt hatte. Sie begnügten sich also, besonders Sachsen, damit, daß sie sich dem Restitutionsedikt, so viel in ihren Kräften stand, widersezten, und ihre Staaten zu vertheidigen suchten.

Der Kurfürst von Sachsen wünschte überhaupt nichts so sehr, als sich neutral verhalten zu können, ohne iedoch den Willen des Kaisers in Hinsicht auf das Restitutionsedikt erfüllen zu wollen. Da aber dieses insbesondre zum Nachtheil seines Hauses gereichte, indem es seinen Prinzen August von dem Erzbißthum Magdeburg, wo er bereits Coadiutor war, ausschlos, und da ihm die Protestanten über dieses Vorwürfe machten, daß er durch seine Anhänglichkeit an den Kaiser zwar seine Privatvortheile gesucht, dem allgemeinen Interesse ihrer Partei aber gar sehr geschadet habe, sahe er sich endlich genöthigt, einer Verbindung, welche die protestantischen Fürsten zu Leipzig schlossen, beizutreten. Doch enthielt diese Verbindung weiter nichts, als die Ausübung des Restitutionsedikts möglichst zu hindern, und sich, falls sie deswegen feindlich sollten angegriffen werden, gemeinschaftlich zu vertheidigen.

Der Kaiser, dem eine solche Verbindung misfallen muste, stellte sich, als ob er sie nicht groß achte, weil er doch sein Augenmerk auf den König von Schweden richten muste. Da er aber mit demselben eben so leicht als mit dem König in Dänemark fertig zu werden glaubte, so gedachte er die Sache nur so lange aufzuschieben, biß dieser

H 2 wür-

würde gedemüthigt seyn, da er dann seinen Lieblingsplan, die Wiederherstellung der alten Religion in Deutschland gewiß würde zu Stande gebracht haben.

Der General Wallenstein, der bisher alles nach dem Sinne seines Herrn gemacht zu haben dachte, nicht wenig von seinem Vermögen dabei aufgeopfert hatte und nun doch sein Kommando verlor, ertrug sein Schiksal mit einer Resignation, die kein Jesuit feiner hätte heucheln können. Allein er kannte seine Feinde, war zufrieden, daß ihm der Kaiser seine Entlassung mehr als Freund als im Souverainstone ankündigen ließ, und sah vielleicht voraus, daß man seiner in Kurzen wieder benöthigt seyn würde.

IV.

Dritte Periode des dreissigiährigen Kriegs.

Schwedischdentscher Krieg. 1630-1648.

Bei dieser allgemeinen Verwirrung und Unordnung im deutschen Reich zeigte sich endlich eine neue Person auf dem Schauplatz des Kriegs, welche, so wenig man von Seiten der Gegenpartei ihre Erscheinung anfangs zu achten schien, doch bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Gu-

Gustav Adolf, König in Schweden, konnte die Eroberungen der kaiserlichen Heere, und die Zerrüttung Deutschlands izt nicht mehr mit gleichgültigen Augen ansehen. Besonders machte ihn das Glük der kaiserlichen Waffen am baltischen Meere eifersüchtig und da ihm der kaiserliche Hof, und der General Wallenstein allemal, so oft er Mine machte, sich in die Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, unter seiner Würde behandelten, so fühlte er sich dadurch persönlich beleidigt. Ueber dieses war er der evangelischlutherischen Religion eifrig zugethan; daher ließ ihn auch sein Eifer für dieselbe nicht unthätig bleiben, da er aus Allem, was bisher von der Reformation in Böhmen an bis auf das Restitutionsedikt in Religionssachen war unternommen worden, überzeugt war, daß es auf die gänzliche Ausrottung des Protestantismus in Deutschland abgesehen sei. Vielleicht hätte er sich schon eher, als Retter der deutschen Freiheit gezeigt, wenn ihm nicht der Krieg, den er damals mit dem König Sigmund von Polen führte, einigermassen die Hände gebunden hätte.

Die längere Fortdauer dieses Kriegs war auch in der That einer der ersten Wünsche des Kaisers, und in der Absicht, diese Fortdauer zu befördern, hatte der Kaiser dem König von Polen Hülfstruppen zugeschikt. Da aber Gustav Adolph dem ohnerachtet einen Vortheil nach dem andern erhielt, und Sigmund sich endlich genöthigt sah, Friede mit ihm zu machen, hatten sie mit aller ihrer Po-

litik weiter nichts ausgerichtet, als den Löwen vollends zum Grimm gereizt.

Der Umstand, daß Frankreich, welches bisher die Progressen der Unternehmnngen des Kaisers zwar mit scheelen Augen betrachtete, aber theils in seinem Innern mit den Hugonotten (oder Reformirten, deren Ausrottung der König Ludwig der XIII. in Frankreich so eifrig betrieb, als Ferdinand der II. die Vertilgung der Protestanten in Deutschland) theils in Italien genug zu thun gehabt, izt freiere Hände bekommen hatte, begünstigte ebenfalls Gustavs Unternehmen. Die Vorspiegelungen, daß der Krieg in Deutschland für das Interesse der katholischen Religion geführt würde, von welchen man sich bei einem Herrn, wie Ludwig der XIII. (der ein fast eben so eifriger Katholik war, als der Kaiser) recht viel versprochen hatte, wirkten nicht auf den bekannten Kardinal Richelieu, der mehr als der König, in Frankreich herrschte, und so sehr er auch die Hugonotten verfolgte, doch durchaus nicht zugeben wollte, daß Ferdinand der II. unter dem Titel eines Beschützers der alten Religion und Bekehrers der Ketzer, sich zu einer Macht, die dem ganzen Europa fürchterlich werden konnte, empörschwingen sollte. Dieser kühne und schlaue Minister, den man beschuldigte, daß er einen Plan entworfen hätte, Frankreich zu einer Universalmonarchie von Europa zu erheben (wenigstens giengen seine Entwürfe dahin es zur ersten Monarchie von Europa zu machen) konnte die zunehmende Macht des Hauses Oester-

reich,

reich, als seinen Planen höchst nachtheilig, unmöglich ohne Neid ansehen. Er sezte daher für diesmal den Religionseifer bei Seite, und wußte seinen König zu überreden, daß Oesterreich gegenwärtig keinen eigentlichen Religionskrieg führe, sondern blos seine, der Krone Frankreich äusserst nachtheilige Absichten unter dem Dekmantel des Religionseifers verberge. Es könnte daher der König ohne Bedenken an diesem Krieg Theil nehmen, nicht so wol den Kaiser mit offenbarer Gewalt anzufallen, sondern nur den weitaussehenden und grosen Planen desselben Schranken zu setzen, und seine Gränzen gegen dessen immer zunehmende Macht sicher zu stellen. Durch diese Vorstellungen bestimmte er seinen Herrn, die Unternehmungen des Königs von Schweden zu begünstigen. Dem zu Folge wurde zwar keine eigentliche Allianz zwischen beiden Kronen errichtet; Doch sagte sich Frankreich von dem Punkte des zu Regensburg mit dem Kaiser errichteten Traktats, in welchen es sich anheischig gemacht hatte, den Feinden des Hauses Oesterreich auf keine Weise beizustehen, los, und beschloß, dem König von Schweden Hülfstruppen zuzuschiken, und ihn im erforderlichen Fall mit Geldvorschuß zu unterstüzen. Weiter konnte sich auch der Kardinal für izt nicht einlassen, da man doch noch nicht entscheiden konnte, ob der König von Schweden mehr Glük haben werde: als der König von Dänemark, oder nicht; welcher leztere Fall ganz gewiß Folgen nach sich würde gezogen haben, die den Planen des Kardinals eine wichtige Diversion hätten machen können.

Durch dieses Einverständniß und durch die Beiträge an Volk und Geld, welche ihm England und die Holländer zu seinem Feldzug bewilligten, sahe sich der König von Schweden bald in den Stand gesezt, eine damals beträchtliche Armee aufzurichten. Da auch seine Reichsräthe seinem Entschluß eine Landung auf Deutschland zu unternehmen, falls der Kaiser nicht würde zu bewegen seyn, dem Reich auf billige Bedingungen den Frieden zu gewähren, billigten so machte er durch starke Werbungen, welche ihm in den Ländern seiner Freunde verstattet wurden, den Anfang seinen grossen, und längst gemachten Entwurf auszuführen.

In dem Manifeste, worinn er sich wegen seines Unternehmens rechtfertigte, führte er vornämlich folgende Ursachen an, die ihn bewogen hätten, mit einem Kriegsheer den deutschen Boden zu betreten. „Er wäre kein Fürst, der für Nichts, und wider „Nichts Krieg anfienge. Aber die Erfahrung lehr„te, daß man bei der Nachbarschaft eines mächtigen „und unersättlichen Prinzen in seinem eignen Land „nicht sicher wäre. Man hätte sich nicht gescheut, „seine an den Fürsten von Siebenbürgen abgelaßnen „Schreiben, wider alles Völkerrecht, und ohne die „geringste Rüksicht auf die Achtung, die man seiner „Hoheit schuldig wäre, zu erbrechen und sie mit Ver„drehungen und Zusätzen öffentlich bekannt gemacht, „ihm verweigert, Werbplätze in Deutschland an„zurichten, seinem Feinde Hülfstruppen zugeschikt, „die Freiheit der Hansestädte gekränkt, und dem „König von Dänemark verboten, die Stadt Stral-

„sund

„sund in Schutz zu nehmen. Seine Gesandten, die „er auf den Friedenskongreß nach Lübeck geschickt, „habe man nicht zugelassen und ihnen sogar befoh- „len, sich aus dem deutschen Reich zu entfernen. „Zweimal hätte er an den Kaiser, und die Fürsten „des Reichs Schreiben ergehen lassen, aber nichts „damit ausrichten können; vielmehr wären die „Feindseligkeiten gegen ihn immer weiter getrieben „worden. Bei dem Allen, und ob er gleich mit „Gottes Hülfe gegen alle Unternehmungen seiner „Feinde stetes Glück gehabt, sei doch immer sein „Wille gewesen, den Weg gütlicher Unterhandlun- „gen einzuschlagen; da aber die Minister und Ge- „sandten des Kaisers alle Verträge dieser Art zu „vereiteln wüßten, die deutschen Fürsten aber durch „die Macht des Kaisers, und durch die Störer der „Ruhe des Reichs, die derselbe gegen sie aufstellte, „bereits zu sehr gedemüthigt worden wären, als „daß sie einen freien Entschluß zu fassen sich ge- „trauen durften, so bliebe ihm kein andrer Weg, „als der Krieg übrig. Seine Gegner rückten ihm „zwar auf, daß Er selbst den Grund zu diesen Zwi- „stigkeiten gelegt, indem er die Stadt Stralsund „in seinen Schuz genommen; da man aber dieselbe, „wider alles Recht, und selbst wider kaiserlichen Be- „fehl, durch die hinterlistige Forderung, man fände „nöthig, sie mit kaiserlichen Völkern zu besetzen, zu „unterjochen gesucht habe, auch der Herzog von „Pommern sich ihrer nicht annehmen wollen, so „habe er, zur Sicherheit seiner eignen Staaten, „nicht anders verfahren können. Er hoffe dem-

„nach, daß alle diejenigen, welchen die Freiheit „der Religion, und des deutschen Reichs am Her„zen läge, dasjenige was er gethan hätte, und zu „thun Willens wäre, billigen würden; vorzüglich, „da er, nachdem man ihm alle Wege, so wichtige „Angelegenheiten in der Güte beizulegen, verschlossen „und abgeschnitten hätte, nichts weiter zur Absicht „habe, als seinen vertriebenen und beklagenswürdi„gen Anverwandten und Freunden den Besitz der „ihnen rechtmässiger Weise zukommenden Länder „und Güter, dem gesammten unterdrückten deut„schen Reichsständen aber ihre leibliche und geistliche „Freiheit wieder zu erfechten. Sollte iemanden „durch dieses Unternehmen Schaden zugefügt wer„den, so wäre er gewiß, daß solches ohne seinen „Vorsatz und Willen geschähe.„ *)

Unter seinen Anverwandten verstand der König die Herzoge von Mecklenburg, deren Lande der Kaiser dem General Wallenstein eingeräumt hatte. Eben dieser General war es auch, der die Briefe des Königs aufgefangen, und den Kourier der sie überbringen sollte, sehr gemishandelt hatte. Im Detail der gegen ihn ausgeübten Feindseligkeiten beschwerte sich Gustav Adolf sonderlich über Wallensteins Admiralat des baltischen Meers, und dessen Anmassung die schwedischen Schiffe zu visitiren, und daß der Kaiser ihn für einen Reichsfeind

*) Ausser Chemnitzers und Pufendorfs Werken und Londorps Actis publicis können hier *Loccenius* hist. Suec. l. VIII. und P. *Lansbergii* bellum Germ. Gustavi M. (Roterod. 1652. 12.) p. 134. sqq. nachgelesen werden.

feind erklärt und sich in öffentlichen Schriften unanständige Ausdrücke gegen ihn erlaubt hätte.

Von Seiten des kaiserlichen Hofs suchte man sich gegen die Hauptpunkte des schwedischen Manifests folgendermassen zu verantworten: „Wenn der „König sich des Schutzes der Stadt Stralsund bege„ben hätte, so würde man seine Gesandten zu Lü„beck zu den Unterhandlungen zugelassen haben, „ausserdem aber habe es nicht geschehen können. „Der Kaiser habe das vollkommenste Recht gehabt, „die Briefe des Königs an seinen Feind, den Für„sten Betlemgabor, die ihm das Glück in die „Hände geliefert hätte, öfnen zu lassen, und der „Umstand, daß diese Briefe mit Ziffern geschrieben „gewesen, hätte ihm das gröste Recht dazu gege„ben. Man sähe nicht, warum ein deutscher Kai„ser nicht das nämliche Recht hätte, das die Kö„nige von Dänemark und Schweden behaupteten, „das baltische Meer zu beschiffen. Daß der Kaiser „dem König von Polen Hülfstruppen zugeschickt, „sei deswegen geschehen, weil sich der König, da„durch, daß er sich des Schutzes der Stadt Stral„sund angemaßt, und denselben, so zu sagen, „aus den Händen des Königs von Dänemark über„nommen, als seinen offenbaren Feind gezeigt „habe.„ *)

Diese Gegenbehauptungen rechtfertigten die Ueberzeugung Gustav Adolfs, daß der Kaiser chlechterdings die Bedingungen nicht erfüllen würde, unter welchen er die Waffen niederlegen wollte, und welche darinn bestanden:

*) WASSENB. de bello Germ. p. 252. sqq.

standen: „daß der Kaiser seine Armee aus Sachsen „und den benachbarten Provinzen abführen, die an „dem baltischen Meere angelegten Forts und Ver„schanzungen schleifen, auf die Schiffart in diesem „Meere keine fernern Ansprüche machen, und die „Streitigkeiten wegen der in den nördlichen Pro„vinzen Deutschlands gelegenen geistlichen Güter „der freien Entscheidung der Reichsstände überlassen „sollte. Die Klagen gegen diejenigen Fürsten, über „welche sich der Kaiser, als über Beleidiger seiner „Maiestät beschwerte sollten von eben diesen Rich„tern untersucht und abgeurtheilt, die Schuldigbe„fundenen aber mit keiner andern als Geldstrafe ange„sehen werden. Für die Geldbusse, welche den „Herzogen von Mecklenburg, dafern sie strafwür„dig gefunden werden sollten, würde zuerkannt werden, „versprach der König zu haften, und so bald diese „Bedingungen erfüllt worden wären, seine Besa„tzung aus Stralsund abzuführen.„ *) — Allein dergleichen Forderungen, so sehr sie auch die Freiheit des deutschen Reichs erheischte, fanden bei einem Monarchen wie Ferdinand der II. war, keinen Eingang, zumal in der glücklichen Lage, in welcher sich seine Angelegenheiten damals befanden; es blieb also dem König von Schweden nichts übrig, als sein Heil mit den Waffen zu versuchen.

Die Landung Gustavs und seiner Truppen in Deutschland erfolgte am 24 Junius 1630. auf der Insel Usedom am Ausfluß der Oder, nachdem sich seine Truppen der Insel Rügen, auf welcher

er

*) BRACHEL. hist. s. l. P. I. p. 203.

er anfänglich zu landen gesonnen war, bemächtigt hatten. Er hatte seinen Soldaten bei der strengsten Strafe verboten, Räubereien und Gewaltthätigkeiten auszuüben, denn seine Mannszucht war überhaupt nicht die, die unter den beiderseitigen Heeren, welche Deutschland bisher verwüstet hatten, Mode war. Kaum hatte er seinen Fuß ans Land gesetzt, so fiel er auf seine Knie, und rief Gott in einem eifrigen Gebet um seine Gnade und Beistand zur Ausführung seines Vorhabens an. Seine Offiziere, welche durch diese Scene gerührt wurden, ermahnte er, das nämliche zu thun, und erinnerte sie, daß man bei einem weitaussehenden Unternehmen den Beistand des höchsten Herrschers erbitten müsse, daß man sich denselben vermöge des Bewustseyns guter und edler Absichten, getrost versprechen könne, und daß ein Soldat der seinen Pflichten nachkomme ohne Religion und Menschlichkeit dabei aus den Augen zu setzen, sich auch in allen seinen Unternehmungen eines erwünschten Erfolgs werde erfreuen können. Selbst katholische Schriftsteller *) welche billig dachten, und wußten, was ein Geschichtschreiber der Wahrheit schuldig ist, erkennen und rühmen diesen religiösen Eifer des Königs; nur dieienigen, welche in den Kollegien des Jesuiterordens gebildet worden, schweigen davon, und geben sich alle Mühe, den Feldzug Gustavs mit den Eroberungen eines Alarichs und andrer gothischen Könige, nach jesuitischer Art und Kunst zu vergleichen, und ihn sogar,

*) BRACHEL. hist. f. t. p. 205. Bougeant, Th. I. B. III. §. 13. p. 183.

sogar, wenn mans ihnen glaubte, zum **Attila** zu deklamiren.

Die deutschen Fürsten besonders diejenigen, welchen der König mit seinen Truppen am nächsten war, wurden bei seinem Einfall sehr unruhig, und wußten nicht wozu sie sich entschliessen sollten. Eines Theils war es ihnen zuträglich, wenn ihre Lande von der Ueberlast, die ihnen die kaiserlichen machten befreiet wurden; aber wenn es nun mit den schwedischen Unternehmungen eben so ablaufen sollte, wie mit dem dänischen Krieg, was hatten sie da zu gewarten? Anstatt also den König und seine Truppen willig aufzunehmen, und öffentlich auf seine Seite zu tretten, nahmen sie ein Betragen an, welches deutlich genug zu erkennen gab, daß sie den Muth nicht hätten, sich öffentlich für ihn und folglich gegen den Kaiser zu erklären. Die katholischen Schriftsteller nennen dieses Betragen eine pure Verstellung, denn die protestantischen Fürsten in Deutschland, sagen sie, ruheten nicht eher, als bis sie den König von Schweden durch geheime Gesandschaften zu einem Einfall in Deutschland bewegt hatten. Allein weder die eine noch die andere Behauptung ist ganz, und so allgemein richtig; so zuverlässig sie auch in die Welt geschrieben worden: denn weder die Verstellung der Fürsten noch die Beweggründe, warum der König in Deutschland einfiel, waren von dieser Beschaffenheit.

Indessen richtete der König Gustav Adolf seine ganze Sorgfalt dahin, sich in Pommern festzusetzen. Er bemächtigte sich in kurzer Zeit der Insel **Wollin**

lin und der Stadt Kamin, worauf er tiefer ins Land, und vor die Stadt Stettin, die damalige Residenz der Herzoge in Pommern rückte, ehe der in diesen Gegenden kommandirende kaiserliche General, Torquato Conti sich in Verfassung setzen konnte, es ihm zu wehren. Er verlangte hier von dem Herzog in Pommern, Bogislaf, daß die Stadt Stettin schwedische Besatzung einnehmen sollte. Der Herzog machte anfangs viele Schwierigkeiten dagegen; da er aber durch eine persönliche Unterredung mit dem König überzeugt wurde, daß derselbe seinen Vorsatz nicht aufgeben, und das mit Gewalt nehmen würde, was man ihm in der Güte zu geben weigerte, so vertrug er sich endlich mit ihm, und Stettin wurde mit schwedischen Truppen besetzt. In kurzer Zeit brachte der König auch die Städte Stargard, Anklam, Uckermünde und Wolgast in seine Gewalt.

Bei Garz in Pommern hätte Gustav beinahe ein Unglück gehabt, welches seine grossen Unternehmungen im ersten Wachsthum erstickt haben würde, wenn die Vorsehung nicht über ihn gewacht hätte. Er wagte sich mit einer geringen Bedeckung beim Recognosciren dieses Platzes, auf dessen Eroberung er seine Absichten gerichtet hatte, weil die darinnen liegenden kaiserlichen Truppen ihm viel zu schaffen machen konnten, und das Land, nach ihrer Weise arg mitnahmen, zu weit, und wurde von einem starken Trupp Spanier nnd Italiäner dergestalt eingeschlossen, daß er unfehlbar umgekommen, oder in die Gefangenschaft gerathen wäre, wenn die Feinde

ihn persönlich gekannt hätten, oder, nach den Berichten anderer, wenn nicht ein Trupp seiner Kavallerie, der stark genung war es mit dem feindlichen aufzunehmen, die Gefahr in der er sich befand, bemerkt hätte, und ihm zu Hülfe gekommen wäre. *)

Ob nun gleich die Waffen des Königs Gustav bisher immer glücklich gewesen waren, und die kaiserlichen Generale, die in Pommern kommandirten, wegen der unmenschlichen Grausamkeit, welche sie aller Orten verübten (wie denn besonders der Oberste Götze und seine Truppen bei Eroberung der Stadt Pasewalk dergestalt verfuhr, daß es Türken und Tartern nicht hätten ärger machen können) allgemein verabscheuet wurden, so blieben doch die deutschen Fürsten, mit welchen es Gustav izt vorzüglich zu thun hatte, in Rücksicht auf die Verbindung die er ihnen vorschlagen ließ, noch immer unentschlossen, und selbst die Herzoge von Meklenburg, um deren Restitution er sich doch besonders verdient gemacht hatte, suchten eine offenbare Vereinigung mit ihm, so sehr sie konnten, ins Weite zu spielen. Er konnte also vor der Hand nichts weiter thun, als daß er seine Eroberungen an dem balti-

*) Daß die Feinde den König nicht gekennt hätten, meldet unter andern Rambach, in den Anmerk. zum Bougeant Th. I. p. 185. Aber Lansberg schreibt: der König sei von einem Meuchelmörder, der ihm einigemal in der Absicht ihn zu ermorden, sehr nahe gewesen, aber niemals Muth genug gehabt, sein schändliches Vorhaben auszuführen, den Feinden verrathen, von denselben umzingelt, und durch seine herbeieilende Kavallerie gerettet worden. Bellum Gust. M. Germ. p. 162. sqq.

baltischen Meere fortsezte, worinnen er auch sehr glücklich war, und daß er sich näher mit Frankreich verband. Der Traktat wegen dieser Vereinigung wurde zu Bärenwalde im Brandenburgischen geschlossen. *) Die Absicht dieses Traktats war (von Seiten Gustavs wirklich im Ernst, von Seiten Frankreichs aber freilich nur angeblich,**) die Rechte der deutschen Fürsten zu vertheidigen, die freie Handlung auf dem baltischen Meere zu beschützen, und alles in den Stand zu setzen, wie es vor dem Krieg gewesen. Gustav machte sich anheischig, zu Erreichung dieser Absichten eine Armee von 36000 Mann in Deutschland zu unterhalten, und die Krone Frankreich bewilligte ihm dazu auf fünf Jahre 1200,000 Livres iährlich zu bezahlen.

Durch diesen Vertrag sahe sich Gustav in den Stand gesezt, was er angefangen hatte, fortzuführen. Er verachtete die Drohungen des Kaisers, der ihm in einem sehr hohen Tone schrieb, er möchte die Sache nicht weiter treiben, und wieder in seine Staaten zurückkehren, wenn er nicht ihn und das gesammte deutsche Reich zum Feind haben wollte. Aeusserst misvergnügt ***) über die Unentschlossen-

*) 1631. *Londorp.* Act. publ. T. IV. p. 129.

**) Von den Intriguen und Debatten bei diesem Traktat s. Bougeant Th. I. B. 3 §. 19. p. 192. ff. und Rambach in den Anmerk. zu diesem §.

***) Er ließ sich einst im Unwillen gegen den Herzog Albert von Mecklenburg vernehmen: „Will mir Niemand beistehen, so ziehe ich mich wieder zurücke, mache mich

schlossenheit der deutschen Fürsten, faßte er den Vorsatz gegen sie eben so, wie gegen den Herzog Bogislaf von Pommern zu verfahren, und sie in die Nothwendigkeit zu versezen, sich mit ihm zu vereinigen, oder sich doch in seine Absichten zu fügen. Er konnte sich auch hierinn einen desto glücklichern Erfolg versprechen, da sein Heer immer zahlreicher wurde, und selbst viele Offiziers und Soldaten des Kaisers, gereizt durch die französischen Subsidiengelder, in seine Dienste traten.

Da nun der Kaiser sahe, daß seine Drohungen nichts fruchteten, und seine Truppen in Pommern und den angränzenden Ländern dem König Gustav nicht gewachsen wären, so befahl er dem Grafen Tilly auf diesen neuen Feind loszugehen. Dieser sammelte sein Heer, so gut es sich in der Geschwindigkeit thun ließ, und zog sich in die Mark **Brandenburg**. Er verstärkte die kaiserlichen Besatzungen zu **Frankfurt** an der Oder und zu **Landsberg**, eroberte **Neubrandenburg**, und suchte mit dem König ein Treffen zu wagen. Als aber Gustav dieses vermied, fand er rathsam, sich wieder zurückzuziehen. Kaum hatte er sich etwas entfernt, so rückte Gustav vor die Stadt **Frankfurt** an der Oder, welche er mit Sturm eroberte, und

mich an meinem Ort feste, ziehe wieder nach Stockholm, und biete dem Kaiser einen Akkord an, den er mir gewiß nicht abschlagen wird. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr Evangelischen angeklagt werden, da ihr bei dem Evangelio nichts habt thun wollen. Ja, es wird euch schon hier vergolten werden. „Chemniz.„ Vergl. Rambach in den Anm. zum Bougeant Th. I. p. 192.

und fast die ganze Besatzung niedermachen ließ. Dieser Eroberung folgte bald die Einnahme der Stadt Landsberg. Die dortige Besatzung, deren Kommendant in einem Ausfall geblieben war, wollte das Schicksal ihrer Kameraden zu Frankfurt nicht haben; sie kapitulirte daher, und übergab den Platz an die Schweden.

Nun glaubte Gustav Gelegenheit zu haben, den Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, zu bestimmen, sich nach seinen Absichten zu bequemen. Er ließ demnach demselben den Vorschlag thun, daß er ihm die Festungen Küstrin und Spandau einräumen möchte. Der Kurfürst kam schwer daran, sich dazu zu entschliessen, und der König bestand auf seiner Forderung. Endlich wurde eine persönliche Unterredung zwischen dem König und Kurfürsten vorgeschlagen. Da aber der König bey dieser Zusammenkunft in Begleitung eines Korps von 1000 zu Fuß, und mit vier Kanonen erschien, auch als ihm der Kurfürst erklärte, daß er sich auf der Stelle nicht entschliessen könnte, und der König mit ihm nach Berlin kommen möchte, mit diesem Gefolge dahin kam, mußte Georg Wilhelm endlich die Forderungen Gustavs bewilligen. *) Die Festungen wurden ihm übergeben; doch mußten die schwedischen Besatzungen derselben dem Kurfürsten den Eid der Treue schwören, und der

*) Rambach in den Anm. zum Bougeant Th. I. p. 199. 200. Die Erzählung vorstehender Begebenheit hat er wörtlich aus der deutschen Uebersetzung der Memoires pour servir a l'histoire de Brandenbourg (Hof und Leipzig 1751. 8. p. 58.) entlehnt.

der König versprach, die Plätze wieder zu räumen, so bald er sie nicht ferner nöthig haben würde.

Während der Zeit, da Gustav darauf bedacht war, sich mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf einen sichern Fuß zu setzen, erfolgte das klägliche Schicksal der Stadt Magdeburg, welches diesen Ort in der Geschichte auf die traurigste Art merkwürdig machte. Wir wollen die Begebenheiten dieser Stadt in dem Kriege, dessen Geschichte wir vor uns haben, vom Anfang wiederholen. Christian Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, postulirter Administrator des Stifts und Herzogthums Magdeburg, war bei dem Kaiser aus mehr als einem Grunde übel empfohlen. Der vorzüglichste darunter war, daß er einer von denjenigen war, welche zur Verbindung des niedersächsischen Kreises mit dem König von Dänemark und zur Erwählung desselben zum Kreisobersten das meiste beigetragen hatten. Da die kaiserliche Armee den Meister im Saalkreise und den anliegenden Ländern spielte, und der Graf von Mansfeld bei der Dessauischen Brücke vom General Wallenstein geschlagen wurde, sahe sich Christian Wilhelm, der sich bei der mansfeldischen Armee befand, genöthigt, dem Rest derselben auf dem Rückzug zu folgen. Das Domkapitel zu Magdeburg, das diesem Herrn nicht gewogen war, entsetzte ihn, da er ausser Landes war, seiner Administratur, wählte an seine Stelle den Prinzen August von Sachsen, zweiten Sohn des Kurfürsten, und hofte sich dadurch den guten Willen des Kaisers gewiß zu erwerben.

ben. Aber der Erfolg zeigte bald ein Anders. Denn als nach dem Abzug des Königs von Dänemark das Restitutionsedikt bekannt gemacht wurde, schloß der Kaiser den Prinzen August von der Administratur aus, und bestimmte das Stift Magdeburg, nebst andern beträchtlichen geistlichen Gütern seinem eignen Prinzen, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, der damals noch minderiährig war; und da man deswegen Schwierigkeiten machen wollte, so fand sich bald der General Wallenstein mit seiner Exekutionsarmee ein, und bloquirte die Stadt. Endlich wurde zwar diese Bloquade wieder aufgehoben, und wegen der Einführung eines neuen Administrators traktirt; da aber der schwedische Einfall erfolgte, ehe man mit dieser Sache fertig werden konnte, kam auch der erste Administrator, Christian Wilhelm, mit der schwedischen Armee zurück, fand Gelegenheit, in die Stadt Magdeburg zu kommen, brachte es dahin, daß die Stadt schwedische Besatzung aufnahm, und suchte sein Unternehmen durch ein Manifest zu rechtfertigen. Hierauf machte sich der Graf Tilly vor die Stadt und schloß dieselbe ein. Er trug es zwar anfangs nicht auf eine ordentliche und strenge Belagerung an, weil er hofte, Gustav, von dem er wußte, daß er Willens war, der Stadt zu Hülfe zu kommen, würde ohne weiters mit ihm ein Treffen wagen, in welchem er, wie er bisher gewohnt war, zu siegen hoffte, und sich vorstellte, daß sich die Stadt nachher schon würde ergeben müssen. Da ihn aber die Erfahrung lehrte, daß der König erst die Vorsicht gebrauchte,

sich den Rücken frei zu machen, um hernach den Entsatz der Stadt desto sicherer bewerkstelligen zu können, und daß er bereits einen sehr glücklichen Anfang damit gemacht hatte, eilte er, ihm durch Eroberung der Stadt zuvorzukommen, und verwandelte die bisherige Blokade in eine der hitzigsten und thätigsten Belagerungen. Wahr ist es, daß er die Stadt zu verschiedenenmalen zur Uebergabe aufforderte; allein die Magdeburger, welche die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Truppen bereits in der Nähe gesehen hatten und wußten, wie die Generals derselben gewöhnlich Akkorde und Kapitulationen zu halten pflegten, waren entschlossen, sich auf das Aeusserste zu vertheidigen. Diesem Vorsatze getreu steckten sie ihre Vorstädte in Brand, und liessen die Feinde mehr als einmal fühlen, daß sie sich tapfer und standhaft zu vertheidigen wüßten. Da aber endlich der Mangel an Kriegsvolk und Lebensmitteln bey ihnen einzureissen begann, und Tilly ihnen auf ihr Ansuchen, ihnen einen Stillstand von etlichen Tagen zu gewähren, binnen dessen sie denen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihre dermalige Lage berichten, und hernach aus den Entschliessungen derselben ihre Maasregeln nehmen könnten, antwortete, daß er dieses izt nicht mehr gestatten dürfte, und daß sie einzig und allein mit ihm traktiren müsten, liessen sie sich mit ihm in Unterhandlungen ein, welche vielleicht doch den gänzlichen Untergang der Stadt würde verhütet haben, wenn der Administrator Christian Wilhelm, dessen Schiksal auf den Fall einer Uebergabe der Stadt

freilich

freilich das günstigste nicht würde gewesen seyn, die Sache verzögert, und alles aufgefordert hätte, sich tapfer zu wehren. Da dem Grafen Tilly hierüber die Zeit zu lang wurde, hielt er Kriegsrath, und verschiedne seiner Offiziere demonstrirten ihm, daß ein Generalsturm izt die beste Wirkung thun würde. Er ließ sich ihren Rath gefallen, und legte seinen Plan so schlau an, als man es von einem alten Krieger, wie er war, erwarten konnte. Auf der Seite, wo man seinen Angrif am ersten erwartete, ließ er Kanonen abführen, und auf einer andern, wo man es am wenigsten vermuthete, stürmen. Dazu kam noch, daß die Garnison, und die Bürgerschaft, welche derselben in Vertheidigung der Sadt getreulich beigestanden hatte, zu einer Zeit, da man mit dem Feind in Traktaten stand, nicht einmal eine Kanonade, vielweniger einen Generalsturm befürchtete. In dieser Hofnung begaben sich nun die Meisten zur Ruhe, und die Wälle wurden blos mit den nothwendigsten Wachten besezt. Allein am Morgen des 10 Mais 1631. erfolgte der nicht vermuthete Generalsturm wirklich, und that seine Wirkung. Vergebens war es, daß sich die aus ihrer Ruhe aufgeschrekten Soldaten und Bürger, wie Löwen wehrten; vergebens daß ihr Kommandant, der schwedische Oberste Falkenberg sie durch sein eignes Beispiel zur Tapferkeit anfeuerte: er fiel unter den ersten, und das kaiserliche Heer eroberte nach einem dreistündigen Gefechte die Stadt. Der Graf von Pappenheim zeichnete sich unter den kaiserlichen Generalen durch seine Tapferkeit und Verwegenheit

am meisten aus, indem er mehr wie ein gemeiner Soldat, als wie ein General focht, und einer der Ersten war, welche in die Stadt drangen.

Die Geschichte kan das Elend der eroberten Stadt, die Grausamkeit, und den mehr als viehischen Muthwillen, den die unmenschlichen Sieger in derselben verübten, nicht genug beschreiben. Alles, was ihnen vorkam, wurde niedergemetzelt, andrer Schandthaten nicht zu gedenken, welche besonders von den Niederländern und Kroaten, die der Graf von Pappenheim kommandirte, begangen wurden. Endlich brach auch Feuer aus, und nahm dergestalt überhand, daß die ganze Stadt, die Domkirche, die Kapitelhäuser und ohngefähr 140 Häuser am Elbufer ausgenommen ein Raub der Flammen wurde. Dieser Brand raubte den grausamen Siegern den grösten Theil der Beute, die sie nach Eroberung einer so grossen und reichen Stadt zu erhaschen gehoft hatten, und viele von ihnen kamen dabei ums Leben. Bei tausend Menschen, meistentheils Weiber und Kinder, hatten sich beim Eindringen der Feinde in die Domkirche gerettet, und ohne Essen und Trinken drei Tage darinnen verharrt. Der Graf Tilly fand sie selbst in diesem elenden Zustande, und die fusfällige Bitte des damaligen Dompredigers, Bake, vermochte doch so viel über ihn, daß er diese Halbtodten nicht vollends todschlagen ließ. Zugleich befahl er, daß die Soldaten der Plünderung ein Ende machen, und daß man Anstalten treffen sollte, die Leichen der Erschlagenen aus den Strassen und von den Plätzen

wegzu-

wegzuschaffen. Sein Befehl wurde so schleunig vollzogen, daß wenigstens 6000 dieser Leichen, und das waren bei weitem noch nicht Alle, in die Elbe geschmissen wurden. Hierauf machte er Anstalt, dem höchsten Wesen, das die Blutgierigen und Falschen von Ewigkeit her haßt, feierlich für die Zulassung aller der Frevelthaten zu danken, die sein Heer verübt hatte. Er befahl, am 15 Mai des angeführten Jahrs in der Domkirche nach der Weise der römischkatholischen Kirche ein feierliches Hochamt zu halten, und das Te Deum laudamus zu singen. So viel vermag die Illusion des Religionseifers, bei — Christen!

Die katholischen Geschichtschreiber geben sich alle mögliche Mühe, das Verfahren des Grafen Tilly zu entschuldigen, und der Hartnäckigkeit der Magdeburger alles das Unheil, das ihnen wiederfuhr, zuzuschreiben. Einige erzählen, daß sie durch Spöttereien und Lästerungen wider die katholische Religion, die Heiligen ꝛc. welche sie auf den Wällen hören liessen, den Grimm der katholischen Krieger gereizt hätten. Daß das Feuer welches die Stadt verzehrte, auf Tillys Befehl angelegt worden, läugnen sie durchaus, und behaupten, daß er vielmehr seinen Soldaten mit allem Fleiß zu löschen befohlen habe, *) welcher Befehl aber freilich bei der allgemeinen Unordnung nicht gehörig befolgt werden konnte. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß das kaiserliche Heer mehr die Plünderung als die Ein-

*) OTT. hist. saec. XVII. p. 127.

äscherung dieser grossen und reichen Stadt zur Absicht hatte, und ausgemacht, daß ihnen der unglückliche Brand den grösten Theil der Beute, welche sie zu machen gehofft hatten wegfraß. Es trug auch derselbe viel dazu bei, daß die raubbegierigen Sieger, deren Geiz sich durch dieses Unglück getäuscht fand, noch grausamer mit den armen Einwohnern umgiengen. Wie das Feuer entstanden, konnte nicht gewiß bestimmt werden. Wassenberg behauptet, die Bürger hätten die Stadt aus Verzweiflung selbst angezündet, *) damit ihre Güter den Feinden nicht zu Theil werden sollten. Andere hingegen sagen, das Feuer wäre auf Befehl des Grafen von Pappenheim eingelegt worden, wiewol nicht in der Absicht die ganze Stadt in die Asche zu legen, sondern nur, den Schrecken bei dem gewaltsamen Einbruch zu vermehren. Da aber ein heftiger Sturmwind entstanden, so habe dieser den Brand dergestalt angefacht, daß keine Rettung mehr möglich gewesen. **) — Einige vermuthen auch daß der Graf Tilly die Eroberung der Stadt, nicht seiner Macht, sondern einer Verrätherei zu danken gehabt, die, bei dem gänzlichen Ruin der Stadt, unentdekt geblieben.

Dem König von Schweden gieng das jämmerliche Schicksal der guten Stadt, welches, wie die Geschichte bezeugt, den Grafen Tilly selbst zu Thränen rührte, sehr nahe. Er faßte einen heftigen Unwillen gegen die Kurfürsten von Sachsen und

*) De bello Germ. p. 230.

**) Rambach, Anm. zu Bougeant Th. I. p. 202.

und Brandenburg, deren Unentschlossenheit und zögern ihn verhindert hatte, dem bedrängten Ort in Zeiten zu Hülfe zu eilen, und er nahm sichs nun ernstlich für, sie entweder in Güte oder mit Gewalt zu einem bestimmten Entschluß zu bringen. Der Kurfürst von Brandenburg war der erste, den er seinen Unwillen zu erkennen gab. Er näherte sich Berlin abermal, ließ seine Kanonen auf die Stadt richten, und begehrte freien Durchmarsch für seine Truppen. Der Kurfürst, der nicht im Stande war sich ihm zu widersetzen, muste sich dieses, und alle Bedingungen, die ihm der König vorlegte gefallen lassen, und söhnte sich mit ihm aus. Der König konnte nun sein Vorhaben, der kaiserlichen Armee zu Leibe zu gehen, ausführen, und schickte sich an, mit dem Kurfürsten von Sachsen gleichfalls zur Erklärung zu kommen.

Der Hof zu Wien selbst erleichterte ihm dieses Geschäfte. Man hielt daselbst den König noch immer für den unbedeutenden Feind, mit dem man würde machen können, was man wollte. Seine Eroberungen brachten dem Hause Oesterreich noch immer keinen sonderlichen Schaden. Denn das verschwundene Luftschloß von der Herrschaft im baltischen Meer konnte man ja allemal wieder bauen, so bald man den König von Schweden aus dem Reich gejagt hatte, und diejenigen denen seine Waffen lästig seyn konnten waren noch zur Zeit einzig die Theilnehmer an dem Leipziger Verein, der dem Restitutionsedikt entgegegengesezt war. Da nun auch dieser Verein dem Kaiser äusserst misfällig war, und seine

Macht

Macht sich, wie er glaubte, durch die Eroberung Magdeburgs fürchterlicher als iemals gemacht hätte; so sollte es nun auch über die Verwandten des Leipziger Bundes mit Gewalt hergehen. Tilly, der dieses Vorhaben ausführen sollte, näherte sich zuerst den Landen des Landgrafen von Hessen, Wilhelms, mit den Forderungen, daß er seine Truppen abdanken, kaiserliche Besatzung in die vornehmsten Plätze seiner Staaten einnehmen, und sich erklären sollte, ob er ein Freund oder Feind des Kaisers sei. Der Landgraf antwortete ihm entschlossen: daß er bei der Neutralität beharre, keine fremde Truppen einnehmen, und sich mit den Seinigen, die er keineswegs abzudanken gesonnen sei, auf den Fall eines Angrifs wehren wolle. Tilly machte sofort Anstalt, ihn feindlich zu behandeln; da er aber erfuhr, daß Gustav durch die Mark Brandenburg gegen die Elbe vorgerückt sei, sich der Städte Tangermünde und Havelberg bemächtigt habe, und bei Werben stehe, änderte er seinen Entschluß, und gieng auf den König los, um dessen weitere Fortschritte zu verhindern. Er war aber auf diesen Zug nicht sehr glücklich. Denn er verlor auf seinem Marsch durch den Harz viel seiner Leute, welche von den Bauren todgeschlagen wurden, und als er dem König nahe kam, erfuhr er bald, wen er vor sich hatte. Gustav, der von Tilly's kriegerischen Verdiensten weit weniger hielt, als sie in der That waren, näherte sich ihm sogleich, und that ihm einigen Abbruch. Tilly suchte ihm hierauf durch eine Kriegslist beizukommen, und vermittelst einiger Wagehälse, welche unter

unter der schwedigen Artillerie durch Vernageln der Kanonen Unordnung anrichten, und die Stadt Werben in Brand stecken sollten, sich den Angrif zu erleichtern. Allein Gustav entdekte den Handel, befahl zu Werben ein grosses Feuer anzuzünden, und als Tilly voll Zuversicht auf seine List, muthig anrückte, ließ er keine Kanone abfeuern, biß es ihm Zeit dünkte. Dann begrüßte er die anmarschirende kaiserliche Armee mit einem solchen Kugelnregen, daß der Graf Tilly nicht für rathsam fand, einen Angrif auf das schwedische Lager zu wagen.

Hingegen rüstete er sich nunmehr, den Kurfürsten von Sachsen zu zwingen dem Leipziger Bunde zu entsagen, wozu er vom kaiserlichen Hof Befehl hatte. Die Minister des Kaisers, und der General Tilly glaubten, wenn man diesen Kurfürsten würde gezwungen haben, sich zu unterwerfen, oder im Weigerungsfall sich seiner Lande bemächtigte, so würde man gegen den König von Schweden weit sicherer und glücklicher agiren können. Es war vergebens, daß der staatskluge Kurfürst von Baiern, der voraussahe, was geschehen würde, nicht dieser Meinung war, und den Rath gab, man sollte nicht eher an die Exekution des Restitutionsedikts, und an die Vernichtung des Leipziger Bundes denken, bis man von dem König von Schweden nichts mehr zu fürchten hätte. Tilly forderte demnach den Kurfürsten ohngefähr auf die nämliche Art auf, wie den Landgrafen von Hessen, erhielt aber die nämliche abschlägige Antwort. Hierauf zog er ein Korps kaiserlicher Truppen, von 15000 Mann,

das

das unter dem Kommando des Grafen von Fürstenberg aus Italien zurückgekommen war, an sich, und rückte in den Saalkreis ein. Den Grafen von Pappenheim detaschirte er nach Merseburg, welcher Stadt er sich, wie auch der Städte Weissenfels, Naumburg und Zeiz, bemächtigte, und im Lande nach seinem Gefallen hausete. Tilly selbst rückte vor Leipzig, und bekam die Stadt mit Akkord.

Auf diese Weise erleichterte der kaiserliche Hof dem König von Schweden die nähere Vereinigung mit den bisher unentschlossenen Kurfürsten und Fürsten selbst. Der Kurfürst von Sachsen sah izt nichts weiter vor sich, als sich entweder dem Kaiser zu unterwerfen, oder mit dem König von Schweden zu vereinigen. Im erstern Falle konnte er nichts anders, als die nachtheiligsten Forderungen vermuthen, er beschloß also das zweite zu wagen, und seine Zuflucht zu Gustavs Grosmuth und Tapferkeit zu nehmen.

Der König, der sich bereits mit dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Landgrafen von Hessen, und den Herzogen von Mecklenburg völlig alliirt hatte, machte es dem Kurfürsten von Sachsen anfangs ein wenig schwer. Die Bedingungen auf welche er sich endlich mit ihm vereinigte waren folgende. Der König sollte die Lande des Kurfürsten, doch ohne Nachtheil der Rechte desselben, ihm mit vereinigter Macht beschützen helfen, und kein Theil sollte ohne Miteinstimmung des andern einen Frieden schliessen können. Der Uebergang

gang über die Elbe sollte dem König an dem Orte, den er am bequemsten dazu fände gestattet, und dessen Armee in den sächsischen Kurlanden, so lange sie zum Besten desselben gebraucht würde, unterhalten werden. Man kan mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sich der Kurfürst zur andern Zeit diese Bedingungen schwerlich würde haben gefallen lassen; allein da er einmal so sehr in die Enge getrieben war, durfte ihm die Verbindung mit dem König von Schweden, welche ihm vorhin um vieles leichter geworden seyn würde, (denn gegenwärtig traute ihm Gustav theils nicht zu viel, theils spannte er aus Misvergnügen über sein voriges Betragen die Saiten so hoch) um keinen Preis zu theuer scheinen.

So bald dieser Vergleich geschlossen war, drangen die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg eifrig in den König, daß er seine Waffen so schnell als möglich gegen ihre Feinde kehren möchte. Gustav selbst wünschte nichts mehr, als den Tilly anzugreifen, und aus Sachsen zu veriagen, inzwischen verbarg er doch seine wahren Gesinnungen und gab vor, daß man nicht gleich Alles aufs Spiel setzen, sondern behutsam und vorsichtig zu Werk gehen müsse. Auf ihr iuständiges Anhalten aber richtete er seinen Marsch gegen Leipzig, wo die Hauptarmee des Grafen Tilly stand, mit dem Vorsatz, nicht zu warten, biß sich die übrigen detaschirten Korps mit ihr würden vereinigt haben.

Der Graf Tilly, der sich bei Leipzig in einer sehr vortheilhaften Postirung befand, war unschlüssig, wie er sich bei der Annäherung des Königs,

von

von welchem er voraussehen konnte, daß er ihm angreifen würde, verhalten sollte. Da es einer seiner Hauptgrundsätze war, „daß man nicht tiefer ins Wasser gehen müsse, als man den Grund sehen könne„ war er anfangs Willens, in seinem verschanzten Lager zu bleiben, und den feindlichen Angrif da abzuwarten. Aber der Graf von Pappenheim, und andre Generals welche unter ihm fochten, bildeten sich auf die Tapferkeit ihrer Truppen und auf ihren eignen Muth und Erfahrung zu viel ein, und hielten von den Schweden, deren Tapferkeit sie noch nicht recht kannten, zu wenig, von den sächsischen Truppen aber gar nichts. Sie ruhten daher nicht eher, bis sich der Graf Tilly endlich entschloß, dem Feind entgegen zu gehen.

Auf der andern Seite äusserte der König von Schweden, ebenfalls einige Bedenklichkeiten gegen den Kurfürsten von Sachsen, der ihm so sehr anlag, so bald als möglich ein Treffen zu liefern, wiewol blos zum Schein, und seine Gesinnungen zu erfahren. „Es könnten, sagte Gustav, falls das Treffen unglücklich ausfiel, zween Kurhüte auf dem Schlachtfelde liegen bleiben. Sie, die Kurfürsten setzten weit mehr dabei aufs Spiel, als Er, den der Kaiser am Ende doch nicht würde aus Schweden iagen, und ihm die Krone nehmen können.„ Da aber der Kurfürst von Sachsen standhaft blieb, und äuserte, daß er lieber Alles wagen, als dem Wesen, das so unwillkommne Gäste in seinem Lande trieben, länger zusehen wolle, lobte und billigte der König seinen Entschluß; und die vereinigte Armee

der

der Schweden und Sachsen stand in kurzer Zeit der kaiserlichen gegen über.

Tilly rückte aus seinem verschanzten Lager hervor, und stellte seine Armee bei dem Orte **Breitenfeld**, auf einer weiten Ebne so vortheilhaft, als er nur immer konnte, in Schlachtordnung. Er kommandirte das Korps seiner Armee, den rechten Flügel der Graf von **Fürstenberg**, und der Graf von **Pappenheim** den linken. Der König Gustav kommandirte den rechten Flügel seiner Armee, der Kurfürst von Sachsen den linken, auf welchem seine eignen Truppen standen, und der schwedische General **Gustav Horn** hatte das Korps der Armee. *) Da Tilly einem Bach, der beide Heere trennte nicht paßirte, sondern in seiner Postirung stehen blieb, so paßirte ihn **Gustav**, und that den Angrif. Er erwiederte auch das Feuer, welches die kaiserliche Artillerie auf ihn machte, mit einem gleich starken aus seinen Kanonen. **) Hierauf bemühete er sich, dem Grafen Tilly den Vortheil des Winds, den dieser ganz hatte, abzugewinnen. Tilly suchte dieses zu verhindern, stellte aber eben dadurch seinen linken Flügel dem Angrif des Königs

so

*) So erzählt es Bongeant. Noch andre Geschichtschreiber aber geben der schwedischen Armee nicht nur eine ganz andre Stellung; sondern behaupten auch, daß die schwedische und sächsische Armee zwei verschiedene Corps de Bataille ausgemacht hätten.

**) Er hatte Feldstücke von hartem Leder erfunden, die er bei dieser Gelegenheit am ersten gebrauchte, und die ihm gute Dienste thaten.

so blos, daß derselbe, ohnerachtet einer verzweifelten Gegenwehr, fast ganz über den Haufen geworfen wurde. Hierauf rückte er mit seinem Corps gegen das Corps der schwedischen Armee an, welches **Horn** kommandirte. Da er aber von Seiten dieses Generals muthig empfangen wurde, machte er eine Wendung, und traf auf die Sachsen, welches meist neugeworbene und ungeübte Leute waren. Diese hielten seinen Angrif nicht einmal so lange aus, daß **Horn** Zeit gewinnen konnte, sie zu unterstüzen. Sie trennten sich, und begaben sich in der grösten Unordnung auf die Flucht. Selbst der Kurfürst gab schon Alles verloren, und flüchtete sich nach **Eulenburg**. Da man auf kaiserlicher Seite des Siegs schon gewiß zu seyn glaubte, so machte sich ein Theil von Tilly's Truppen auf, den Sachsen nachzuhauen, und Gefangene und Beute zu machen. Allein der unerschrokene **Gustav** ließ sich durch die Nachricht von der Flucht der sächsischen Truppen nicht muthlos machen. Er vereinigte seinen rechten Flügel mit dem Mitteltreffen des Graf **Horn**, formirte seine Schlachtordnung vom neuen und grif die kaiserliche Armee mit solcher Gewalt und Tapferkeit an, daß sie, wiewol erst nach einem fünfstündigen tapfern Widerstand das Feld räumen muste. Die schwedische Kavallerie sezte den Flüchtigen nach, biß die Nacht einbrach, und Tilly verlor an 8000 Mann, welche auf dem Schlachtfelde blieben, und seine ganze Artillerie. Viele seiner Offiziere und Soldaten wurden zu Kriegsgefangenen gemacht, und er selbst hätte beinahe sein Leben verloren. Denn da er sich zu weit wagte wurde er von einem schwedischen

schen Offizier angesprengt, und weil er sich durchaus nicht zum Gefangenen ergeben wollte, von demselben sehr übel mißhandelt, *) so daß es um sein Leben wäre geschehen gewesen, wenn nicht der Herzog Rudolf Maximilian von Sachsen-Lauenburg dazu gekommen wäre, den Offizier erschossen, und ihn gerettet hätte. Doch kam auch den Ueberwindern dieser Sieg sehr theuer zu stehen. Denn der Kurfürst von Sachsen verlor bei 3000 Mann seiner Truppen, und den Verlust der Schweden berechnete man auf 2000.

Dieses Treffen **) belehrte den Grafen Tilly, der vorher von sich zu rühmen pflegte, daß er nie eine Bataille verloren hätte, daß er überwunden werden könnte. Es mochte ihn wol gereuet haben, daß er seinem angeführten Grundsatze nicht zu tief ins Wasser zu gehen, nicht getreu geblieben war, und sich von der unüberlegten Herzhaftigkeit seiner Offiziere hatte hinreissen lassen. Denn einige melden, daß er, da er die schwedische Armee gegen sich aufmarschiren sah, ganz bleich, und sehr unruhig geworden sei. Andre sagen auch, daß ihm der Graf von Pappenheim, der vorhin nicht eher nachgelassen hatte, bis er seine Verschanzungen verließ, auch auf dem Schlachtfelde durch seine wilde und vermessene Tapferkeit seinen Vertheidigungsplan verdorben habe, indem er zu schnell vorgerükt, und da

*) Man erzählt von ihm, daß er sich vermittelst einer geweihten Hostie, die er bei sich trug, fest zu machen, und gegen alle Verlezung seiner Person zu verwahren gesucht habe. Ramb. Anm. zum Bougeant. Th. I. p. 227.

**) 1631. 7 Sept.

da er hernach den Angrif des Königs von Schweden nicht aushalten können, den Grafen Tilly genöthigt habe, seine Stellung zu verändern, und eine minder vortheilhafte zu nehmen. Daß Tilly übrigens bei dieser blutigen Aktion Alles gethan, was man von einem alten und versuchten Krieger, dem die Ehre seines Monarchen am Herzen liegt, fordern, und erwarten konnte, beweiset schon die Gefahr in welche er gerieth. Er ließ sich nach dem Treffen nach Halle bringen, um sich dort heilen zu lassen, fand aber wegen der Annäherung des Königs von Schweden nicht lange eine bleibende Stätte daselbst. Daher gieng er über Halberstadt in das Braunschweigische, und suchte daselbst seine geschlagene und zerstreute Armee wieder zu sammeln.

Der Kurfürst von Sachsen erhielt die Nachricht von dem erfochtenen Siege, an welchem er bereits verzweifelt hatte, mit ungemeiner Freude. Er befahl auf den 25 September des Jahrs 1631. ein feierliches Dankfest durch ganz Sachsen anzuordnen, und nicht nur die Sachsen, sondern alle Protestanten in ganz Deutschland betrachteten izt den König Gustav als den einzigen Retter ihrer Freiheit, und als einen ihnen unmittelbar von Gott gesandten mächtigen Schutzengel. Ihre Freude über diesen Sieg war fast eben so ausschweifend, als ehehin die Freude der Katholiken über das Restitutionsedikt gewesen war. Sie brachen daher in satirischen Zeitschriften in die nämlichen Unanständigkeiten aus, welche sich die Katholiken vorhin gegen sie erlaubt hatten. *)

Dieses

*) Rambach, Anm. zum Bougeant Th. I. p. 214.

Dieses glücklich erfochtene Treffen vernichtete den Troz und die Gewaltthätigkeiten, welche das kaiserliche Heer die sächsischen Lande bisher hatte fühlen lassen auf einmal; und Gustav sezte alles in Schrecken, wo er nur hinkam. Der Kurfürst von Sachsen zwang die Stadt Leipzig in kurzer Zeit zur Ubergabe, und der König zog sich anfangs gegen Merseburg, Halle, und Erfurt, und versicherte sich dieser Orte. Hierauf nahm er seinen Marsch heraus nach Franken, errichtete in der Stadt Schweinfurt, die ihm ihre Thore freiwillig öfnete, ein akademisches Gymnasium, und grif das Bißthum Würzburg feindlich an. Das Schloß Marienburg bei Würzburg, dessen Kommendant die Uebergabe schlechterdings verweigerte, eroberte er mit Sturm, und seine Soldaten fanden in dieser Festung, wohin viele Begüterte im Lande ihre Habe geflüchtet hatten, ansehnliche Beute. Der Bischof von Bamberg, dem für sein Land bang wurde, suchte zum Schein einen Vergleich mit dem König zu errichten. Seine eigentliche Absicht aber war ihn durch Vorschläge und Unterhandlungen so lange hinzuhalten, biß sich der Graf Tilly wieder sammeln, und ihm zu Hülfe kommen könnte. Allein Gustav war nicht der Mann, der sich so leicht hintergehen ließ. Da er sahe, daß man die sogenanten Unterhandlungen geflissentlich in die Länge spielte, brach er dieselben ab, und das Stift Bamberg muste das nämliche Schiksal erfahren, das Würzburg gehabt hatte. Hierauf marschirte er gegen Frankfurt am Main. Die Stadt wollte

neutral bleiben; allein der König wollte hievon nichts hören. Sie ergab sich also an ihn, und er bestätigte ihre Privilegien und Handelsfreiheiten. Er gieng von da weiter bis an den Rheinstrom, sezte, nachdem er ein Korps Spanier, die ihm die Passage wehren wollten, vertrieben hatte, über denselben, und ließ an dem ienseitigen Ufer ein Denkmal errichten, welches der Nachwelt zeigen sollte, daß er seine siegreichen Waffen aus den entfernten Gegenden Nordens bis hieher getragen hätte.

Es gab Politiker, welche glaubten, **Gustav** hätte besser gethan, wenn er nach dem Treffen bei Leipzig sogleich den Kaiser in seinen Erblanden angegriffen hätte; und selbst sein grosser Minister, **Axel Oxenstiern**, soll dieser Meinung gewesen seyn. *) Da er es aber nicht that, und da man ihm die Ehre lassen muste, daß es seinen Planen niemals an reifer Ueberlegung fehlte, so sagen die schwedischen Geschichtschreiber, der König habe für rathsam gehalten, seine Macht erst mehrern Ständen des deutschen Reichs zu zeigen, und sich ihrer zu versichern, um hernach den Krieg desto sicherer, und wirksamer in die kaiserlichen Lande spielen zu können. Die katholischen Skribenten aber preisen den Herrn, der es

*) Er soll ihm einige Tage nach dem Sieg bei Leipzig, zu welchem er ihm Glück wünschte, gesagt haben: Ich glaubte, Ihro Maiestät in Wien zu finden. Ramb. Anmerk. zum Bougeant, Th. I. p. 218. — Wenn Oxenstiern auch das wirklich sagte, so bleibt es immer noch unentschieden, ob es ein bloses Kompliment, oder ein Bonmot von der Art war, wie sie der bekannte Duc de Sully gewöhnlich zu machen pflegte.

es — augenscheinlich wieder durch Einwirkung der Himmelskönigin — zuließ, daß ein feindseliger Daemon dem Sieger aus Norden den unglücklichen Gedanken einblies, sich erst mit der Beute der katholischen Stifter zu bereichern, den veriagten Kurfürsten von der Pfalz wieder in seine alten Rechte einzusetzen, und den Kaiser in seinen Staaten so lange in Ruhe zu lassen, biß er ihm durch eine erneuerte Macht furchtbarer werden konnte. In der That gieng auch Gustavs Plan da hinaus, erst dem veriagten Friedrich wieder aufzuhelfen, den Kurfürsten von Baiern zu züchtigen, und hernach, nebst dem Kurfürsten von Sachsen den Kaiser in seinen Landen anzufallen. Aber das Schicksal, und die Politik dieses Kurfürsten vereitelte diesen Plan des Königs, wie in der Folge ausführlicher erzählt werden soll.

Während der Zeit, da Gustav in die südlichen Gegenden Deutschlands vordrang, feierten seine Bundesgenossen und Generale in Norden auch nicht. Ein Theil der schwedischen Armee, unter dem Kommando des Generals Banner, der sich in diesem Kriege grossen Ruhm erwarb, sezte seine Eroberungen an dem Elbestrom, und am baltischen Meere fort, und der Kurfürst von Sachsen bemächtigte sich der Lausiz, und eines Theils von Böhmen, sogar der Hauptstadt dieses Königreichs. Den meisten Reichsständen war die Ankunft der Schweden willkommen, und die Protestanten hatten ihre herzliche Freude daran, daß Gustav in der

 Pfaf-

Pfaffengasse *) ein Wesen trieb, das der vornehmen Klerisei äusserst unangenehm seyn muste, welche durch seine Waffen aus dem angenehmen Traum, bald alles Verlorne wieder einkassiren zu können, und wol noch mehr darzu zu bekommen, gar unsanft aufgeschreckt wurde. Die Herzoge von Lüneburg, und Braunschweig, der Erzbischof von Bremen, die niedersächsischen und mehrere Reichsstände erklärten sich für den König, und traten den Leipziger Bunde bei. Der Graf Tilly konnte sich nach dem unerwarteten Streich, den er empfangen hatte, nicht so geschwind wieder erholen, als es für das Interesse der Katholiken zuträglich gewesen wäre, und war folglich nur eine sehr schwache Stütze derselben. Der Kaiser, der einen baldigen Besuch von seinem Feinde vermuthete, und in dieser Vermuthung durch die Kriegsoperationen der sächsischen Armee in Böhmen bestärkt werden mußte, war in grosser Verlegenheit, und mochte es nun bereuen, daß er, durch ein allzudespotisches Betragen, die Neigung der deutschen Fürsten für den König von Schweden selbst rege gemacht hatte, deren sich dieser, unter andern Umständen gewiß nicht, wenigstens nicht in der Maaße hätte versichern können.

In so bedenklichen Umständen machte Ferdinand der II. vergebliche Versuche, sich mächtige Bundsgenossen zu erwerben, und den Kurfürsten von Sachsen von fernern Unternehmungen auf seine Lande

*) So nannten sie den Distrikt Deutschlands am Rhein der Mosel und dem Mainstrom, zu welchem bekanntlich viel Erzbiethümer, Bisthümer, Abteien ꝛc. gehören.

Lande abzuhalten. Ein neues Heer mußte zur Vertheidigung seiner Staaten, und zur Hemmung der Eroberungen Gustavs errichtet werden. Aber wem sollte man das Kommando anvertrauen? In diesem Zeitpunkt erinnerte man sich wieder an den General Wallenstein, und an dessen ehemals geleistete Dienste. Seine Freunde am Hof zu Wien bemüheten sich eifrig, dem Kaiser darzustellen, daß er allein der Mann wäre, von welchem man eine glückliche Veränderung der gegenwärtigen schlimmen Lage der Sachen erwarten können. Die spanischen und baierischen Minister machten zwar, da sie leicht voraussehen konnten, daß er ihre Prinzipalen seinen vormaligen Sturz, der ein Werk ihrer Politik gewesen war, würde entgelten lassen, genug Einwendungen und Kabalen gegen seine abermalige Ernennung zum General der kaiserlichen Armeen, und da sie endlich sahen, daß sie dieselbe wol nicht würden verhindern können, bemühten sie sich, es dahin zu bringen, daß der kaiserliche Prinz, Ferdinand, König von Ungarn, zum obersten Befehlshaber der Kriegsheere seines Vaters ernennt werden möchte. Sie glaubten, Wallenstein würde nach dem ihm abermal aufgetragenem Kommando mit beiden Händen greifen, und sich ohne viele Umstände von ihnen einen Oberbefehlshaber aufdringen lassen, den sie nach ihren Absichten leiten, und durch ihn den Fall Wallensteins, so bald, als es sie Zeit dazu zu seyn dünkte, abermal bewirken könnten. Aber der listige und stolze General kannte seine Feinde nur zu gut, gieng nicht in ihre Schlingen und gab es

bei weitem nicht so wolfeil, als sie sichs mochten vorgestellt haben.

Er hörte seine Freunde, die ihm das, was am kaiserlichen Hofe im Vorschlag wäre, als ungewiß, und von ferne zeigten, nicht nur ganz gleichgültig an, sondern er gab ihnen auch ganz deutlich zu vernehmen, daß er gar keine Lust habe, in einen Posten bei welchem er Alles wagen, sich von Hofleuten und Ministern, welche vom Kriegshandwerk nichts verstünden, meistern, tadeln und kommandiren lassen müsse, und noch dazu in Gefahr stünde, bei widrigen Launen des Glücks abermal der Sündenbock zu seyn, wieder einzutretten. Nähere, und ernstlich erklärte Vorschläge wies er auf die nämliche Weise ab. Er wolle, sagte er, in Ruhe alt werden, und sich nicht aufs neue den Verfolgungen seiner Feinde aussetzen. Nur auf viele mit Bitten begleitete Vorstellungen seiner Freunde, daß er seinem Herrn und seinem Vaterlande seine Dienste schuldig sei, daß der Kaiser ihm alles zugestehen würde, was er verlange, u. dergl. entschloß er sich endlich, das Kommando zu übernehmen, jedoch unter den Bedingungen, daß er eine unumschränkte Gewalt besitzen, und in keiner seiner Unternehmungen von einem Hofkriegsrath oder den Ministern des Kaisers Befehle erwarten oder annehmen dürfte, daß der König von Ungarn sich nicht bei der Armee einfinden sollte, daß er der Schiedsrichter des Friedens seyn, und überhaupt in Allem sollte nach seinem Gutdünken schalten und walten dürfen, ohne daß sich die kaiserlichen Minister, und die Reichsgerichte darein mengten, und

endlich,

endlich, daß es ihm frei stehen sollte, seine Truppen, so oft er es für nöthig hielte, in den kaiserlichen Erblanden einzuquartieren. So stolz und übertrieben diese Bedingungen auch immer waren, so genehmigte sie der Kaiser doch, und Wallensteins Gegner musten sichs gefallen lassen, so sehr sie auch darüber erschracken. Die Freunde und Minister des Kurfürsten von Baiern hatten izt ohnehin am kaiserlichen Hof weniger, als vormals zu sagen, denn es war kund geworden, daß der Kurfürst, dem bereits für der Annäherung des Königs von Schweden graute, Willens sei, einen Vergleich mit demselben zu errichten, womit freilich der Kaiser nicht wol zufrieden seyn konnte. Sie zogen sich also weislich zurük, schwiegen, stellten sich, als wären sie mit den neuen Einrichtungen äuserst zufrieden, und warteten auf eine bequemere Gelegenheit, ihrem Feind eins zu versetzen. *)

Wallenstein errichtete nun ein neues Heer, wendete zur Herstellung desselben von seinem eignen Vermögen ansehnliche Summen auf, und besoldete viele Offiziere aus seinem eignen Beutel. Bei seinen Freunden hieß dieses Edelmuth und Patriotismus; seine Feinde hingegen behaupten, daß er es deswegen gethan, um die Offiziere und Soldaten nicht sowol dem Kaiser, als vielmehr sich selbsten, verbindlich zu machen, und sie bei sich ereignender Gelegenheit gegen seinen Herrn selbst gebrauchen zu

können.

*) S. Wallensteins Lebensgeschichte, in Rambachs Vorrede zur deutschen Uebersetzung des Bougeaut, p. 38. ff.

können. Denn sie geben ihm Schuld, daß er nach nichts wenigers getrachtet habe, als dem Kaiser die böhmische Krone zu rauben und sie sich aufzusetzen. *)

Seine erste Unternehmung war, die Sachsen aus Böhmen zu vertreiben, und derienige, der ihm dieselbe erleichterte, war der Kurfürst von Sachsen selbst. Dieser Herr, ein schwacher Prinz, hatte durch sein unüberlegtes Bezeigen, nicht wenig dazu beigetragen, daß die unselige Kriegsflamme im deutschen Reich so weit um sich grif, und selbst seine eignen Staaten verwüstet hatte. Aus Eifersucht über die dem Schein nach zunehmende Grösse Friedrichs von der Pfalz und aus Haß gegen die reformirte Religion hatte er sich bereden lassen, in dem pfälzischböhmischen Krieg die Partei des Kaisers zu nehmen. Ueberredet von Ministern, die ihm nicht allezeit das Beste riethen, und die beschuldigt wurden, daß sie sich mit spanischen Gelde hätten bestechen lassen, hatte er eine vortheilhafte Allianz mit dem König von Schweden ausgeschlagen, und sich nicht eher zu einer Vereinigung mit demselben entschlossen, als bis er sich demselben, so zu sagen, fast auf Gnade

*) Daß Wallenstein dem Kaiser die böhmische Krone habe rauben wollen, bleibt wol noch immer eine unbestättigte Beschuldigung. Daß er aber izt darauf dachte, eine Armee unter seinem Kommando zu haben, auf die er sich, falls ihm das Glück wieder untreu werden sollte, verlassen, und seinen Feinden damit wenigstens einen Vergleich abtrotzen könnte, die ihm Sicherheit gewährte, ist wahrscheinlich. Es gehörte eben nicht ein ausserordentlich staatskluger Kopf dazu, vorauszusehen, daß ihm Ferdinand Bedingungen, wie seine waren, so wenig zu halten gesonnen sei, als er den Böhmen den Majestätsbrief gehalten hatte.

Gnade und Ungade ergeben muste, da er sahe, daß er und sein Land, bei dem Wesen, das die kaiserlichen Generals wider all sein Hoffen und Vermuthen darinnen trieben, zu Grunde gehen würde. Izt, da Gustavs Waffen so unaufhörlich siegten, wurde er auch hierüber eifersüchtig, und ließ sich bereden, daß die Schweden bald in Deutschland den Meister spielen würden, und die deutsche Freiheit dann eben so gut verlohren gehen dürfte, als wenn Ferdinand seine Absichten erreicht hätte. Dies zu verhindern, änderte er abermals seine Gesinnungen, und da er es nicht wagen durfte, die Partei des Königs offenbar zu verlassen, führte er den Krieg in Böhmen auf eine Art *) die für Wallensteinen vortheilhaft genug war, den Plan des Königs aber ziemlich verrückte.

Dieser war izt im Begrif, den Kurfürsten von Baiern das fühlen zu lassen, was Friedrich von der Pfalz und die Böhmen unter seiner Hand gefühlt hatten. Vergebens bemühte sich der Kurfürst, das seinem Lande drohende Ungewitter abzuwenden. Seinen Vergleichsvorschlägen traute Gustav nicht, und für die Neutralität, welche der Kurfürst izt nothgedrungen annehmen wollte, hatte er vollends keine Ohren. In diesen Umständen hatte Maximilian keine andre Zuflucht, als den Grafen Tilly, dem

*) Er belustigte sich, anstatt den Krieg mit Ernst zu führen, mit der Jagd, und sab zu den Räubereien und Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten so sehr durch die Finger, daß die Böhmen und Schlesier nichts eifriger wünschten, als solcher Gäste los zu werden. Bougeant, Th. I. B. III. §. 43. p. 231.

dem er eilig Befehle zusandte, ihm mit seinen Truppen zu Hülfe zu kommen. Anfangs wollte er, daß sich dieser General gegen die österreichischen Staaten ziehen sollte, um dadurch den Feind dahin, und von seinen Landen abzulenken. Da es aber äuserst ungewiß war, ob Gustav, von dem er überzeugt seyn konnte, daß er so sehr sein Feind wäre, als des Kaisers, sein Land schonen, und dem Grafen nachziehen würde, so änderte er seinen Entschluß, und befahl ihm, daß er seinen Marsch gerade nach Baiern richten sollte. Der Graf, der nunmehr wieder ein ziemliches Heer zusammengebracht, und sich gut genug gegen die schwedischen Generals vertheidigt hatte, gehorchte, und trat seinen Marsch eilfertig an. Aber die Schweden waren ihm eben so eilfertig zur Seite, und hinter ihm drein, und Baiern, welches dem Krieg, der Deutschland erschütterte, bisher ruhig zugesehen hatte, ward nun auch einer von den Schauplätzen desselben.

Der König zog sich über Nürnberg (welche Stadt ihm nach dem Beispiel andrer Reichsstädte die Thore öfnete, und ihn mit vielen Ehrenbezeugungen aufnahm) gegen Regensburg, und die Donau. Der Graf Tilly, welcher vermuthete, daß er sein Absehen auf Ingolstadt gerichtet hätte, um sich des dortigen Donaupasses zu versichern, eilte, so sehr er konnte, sich dieser Stadt zu nähern. Allein Gustav näherte sich der Stadt Donauwerth, bemächtigte sich derselben mit leichter Mühe, weil die darinn liegende baierische Besatzung sich nicht zu halten getraute, und schenkte derselben, (wiewol

auf

auf kurze Zeit) ihre Freiheit wieder. Nun sah Tilly keinen andern Weg vor sich, dem König das Eindringen in Baiern zu wehren, als wenn er sich an dem Lechfluß sezte, und ihm den Uebergang über denselben streitig machte. Er nahm auch sofort eine sehr vortheilhafte Postirung in einem verschanzten Lager an dem Ufer desselben. Allein der König der einmal beschlossen hatte, den Fluß zu passiren, es möchte auch kosten was es wolle, lies jenseits des Flusses drei Batterien errichten, und mit 62 Kanonen bepflanzen, aus welchen auf das Bairische Lager unaufhörlich gefeuert wurde. Die Aktion dauerte dem ohnerachtet drei Tage. Da aber der König, unter der Bedeckung des Feuers, das seine Artillerie machte, endlich eine Brücke über den Fluß zu Stande brachte, und seine Kavallerie einen bequemen Ort zum Durchsetzen fand, so sahe sich der Graf Tilly, dessen Truppen der schwedischen Armee nicht stark genug waren, und dessen Verschanzungen durch das Kanonenfeuer derselben sehr gelitten hatten, gezwungen, auf den Rückzug zu denken. Er bewerkstelligte denselben auch, obschon eilfertig, und von dem schwedischen Heer verfolgt, doch in Ordnung, und war Willens sich bey Ingolstadt wieder fest zu setzen.

Doch dieser Rückzug war die lezte Expedition Tilly's, des alten Kriegers. Er ward durch eine Kanonenkugel so gefährlich am Schenkel verwundet, daß er sich nach Ingolstadt muste tragen lassen, wo er nach einer äuserst schmerzlichen Operation unter den Händen der Wundärzte starb. — Er war

ohn-

ohnstreitig einer der besten Generale, die dem Hause Oesterreich in diesem Krieg dienten. Er war unter den Waffen grau geworden, und daher gründeten sich seine Unternehmungen stets auf Erfahrung, und wurden von der möglichsten Behutsamkeit geleitet. Unternehmenden Geist und wahre Tapferkeit konnten ihm selbst seine Feinde nicht absprechen, aber kühn und verwegen war er nicht. Daher schäzte ihn der feurige Gustav gering, und nennte ihn verächtlich den alten kaiserlichen Korporal; dem wilden und vermessenen Wallenstein hingegen, der seine Plane allen Mächten des Himmels und der Erde zum Troz durchsetzen wollte, und wenn sie nicht glückten, Unschuldige seinen Grimm fühlen ließ, gestund er das Verdienst eines grossen Generals zu. — Die Grausamkeiten die er seinen Soldaten, vornämlich zu Magdeburg, verstattete, machten ihm bei den Protestanten einen ewig verhaßten Namen. Wenn man aber den Geist eines Religionskriegs, und den Geist der damaligen Zeiten überhaupt in Erwägung zieht, und sich erinnert, daß er Spanier, Italiäner und Kroaten kommandirte, daß Generals unter ihm kommandirten, welche mord- und raubsüchtiger waren, als Tiger und Wölfe, und denen er oft nachsehen muste, und daß ihm der Graf von Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig in den von ihnen eroberten Ländern eben nicht mit viel bessern Exempeln vorgegangen waren, so fällt viel von diesen Beschuldigungen von seiner Person weg, und auf andre, und man darf ihn wol nicht mit dem Her-

zog von Alba, und andern dergleichen Würgengeln in eine Klasse werfen. — Die katholischen Schriftsteller, und besonders die Jesuiten loben ihn übertrieben, weil er einer der bigottesten Katholiken war, der am Eifer für den Papismus selbst seinem Herrn, dem Kaiser, nichts nachgab. Von seinem übrigen moralischen Karakter liefert uns die Geschichte einige schöne Züge. Er war ein geschworner Feind der Trunkenheit und unzüchtiger Ausschweifungen, und hatte in seinem Leben sich nie betrunken, und nie eine Weibsperson berührt. Er hatte in den eroberten Ländern ungeheure Kontributionen ausgeschrieben; aber nicht, wie Wallenstein, um sich zu bereichern, und einen fürstlichen Staat zu führen; sondern um seine Soldaten gut zu unterhalten, und sie dadurch zu rüstiger Ausführung seiner Plane zu ermuntern. Er hinterließ 60000 Thaler, ein sehr mässiges Vermögen für einen Offizier von seinem Range, und befahl, daß diese Summe unter seine ältesten Offiziere vertheilt werden sollte. Kriegerischer Thaten Ruhm war das einzige Ziel seines Strebens, und er war entzückt darüber, daß er vor dem Treffen bei Leipzig rühmen konnte, daß er nie eine Schlacht verloren hätte. Daher war ihm auch die Erinnerung an diese Begebenheit unerträglich, und selbst sein schmerzhafter Tod, nach einer solchen Verminderung seines Ruhms, willkommen. Doch war das Interesse seines ersten Herrn, des Kurfürsten von Baiern noch mitten in den Todesschmerzen seine Angelegenheit. Er sah das Wetter, das izt über Baiern losbrechen würde, voraus, und befahl

fahl den bei seinem Ende anwesenden Offizieren mit schon halb sprachloser Zunge, ihr Hauptaugenmerk auf die Donaupässe, und hauptsächlich auf die Stadt Regensburg zu richten.

Der König Gustav, der nun unaufhaltsam in Baiern eindrang, hätte beinahe das nämliche Schiksal gehabt, das seinen bisherigen Gegner aus dem Lande der Lebendigen weggerissen hatte. Seine Absicht war sich der Donaupässe zu Ingolstadt und Regensburg zu bemächtigen, und den Kurfürsten zu verhindern, frische Völker durch diese Pässe nach seinen Landen zu ziehen. Nachdem er sich also einiger Städte am Lech und der Donau, und insonderheit der Stadt Augsburg bemächtigt hatte, in welcher er, nachdem ihn dieselbe für ihren Schutzherrn erkannt hatte, Alles wieder zernichtete, was der dortige Bischof zu Gunsten des Restitutionsedikts angeordnet hatte, rückte er vor Ingolstadt, und attakirte die dortige Donaubrücke. Die bairische Besazung aber erwiederte seinen heftigen Angrif mit einer eben so heftigen Vertheidigung. Da Gustav seiner Gewohnheit nach, beim Rekognosciren sich zu weit wagte, und ein bairischer Kanonier aus den Ehrenbezeugungen seiner Offiziere seine Person errieth, richtete er eine Kanone so genau auf ihn, daß ihm die Kugel sein Pferd unter dem Leibe wegriß, und ihn ganz mit Blut besudelt unter demselben hinstrekte. Eine zweite Kugel riß dem Markgrafen von Badendurlach, der sich nahe bei dem König befand, den Kopf weg. Schon glaubten die schwedischen Offiziere ihren König verloren zu haben,

ben, als sich derselbe wieder unbeschädigt aufrichtete, und Gott für seine Erhaltung dankte, mit dem Beisatze, „daß er glaube, noch nicht zum Tode reif gewesen zu seyn.„

So unerschrocken er auch übrigens in ieder Todesgefahr war, so gab er doch izt den Vorsaz, sich der Donaupässe zu bemächtigen auf, um sich, bei einer so starken Gegenwehr, nicht zu lange dabei aufzuhalten, und dem Kurfürsten von Baiern Gelegenheit zu geben, ihm die Absichten, die er auf dessen Land hegte, zu vereiteln. Er zog sich also von der Donau weg, gieng tiefer ins Land hinein, sezte viele Städte in Kontribution, und erschien in kurzer Zeit mit seinem Heere vor München, der Hauptstadt des Baierlandes und Residenz des Kurfürsten.

Die Bürger dieser Residenz waren über diesen Besuch äusserst bestürzt, und prophezeihten sich ein hartes Schiksal. Vertheidigungsanstalten wären übel angebracht gewesen; man dachte unter den gegenwärtigen Umständen also auch nicht daran. Der französische Charge' d'Affaires vermittelte zwischen der Stadt und dem König, und die Stadt öfnete ihm die Thore. Nach einigen Berichten soll es nicht an Leuten gefehlt haben, welche wünschten daß die Uebergabe der Stadt München an den König von Schweden den zweiten Theil zu Tilly's Eroberung Magdeburgs geben möchte.*) Gustav misbilligte aber einen so tirannischen Rath mit Abscheu, und zog nebst dem Kurfürsten Friedrich von

*) Bougeant Th. I. B. III. §. 43. p. 230.

der Pfalz, der sich izt mehr als iemals mit der Hofnung schmeichelte, wieder zum Besiz seiner Staaten zu gelangen, in die Stadt ein, und bezeigte sich gegen die Einwohner sehr gnädig. Doch erhob er eine Brandschazung von 300,000 Thalern. Als er das Zeughaus in Augenschein nahm, sahe er viele Lavetten auf welchen keine Kanonen waren. Dieses brachte ihn auf die Vermuthung, daß die Kanonen vielleicht vergraben seyn müsten, (einige melden, daß ihm ein Bauer einen Wink davon gegeben) daher ließ er den Fußboden aufgraben, und fand eine beträchtliche Anzahl schöner metallener Kanonen, die er sofort nach Augsburg abführen ließ. Einige berichten, daß in einer derselben 30000 Dukaten sollen verborgen gewesen seyn. *)

Dieses alles muste der Kurfürst von Baiern ansehen, ohne sich regen zu können, denn er war zu schwach, sich mit dem König von Schweden zu messen. Zwar hatte er den General Wallenstein einmal über das andremal ersucht, ihn zu unterstüzen; allein dieser hatte es immer nicht rathsam gefunden, und sich mit Ausflüchten geholfen. Die Vermuthung daß er dem Kurfürsten, der im Grunde sein Feind war, und zu seinem vormaligen Fall nicht wenig beigetragen hatte, auf diese Weise seine Rache wollte fühlen lassen, mag wol gegründet seyn. Endlich aber muste er sich doch entschliessen, die Baiern zu erlösen.

Indes-

*) Rambach, in den Anm. zum Bougeant Th. I. p. 231. hat (wahrscheinlicher Weise ein Druckfehler) gar 300000.

Indessen eilte er eben nicht zu sehr, dem Kurfürsten beizustehen, den er vielleicht noch länger seinem Schiksal würde überlassen haben, wenn es nicht seine eigne Ehre erfordert hätte sich der Angelegenheiten desselben anzunehmen. Gustavs Erscheinung auf dem Kriegsschauplatz hatte ihn zum zweitenmale zum Generalissimus der kaiserlichen Heere gemacht; ein längerer Verzug, seine Kräfte mit diesem Helden zu messen, würde ihn ohnfehlbar in den Verdacht gebracht haben, daß er aus Zaghaftigkeit nicht gegen denselben zu fechten sich getraute, und Wallensteins Sache war es einmal nicht sich Vorwürfe dieser Art machen zu lassen. Das schwache Betragen des Kurfürsten von Sachsen, dessen bereits erwähnt worden, erleichterte ihm den Krieg in Böhmen so, daß seine Gegenwart daselbst bald nicht mehr nöthig war, da dieser Fürst den Krieg nicht mit dem Ernst führte, mit welchem er ihn vermöge seines Bündnisses mit dem König von Schweden, hätte führen sollen und können.

So wenig aber **Wallenstein** eilte, sich mit dem Kurfürsten von **Baiern** zu vereinigen, so sehr eilte dieser, mit ihm zusammenzustossen, und es glückte ihm wirklich, den Vorsatz des Königs, sich zwischen sie beide zu setzen, und ihre Vereinigung zu verhindern, zu vereiteln. Gustav hielt daher nicht für rathsam, seine Feinde in Baiern zu erwarten, sondern zog sich wieder nach Franken, und verschanzte sein Lager bei **Nürnberg**. Wallenstein folgte ihm mit einem Heere, das zahlreicher war, als das schwedische, nach, und war fest ent-

 schlossen,

schlossen, ein Treffen zu wagen. Er lagerte sich dem König gegen über, um denselben aus seinen Verschanzungen herauszulocken. Da aber dieser den Angrif blos abwartete, und er keinen Lust hatte, dessen Lager anzugreifen, suchte er demselben die Zufuhr abzuschneiden, und das Fouragiren der Schweden zu hemmen. Dies glückte ihm auch so, daß es im schwedischen Lager bei aller Zufuhr, die dasselbe aus Nürnberg erhielt, bald an Lebensmitteln und Fourage mangelte. Gustav gerieth dadurch in einige Verlegenheit. Der einreissende Mangel wurde immer ärger; seine Kommandos zum Fouragiren musten sich stets mit kaiserlichen Parteien herumschlagen, und kamen meistens leer zurük; und zu einem Treffen fand er die Anzahl seiner Armee zu schwach, zumal, da Wallenstein, der ihm doch nicht recht traute, izt sein Lager auch verschanzt hatte.

Da aber der General Banner, der Herzog von Sachsenweimar, Bernhard, und der Landgraf von Hessen mit ihren Truppen zu der Hauptarmee des Königs kamen so fühlte er sich stark genug, und beschloß die Feinde anzugreifen. Er rükte aus seinen Verschanzungen heraus, stellte sein Heer vor den Augen des Kaiserlichen in Schlachtordnung und bot Wallensteinen ein Treffen an. Dieser hatte izt eben so wenig Lust, seine Verschanzungen zu verlassen, als vorhin der König. Dieser ließ eine Batterie von achtzehn Kanonen errichten, aus welcher er das kaiserliche Lager gewaltig, aber ohne den gehoften Erfolg, beschoß. Nun

faßte

faßte er den Entschluß, einen Angrif auf dasselbe zu wagen, es möchte kosten was es wollte, und die Hitze, mit welcher seine Offiziere und Soldaten den Angrif thaten, war unbeschreiblich. Aber die Verschanzungen des kaiserlichen Lagers waren zu vortheilhaft angelegt, und das Feuer welches aus denselben auf die Schweden gemacht wurde, entsetzlich. Die kaiserliche Kavallerie brach aus dem Lager, und richtete unter den Schweden viele Unordnung an. Nach einem zehnstündigen hartnäckigen Gefechte sah sich Gustav endlich genöthigt, sich zurückzuziehen. Doch bewerkstelligte er seinen Rückzug in der besten Ordnung, so daß sich Wallenstein keines vollkommenen Siegs rühmen konnte.

Der Verlust den beide Theile in dieser blutigen Aktion *) erlitten, war beträchtlich. Wallenstein verlor an 1100 Mann, viele seiner tapfersten Offiziere, und sein Pferd wurde unter ihm erschossen. Auf schwedischer Seite vermißte man an Offizieren und Soldaten bei 2000; dem Herzog Bernhard von Sachsenweimar wurde ebenfalls das Pferd unter dem Leibe getödet, und dem König selbst kam eine Kanonenkugel so nahe, daß sie ihm einen Theil der Sohle seines Stiefels wegriß.

Ob nun gleich Wallenstein keinen vollkommenen Sieg erfochten hatte, so hatte er doch durch sein Betragen bei dieser Aktion nicht wenig zum Vortheil des Kaisers gethan. Er hatte den König von Schweden dadurch, daß er sich ihm gegen über stellte, gezwungen, seine detaschirten Generals, welche

*) 1632. 11 Sept.

in den Gegenden wo sie standen, allenthalben siegten und eroberten, zur Verstärkung seiner Armee herbeizurufen, und diese musten ihre Eroberungen aus den Händen lassen, um einer unglücklichen Unternehmung beizuwohnen. Die Spanier breiteten sich nun vom neuen am Rheinstrom aus, ob ihnen gleich der schwedische General Horn tapfern Widerstand that, und der Graf von Pappenheim schlug sich mit den Schweden und Hessen in Westphalen und Niedersachsen herum. Noch eine Schlacht, wie die bei Leipzig hätte dem Glück der kaiserlichen Waffen einen gewaltsamen Stoß versezt. Da aber beide Heere in der Aktion bei Nürnberg einander nur gleichsam ihre Kräfte gezeigt hatten, und Wallenstein dadurch überzeugt worden war, daß er der General sei, der dem großen Gustav das Gleichgewicht halten könne, so trat auf kaiserlicher Seite die schmeichelhafteste Hofnung an die Stelle des Schreckens, den die unglückliche Schlacht bei Leipzig unter den Katholiken verbreitet hatte.

Daß der stolze Wallenstein selbst sich von keinem erfochtenen Siege träumen ließ, legte er dadurch zu Tage, daß er den König nicht zu verfolgen begehrte. Dieser hatte die Absicht, den Krieg abermal nach Baiern zu spielen, und vermuthete nichts gewissers, als daß Wallenstein ihm nachziehen würde. Allein er irrte sich. Wallensteinen war der Ruin der Lande des Kurfürsten von Baiern, seines Feindes, die gleichgültigste Sache von der Welt. Seine Reputation hatte, wie bereits erinnert worden, erfordert, daß er sich mit Gustaven

messen muste; das hatte er gethan, und nun über ließ er dem Kurfürsten die Vertheidigung seiner Staaten, und zog sich nach Sachsen. Seine Absicht mochte wohl nicht ausdrücklich die gewesen seyn, den König von Schweden nach sich zu ziehen; er wollte eigentlich den Kurfürsten von Sachsen, der nunmehr den Rathschlägen derienigen, welche ihm vorsagten, er sollte sich so gut als möglich mit dem Kaiser zu vergleichen suchen, man hätte izt Beweise, daß Gustav nicht unüberwindlich sei ꝛc. mehr als iemals Gehör gab, demüthigen, und dem Kaiser unterwürfig machen. Er fieng es demnach in den sächsischen Kurlanden da an, wo es Tilly gelassen hatte, und sezte den Kurfürsten in keine geringe Unruhe.

Dieser schwache Prinz, der dieses alles hätte verhüten können, wenn er sich bei seinem böhmischen Feldzuge so betragen hätte, wie er es mit Gustaven verabredet hatte, sah sich izt abermal genöthigt, den König um schleunige Hülfe zu ersuchen. Da Gustav sah, daß Wallenstein ihm nicht nachkam, und daß der Kurfürst von Sachsen, wenn er ihm nicht zu Hülfe käme, würde gezwungen werden, seine Partei zu verlassen, welches er doch auch nicht wünschte; so eilte er, um den Kurfürsten keine Gelegenheit zu Beschwerden, daß er ihn verlassen hätte, zu geben (ob er gleich mit seinem Betragen äusserst unzufrieden war,) der Wallensteinischen Armee mit starken Märschen nach. Da seine Armee wieder nicht die stärkere war, so wollte er Wallensteinen blos beobachten, und dem Fortgang seiner Er-

oberungen Hindernisse in den Weg legen, ob er gleich übrigens für Begierde brannte, mit ihm handgemein zu werden, weil es ihm unerträglich war, in der Aktion bei Nürnberg nicht gesiegt zu haben. Da aber der Herzog von Lüneburg mit einem Korps Truppen sich ehestens mit ihm vereinigen sollte, so beschloß er, erst den Zeitpunkt dieser Vereinigung abzuwarten. Er folgte also Wallensteinen, der sich gegen Leipzig zog, nach Weissenfels, und von da nach Lützen.

Hier erfuhr er, daß Wallenstein den Grafen von Pappenheim mit einem starken Korps voraus nach Halle detaschirt hatte, und dieses bestimmte ihn, ein Treffen zu wagen, ohne die Ankunft des Herzogs von Lüneburg abzuwarten. Er näherte sich also der kaiserlichen Armee, welche bei Lützen stand, und es kam bereits zwischen den Vortruppen beider Heere zu Scharmützeln, als die Nacht sie trennte, welche auf beiden Seiten unter den Waffen zugebracht wurde. Wallenstein, welcher sahe, daß ein Treffen unvermeidlich war, fertigte sogleich dem Grafen von Pappenheim einen Befehl zu, unverzüglich mit seinen Truppen wieder zurück zur Armee zu kommen, und wendete die Nacht dazu an seiner Schlachtordnung die möglichst vortheilhafteste Stellung zu geben. Das nämliche that der König.

Und nun brach endlich der Tag *) an, der der lezte Gustav Adolphs, des Helden, seyn sollte. Zwischen beiden Armeen waren zween Gräben, einer mit Wasser angefüllt, der andre aber trocken. Diesen hatte Wallenstein breiter und tiefer auswerfen lassen,

*) 6 Nov. 1632.

lassen, und mit Musketieren besetzt, welche sieben Kanonen vor sich hatten. Seine sämtliche Infanterie machte das Haupttreffen aus, und war in vier grosse Korps, in Form eines Kreuzes, dessen Mittelpunkt leer war, gestellt: die Kavallerie machte die beiden Flügel aus. Der rechte Flügel derselben machte zwo Linien, und damit die Schweden den Angrif nicht auf dieser Seite machen möchten, ließ er das Städtlein Lützen in Brand stecken. Der linke Flügel breitete sich in einer Linie der Kavallerie aus, und hatte in der Mitte ein Regiment Infanterie, und vor sich eine Batterie von vierzehn Kanonen, von welchen das ganze Schlachtfeld bestrichen werden konnte. — Der König Gustav hatte seine Armee in zwo lange und doppelte Reihen gestellt. Zwischen die Kavallerie hatte er Infanterie pelotonweise eingetheilt, eine Einrichtung von welcher er sich vielen Vortheil versprach, weil er vorhin bei Leipzig glücklich damit gewesen war. Vor seiner Armee waren zwei und sechzig Kanonen von verschiedner Grösse aufgepflanzt. Doch bestund auch hier das Haupttreffen aus Infanterie, und die Kavallerie dekte die Flügel.

Der König Gustav war Willens, mit Tagesanbruch das Treffen zu beginnen, allein ein dicker Nebel verhinderte ihn daran, zu seinem grösten Verdrusse. Er dachte noch vor der Ankunft des Grafen von Pappenheim, die er wol voraussehen konnte, das Schicksal dieses Tages entschieden zu sehen. Gegen eilf Uhr zertheilte sich der Nebel, und beide Heere hatten einander im Gesicht. Der König von Schwe-

Schweden rückte mit dem Haupttreffen seiner Armee das wie gesagt aus Infanterie bestand, gegen die feindliche Armee an. Allein der Umstand, daß man den Graben passiren muste, den Wallenstein mit Musketieren hatte besetzen lassen, erschwerte den Angrif sehr, und die Schweden musten ein heftiges Feuer der kaiserlichen Kanonen und der im Graben postirten Musketiere aushalten. Dem ohnerachtet rückten sie gegen den Graben vor, bemächtigten sich der Artillerie, welche denselben vertheidigte, wobei denn auch die Musketiere in demselben grösstentheils niedergemacht wurden. Ein zweites Korps schwedischer Infanterie sekundirte nunmehr den Angrif des erstern, passirte nach demselben den Graben, und beide griffen nunmehr das Haupttreffen der kaiserlichen Armee hitzig an. Als Wallenstein gewahr wurde, daß seine Truppen in Unordnung geriethen, veränderte er seine Schlachtordnung, so daß er seine ganze Infanterie zusammenziehen, und in dichtgeschloßnen Gliedern gegen den Feind anmarschiren ließ. Dieses wurde mit einem so glücklichen Erfolg bewerkstelligt, daß die Schweden mit Verlust vieler Leute und der sieben Kanonen, die sie erbeutet hatten, wieder über den Graben zurückgetrieben wurden. Zugleich that die Batterie, welche den linken Flügel der kaiserlichen Armee bedeckte, eine den Schweden sehr nachtheilige Wirkung.

Der König Gustav, äuserst ungedultig über diese Veränderung, stellte sich an die Spitze eines seiner Kavallerieregimenter, setzte über den Graben, und drang auf die kaiserliche Kavallerie ein. Allein hier

fand dieser grosse König das Ziel seiner Heldenthaten. Da er sich von seiner allzukriegerischen Hitze, wie schon öfters, verleiten ließ, sich zu weit zu wagen, wurde er von einen Trupp feindlicher Kavallerie umringt, und erschossen. Sein Pferd, das mit Blut beflekt, ledig zu den Reutern, die er angeführt hatte, zurückkam, verkündigte ihnen den Tod ihres Königs. So bestürzt sie hierüber wurden, so verwandelte sich diese Bestürzung doch bald in eine verzweifelte Wuth, und der rechte Flügel der schwedischen Armee, auf welchen der König selbst gefochten hatte, brachte nach einem kurzen Gefecht den linken Flügel der Kaiserlichen völlig in Unordnung. Die Schweden fanden auf dem Schlachtfelde die Leiche Gustavs, wiewol so entstellt und zertreten, daß sie kaum kennbar war.

Der Herzog Bernhard von Sachsenweimar focht mit dem linken Flügel des schwedischen Heers eben so tapfer als glücklich. Er bemächtigte sich der Batterie, welche bisher den Schweden so vielen Schaden zugefügt hatte, trieb den kaiserlichen rechten Flügel zurück, brachte denselben in Unordnung, und eroberte die sieben Kanonen, welche im Anfang des Treffens zur Vertheidigung des Grabens waren aufgeführt worden, zum zweitenmal. Zu gleicher Zeit entstand unter den Munitionswägen der kaiserlichen Armee Feuer, und einige derselben die mit Pulver beladen waren, flogen in die Luft. Dieser Zufall machte die Unordnung allgemein. Alles sah sich nach der Flucht um, und alles Bemühen Wallensteins

steins und seiner Offiziere, das Treffen wieder zu erneuern, war vergebens.

Endlich kam der Graf von Pappenheim mit einem Theil seiner Truppen auf dem Schlachtfelde an, und seine Erscheinung erneuerte den Muth der kaiserlichen Truppen, ob gleich die Verstärkung, die er mitbrachte nicht sonderlich beträchtlich war, indem er wegen so eilfertiger Zurückberufung blos seine Kavallerie hatte mitnehmen können. Nun begann das Treffen vom neuen. Pappenheim sammelte das Heer das schon floh, stellte die Schlachtordnung wieder her, drang an der Spitze seines Korps fechtend, auf die Schweden ein, und eroberte die verlornen Kanonen wieder. Aber eben da es das Ansehen hatte, als ob sich das Glück durch seine Vermittelung für die Kaiserlichen erklären würde, bekam er eine tödliche Wunde, so, daß er sich aus den Treffen muste bringen lassen. Kaum war er weg, so gieng auch wieder alles verlohren. Die Schweden blieben Meister von der feindlichen Artillerie, und dem Schlachtfelde, wo sie die Nacht über unter den Waffen blieben, und konnten sich rühmen, daß sie abermal den Sieg über eine Armee die ungleich zahlreicher, als die Ihrige war, erfochten hätten.

Aber sie hatten bei dem allen ihren König verloren; ein Verlust den ihnen dieser Sieg keineswegs ersezte. Die Art seines Todes wird verschiedentlich erzählt. Einige erzählen weiter nichts, als daß er sich in der Hitze des Angrifs, nur von zween Reutern begleitet, zu weit gewagt habe, von den

Feinden,

Feinden, die ihn nicht kannten, umringt, und da er sich nicht ergeben wollte, getödet worden sei. *) Andre haben den Kardinal Richelieu in Verdacht, daß er einen Meuchelmörder gegen den König gedingt, weil ihm dieser grösser zu werden schien, als er nach seinem System werden sollte; und noch andre, daß der Graf von Pappenheim den König erschossen habe, welches aber nicht seyn kan, da Pappenheim mit seinen Reutern erst lange nach dem Tode des Königs auf dem Schlachtfelde anlangte. **) Die schwedischen Geschichtschreiber, ***) denen Bougeant ****) folgt, erzählen: der König wäre in Begleitung des Herzogs Franz Albert von Sachsen Lauenburg und einiger Reuter ziemlich weit vor seiner Kavallerie vorausgesprengt, und sei, da sich dieselbe noch durch den Graben durcharbeitete, von einer Partei der Kaiserlichen umringt worden, da er denn gleich einen Schuß bekommen, der ihm den Arm zerschmettert habe. Anfangs habe er die Schmerzen dieser Verwundung standhaft ertragen, da er aber endlich eine

*) BRACHEL, hist. s. t. P. I. 268. OTT. hist. Saec. XVII. p. 199. 200. und selbst LANSBERG. bell. Gust. M. Germ. p. 491. 492.

**) Doch behauptet es WASSENB. de bello Germ. p. 310. der aber nicht immer ein zuverlässiger Skribent ist.

***) Vergl. Rambachs Anm. zum Bougeant Th. 1. p. 244.

****) Chemniz, und Pufendorf.

*****) Bougeant Th. 1. B. III. §. 50. p. 243.

ne Entkräftung fühlte, ersuchte er den Herzog von Sachsen Lauenburg, er möchte ihn aus dem Treffen bringen. Indem nun dieser hierzu Anstalt gemacht, wurde der König von einer zweiten Kugel in den Rücken getroffen, worauf er vom Pferde stürzte, und, da er in den Bügeln stecken blieb, von demselben geschleift wurde. So gerieth er in die Hände eines herbeieilenden kaiserlichen Reuters, dem er sich auf Befragen wer er sei; zu erkennen gab. In dem Augenblicke aber wurde dieser Reuter der mit Macht herbeieilenden Schweden gewahr, schoß dem König noch eine Kugel vor den Kopf und zog sich zurück. Chemniz und Pufendorf beschuldigen den Herzog Franz Albrecht von Sachsen Lauenburg, daß er derjenige gewesen, der den König, meuchelmörderischer Weise durch die zweite Kugel vom Pferde stürzte, und glauben in dem Charakter des Herzogs und in seinen nachmaligen Betragen genug Gründe für eine solche Vermuthung zu finden. *) Andere hingegen nennen einen von Falkenberg (aus der nämlichen Familie aus welcher Dietrich von Fal-

*) Er diente bald dem Kaiser, bald dem König, und man hatte starke Gründe, zu vermuthen, daß er von dem Erstern in geheimen Negotiationen gebraucht würde. Nach der Schlacht bei Lützen nahm er Dienste unter dem Kurfürsten von Sachsen. Als sich einige verwunderten, wie er, als der Begleiter des Königs in dieser Gefahr unbeschädigt geblieben, soll er gesagt haben: er hätte das alles einer grünen Leibbinde zu danken, die er damals umgehabt; woraus man geschlossen, daß diese ein Zeichen war, woran ihn die Kaiserlichen kennen sollten, etc. *Pufendorf.* de reb. Suec. p. 83. (ed Vltrai. 1686. f.) Rambachs Anm. zum Bougeant. Th. I. p. 245.

Falkenberg, derjenige Schwedische Oberste, der in Magdeburg kommandirte, war) als denjenigen, der den König vom Pferde schoß. Dieser, von dem hier die Rede ist, hieß Moritz von Falkenberg, und war Obristlieutenant unter dem Kavallerieregimente des Obrist Götze. Er war nur kurz vor dem Treffen bei Lützen aus schwedischer Gefangenschaft, während welcher ihm der König, wegen der Verdienste Dietrichs von Falkenberg sehr gnädig begegnet war, entlassen worden. Er schoß den König vom Pferde, den er seit der Zeit seiner Gefangenschaft sehr wohl kannte, wurde aber auch gleich von den feindlichen Waffen getödtet, so daß er neben dem König hinsank. Ein andrer kaiserlicher Offizier, Johann Schneberg, aus dem Paderbornischen, kam dazu, gab dem König vollends den Rest, und bemächtigte sich einer goldnen Kette, welche dieser am Halse trug, als eines Siegszeichens. *) Es ist indessen noch immer unent-

*) *Mauritius Falkenbergius* Equestris Legionis *Goetzianae* Legatus Caesari militauit, post captus a Suecis, et paucis diebus ante dimissus, quam ad *Luzam* fuit dimicatum eidem proelio interfuit, Regemque Sueciae, quem paulo ante captiuus, et propter merita *Theodori Falkenbergii* familiariter habitus, optime de facie norat, plumbea glande sauciatum equo primus deiecit, pariterque *hostili telo* (war dieser Feind der ihn erschoß oder durchstach, der König, von welchem erzählt wird, daß er sich so lange er noch Kräfte hatte gewehrt, oder der Herzog von Lauenburg, oder ein Anderer?) transfixus concidit proxime regem: cui humi prostrato fatali ictu superueniens *Georgii ab Ornba seu* Goetzianae Legionis Equitum Magistri Legatus, *Johannes Schneberg* ex *Bockendorp*, Dioecesis Pader-

entschieden, welcher von diesen beyden Erzählungen mehr Glauben zuzustellen sei.

Hat irgend ein Held viele Lobredner gefunden, so war es gewiß Gustav Adolf. Aber er verdiente es auch, viele Lobredner zu haben, und sei-

ne

Paderbornensis uico oriundus, ilia ense confodit, peremit, spoliauitque exanimem. Placuit hoc recens Paderbornensium militum facinus, dum uetera monumenta percensemus, hic subnectere, et uerbo ad posteritatis memoriam consignare, ne qui alii ut post victoriam etiam ignaui gloriantur, hanc sibi laudem praecerpant. Nobis, cum *certa fides ex iis qui proelio interfuerunt*, tum *torques aureus* Regi inter opima spplia a *Schnebergio* detractus relatusque testis est. MONVMENTA PADERBORNENSIA etc. ed. Batau. p. 217. Auch Herr von Murr hat in seinem Journal zur Kunstgeschichte und zur allgem. Litteratur Th. IV. S. 63. sqq. eine Erzählung von Gustavs Tode eingerückt, welche den Herzog von Lauenburg von der verhaßten Anschuldigung eines Königsmords losspricht. Es ist der Bericht eines jungen Herrn von Leubelfing, der den König als Page begleitete, und sein Gefährte im Tode war, doch so, daß er erst einige Tage nach der Schlacht, zu Naumburg starb und noch vor seinem Ende diesen Bericht an seinen Vater konnte erstatten lassen. Nach demselben waren es wirklich kaiserliche Kürassiere, welche den König der sich tapfer wehrte, und durchaus nicht zu erkennen geben wollte, ehe ihm noch die schwedische Kavallerie zu Hülfe kommen konnte, erlegten. — Uebrigens harmonirt dieser Bericht in der Behauptung, daß der Graf von Pappenheim schon zur Zeit, da der König fiel, mit seinem Korps auf dem Schlachtfelde zugegen gewesen mit Wassenbergs Erzählung. Da aber so viele Geschichtschreiber, und von katholischer Seite die meisten das Gegentheil behaupten, so möchte dies wol doch noch zu bezweifeln seyn. Andre Erzählungen findet man, — der Dissertation Jo. Burkh. Menkens de dubia Gustaui Adolphi, Suecor. regis, caede, nicht zu gedenken in W. Harte Leben Gustav Adolfs des Grossen, Lpz. 1761. 4. Th. II. p. 549. sqq.

ne eigenen Thaten waren die besten und bündigsten unter denselben. Er war es, der Deutschlands Freiheit rettete, die Fürsten Deutschlands dem sie erniedrigenden Stande der Vasallenschaft eines Despoten und jeden deutschen Bürger protestantischer Religion dem harten Joch der römischen Hierarchie entriß. Seine Absichten, so edel sie waren, wurden verkannt, selbst von den Fürsten verkannt, welche ohne ihn gewisse Opfer der Herrschsucht und des Religionseifers Ferdinands des II. geworden wären. Ihm war es indessen nicht um weitläuftige Eroberungen, sondern blos um die Wiederherstellung der deutschen Freiheit zu thun, und die Besitzungen und Vortheile, auf welche die Minister der Krone Schweden bei dem westphälischen Friedensschlusse drangen, waren zur Entschädigung für die Kosten, welche diese Macht bei dem Krieg gehabt, allerdings erforderlich. — Gustav besaß mehr Geistesstärke, als daß ihn seine Siege hätten übermüthig machen sollen. Er war sogar nicht zufrieden damit, daß er in den Städten der Protestanten mehr wie ein Engel und Halbgott, als wie ein Mensch, empfangen und behandelt wurde, daß er mehr als einmal äusserte, er befürchte sehr, Gott werde den Protestanten einmal zeigen, daß Er, (der König, auf welchen sie ein fast abgöttisches Vertrauen sezten,) ein sterblicher Mensch sei. In seinen Entschlüssen war er standhaft und unverzagt in Gefahren, bis zu einem Grade der Unerschrockenheit, den man fast Vermessenheit nennen könnte. Die äuserste Gefahr, in welcher er da-

durch bei Gartz in Pommern, bei Ingolstadt, und endlich bei Lützen gerieth, wo ihm seine Begierde allenthalben vornen dran zu seyn, endlich das Leben kostete, bezeuget solches hinlänglich. Verbrechen bestrafte er streng, aber gegen diejenigen, welche sich freiwillig unterwarfen, bezeigte er sich gütig und gnädig. Man kan sein Heer nicht von der Beschuldigung verübter Gewaltthätigkeiten frei sprechen: indessen kan doch nicht geläugnet werden, daß die Mannszucht bei den Schweden eine ganz andre war als bei den kaiserlichen Armeen, unter welchen immer ein Haufen Gesindels war, das allenthalben den abscheulichsten Unfug trieb. Und wo verübten die Schweden Gewaltthätigkeiten? Allemal da, wo ihnen die Katholiken mit ähnlichen Exempeln vorgegangen waren, oder sie aufs Aeusserste gereizt hatten, wie z. E. in Baiern, woselbst die Bauern alle Schweden, die sich einzeln oder in geringer Anzahl blicken ließen, todschossen und todschlugen, dafür aber auch mit gleicher Münze bezahlt wurden. Daß Gustav übrigens das Kriegshandwerk aus dem Grunde verstanden, beweisen seine Siege die er über Tilly und Wallenstein zween Generals, die sich unüberwindlich dünkten, erhielt.

Einen Tag nach dem Treffen starb auch der Graf Gottfried von Pappenheim, der insgemein unter die grösten Generale gezählt wird. Ich zweifle aber sehr, ob sein Andenken diese Ehre verdient. Wenn ungestüme Wildheit und tollkühne Verwegenheit den grossen General ausmacht, so war der Graf von Pappenheim einer der grösten;

denn

denn] diese Eigenschaften zeichneten seinen Karakter aus. Er wagte in jeder Aktion, der er beiwohnte, sein Leben, und sein Körper war ganz mit Narben übersäet. Aber seine ungestüme Tapferkeit verderbte öfters den andern Generalen den Handel. So wurde er z. B. beschuldigt, daß er durch den hitzigen und unüberlegten Angrif bey Leipzig den Grafen Tilly genöthigt, sich aus seiner ersten und vortheilhaftern Postirung zu begeben, worüber die Schlacht soll verloren gegangen seyn. — Er war einer der eifrigsten Katholiken, und ein so entschiedner Ketzerverfolger, als der bigotteste Pfaffe. Daher kam es, daß er seinen Soldaten die unmenschlichsten Grausamkeiten wo nicht ausdrüklich erlaubte, doch auch nicht wehrte, wenn er in den Ländern der sogenannten Ketzer war. An den zu **Magdeburg** verübten Unmenschlichkeiten hatte er mehr Antheil als Tilly selbst, und das was der erhabne Verfasser der Art de Guerre vom Tilly sagt, *) kan wenigstens mit dem nämlichen Recht vom Grafen von **Pappenheim** gesagt werden. — Kurz vor seinem Tode erhielt er die Nachricht, daß auch der grosse **Gustav** geblieben sei; und nun war ihm sein eigner Tod vollkommen gleichgültig, und er gieng mit einer fast unmässigen Freude in die Ewigkeit über; ein Umstand, um dessen willen ihn

*) De Magdeburg ſanglant les lamentables voix, *Eterniſent ſa bonte, et non pas ſes exploits.* L' Art de la Guerre, poëme. in den Oeuvres *du Philoſophe de Sans - Souci*, a Potsdam, 1760. 8. p. 274.

die katholischen Schriftsteller mit Gewalt zu einem zweiten Epaminondas machen wollen.

Beide Armeen verloren noch mehrere Personen von hohem Rang, unter deren Liste man auf kaiserlicher Seite den Abt von Fuld nicht hätte suchen sollen. Dieser Prälat bekam Lust, dem Handel ein wenig zuzusehen, und seine hochwürdigen Augen an der Niederlage der Ketzer zu weiden. Um nicht ganz müssig dabei zu seyn, gab er der Armee den Segen, und ermunterte sie, zu Ehren der heiligen Kirche weidlich drein zu schiessen und zu hauen. Er kam aber nicht so gut davon, wie der Pater Dominikus in der Schlacht bei Prag. Denn die ketzerischen Kugeln hatten so wenig Ehrerbietung gegen sein gesalbtes Haupt, daß er bald im Anfang der Schlacht, von einer derselben getroffen, seinen Geist aufgeben muste.

Der General Wallenstein wurde fast rasend, daß er den Schweden das Schlachtfeld, und die Ehre seines Siegs überlassen muste. Wie ein ergrimmter Tiger, dem der Angrif auf einen Raub mislungen ist, schnaubend zurüktrabt, und seine unbefriedigte Mordsucht selbst an seines Gleichen ausläßt, wenn er kan, so zog sich Wallenstein nach Böhmen zurük, und nahm sein Hauptquartier zu Prag. Hier brach das Wetter über diejenigen Offiziere los, denen er den Verlust des lützener Treffens beimaß, und eine ziemliche Anzahl derse-

derselben wurden auf seinen Befehl hingerichtet. *) Vielleicht glaubte er seinem unbändigen Zorn diese Opfer um so leichter bringen zu können, da viele seiner Offiziere in seinem eignen, und nicht in des Kaisers Solde standen; indessen machte ihn diese unüberlegte Strenge doch bei dem grösten Theil der Armee verhaßt, **) und legte den eigentlichen Grund zu seinem Untergang. Es war unlaugbar, daß die kaiserliche Armee tapfer und hartnäckig genug gefochten hatte. Pappenheims wütenden Angrif vereitelte sein Tod, der seine Reuter zaghaft machte, und der General Oktavius Piccolomini focht mit seiner Legion bis auf den lezten Mann, ob ihm gleich Wallenstein den Befehl zugefertigt hatte, sich zurückzuziehn, weil er doch nichts mehr ausrichten würde. ***) Es war demnach blos Wallensteins fürchterliche Mislaune, der viele brave Leute aufgeopfert wurden.

*) *Pragam* (Wallensteinius,) tenuit, ibique *hiberna* fixit, sed et *Crucem*, hoc est, supplicium ultimum *non paucis*, qui defuisse officio suo in pugna Luzensi arguebantur, *nulla aetatis, generis uel auctoritatis intercedentium habita ratione*. OTT. hist. Saec. XVII. p. 207.

**) Ein junger Oberster, dessen Hinrichtungsbühne gleich unter den Fenstern des obersten Heerführers aufgebauet war, hub seine Anrede also an: „Meine Herren! Ich stelle mich hier ein, den Tod zu leiden, und aus welcher Ursache? deswegen, weil ich mit meinem Generalissimus davongelaufen bin. W. Harte Leben Gust. Ad. B. II. p. 548.

***) OTT. hist. saec. XVII. p. 203.

An den Höfen zu Wien, Madrid, und München machte man eben nicht viel daraus, daß die schwedische Armee sich rühmen konnte, bei Lützen gesiegt zu haben. Der Todesfall Gustavs war ihnen eine weit angenehmere Nachricht, als wenn Wallenstein das ganze Heer dieses ihnen so fürchterlichen Prinzen in die Pfanne gehauen hätte, und eine weit wichtigere Veranlassung, das Te Deum zu singen, und Freudenfeuer abzubrennen, als erfochtene Siege. Man kan sich denken, daß dergleichen öffentliche Freudensbezeugungen nicht unterlassen wurden. *) Spanheim sagt, man habe in Spanien so unmässige Freudenfeuer angestellt, daß dadurch eine Vertheurung der brennbaren Materialien verursacht worden. **)

Aus dem nämlichen Grunde, der die Feinde Gustavs so iubeln machte, war der Tod desselben seinen Freunden und Alliirten ein Donnerschlag, der sie zu Boden zu stürzen drohte. Auch sie hatten seine Kriegserfahrung und Tapferkeit für ihre einzige

*) Des Kaisers Mässigung erlaubte sich bei dieser Gelegenheit nicht die geringsten Freudensbezeugungen, sagt Hr. Hofr Böhme in den Anm. zu Hartles Leben Gust. Ad. B. II. p. 569. — Seine Gewährsmänner sind die Memoires du Marech. de Gaſſion P. I. p. 112. und Khevenhüllers Annalen Th. XII. S. 196.

**) Ceſte mort (de Guſtave Adolphe) a rendu la perte d'une grande bataille avantageuſe a ſes ennemis, et donna une teinture de ſang et de dueil aux lauriers des ſiens. — — *Ce meſſage encherit les matieres combuſtibles a Madril, et il y falut des defenſes, de ne faire plus des feux de ioye, de peur de degarnir l' Eſpagne des proviſions neceſſaires pour l'hiver ſuivant.* MEMOIRES de Loyſe Juliane etc. etc. p. 310.

zige Stütze gehalten, und zu seiner einzigen Person mehr Zutrauen gehegt, als zu einem zahlreichen Heer. Izt glaubten sie auf mehr als einer Seite das Aergste zu befürchten zu haben. Verloren sich die Schweden aus Deutschland, so war alles Preis; blieben sie; so war ihnen der Sieg bei Lützen, den sie so theuer erkaufen musten, nicht Bürge dafür, daß sie, zumal nach dem Verlust ihres tapfern Oberhaupts nicht geschlagen würden, daß Frankreich nicht izt seine bisherigen Gesinnungen ändern könnte, u. d. g. Der Kurfürst von Sachsen bildete sich Wunderstreiche auf seine Politik ein, kraft welcher er es doch nicht ganz mit dem kaiserlichen Hofe verderbt zu haben glaubte, (die ihm aber ganz gewiß nichts würde geholfen haben, wenn Ferdinand der II. neuerdings die Oberhand erhalten hätte) und wünschte nichts mehr, als sich izt der schwedischen Allianz mit guter Art ganz entschlagen zu können. Die übrigen Alliirten dachten zwar aufrichtiger, und faßten den Entschluß, sich so gut zu wehren, als sie könnten. Aber der eigentliche Beweggrund ihrer Entschlossenheit war der, der gewöhnlich der Lezte dazu zu seyn pflegt: Verzweiflung.

Friedrich von der Pfalz, der unglüklichste unter allen Alliirten Gustavs folgte demselben bald im Tode nach. Er hatte sich mit der Hofnung geschmeichelt durch die Waffen dieses Helden wieder in den Besiz seiner Kurlande gesezt zu werden. Allein da er den König mit Nichts unterstüzen konnte, muste dieser nothwendig erst die Feinde und Unter-

drücker seines Bundsgenossen demüthigen, ehe er an dessen Wiedereinsetzung denken durfte. Das Leipziger Treffen, und das Glück der Schweden in dem Feldzug nach Franken und Baiern, machte, daß seine Hofnungen den höchsten Grad erreichten. Er begab sich aus seinem Exil zu Gustaven, und wurde von demselben gütig aufgenommen, und als ein König behandelt. Vielleicht würden seine Hofnungen auch nicht vergebens gewesen seyn, wenn nicht die vorsäzliche Saumseligkeit des Kurfürsten von Sachsen, und Wallensteins wirklich kluges Betragen den Planen des Königs eine andre Wendung gegeben hätte. Die Veränderungen, die daraus erfolgten, waren nicht vortheilhaft für ihn, und der Todesfall seines Beschüzers warf ihn vollends aus seinen Hofnungen heraus, und verwandelte dieselben in leere Träume. Er gerieth hierüber in eine tiefe Schwermuth, welche ihm ein hiziges Fieber zuzog, das seinem Leben ein Ende machte. Er starb zu Mainz den 19. *) November 1632.

Der Charakter dieses unglücklichen Fürsten ist bereits in sein gehöriges Licht gesezt worden. Ehrbegierde, durch eigennüzige Hofschmeichler angefacht, führte ihn an den Rand des Abgrunds, in den er stürzte. Sonst besaß er wirklich erhabene und königliche Eigenschaften, die ihn über die elenden und niedrigen Spöttereien, mit welchen seine un-

*) Nach Spanheim. (MEMOIRES de L. J. etc. etc. p. 310. Rambach, Anm. zum Bougeant Th. I, p. 250 hat den 29 November.

unversöhnlichen Feinde sein Andenken gerne besudelt und entehrt hätten, sehr weit hinaus sezten.

Daß der Tod Gustavs, der ihn in der besten Blüte seiner Jahre dahinriß, seine Feinde eine solche Zerrüttung in Schweden hoffen ließ, welche seine Völker nöthigen würden, sich bald aus Deutschland zu entfernen, war eben nicht zu bewundern. Er hinterließ eine einzige, damals noch minderiährige Prinzessin, die nachmals in der Geschichte so berühmt gewordene Königin Christina von Schweden. Man wendete nun von Seiten der Höfe zu **Madrid** und **Wien** alles an, was die Zerrüttungen in Schweden befördern, und dem Glück der schwedischen Waffen in Deutschland den Rest geben könnte. Allein der grosse Gustav, dem es schon bei dem Antritt seines deutschen Feldzugs zu ahnden schien, daß er nicht lebend in sein Reich zurückkehren würde, hatte bereits Verfügungen gemacht, und schriftlich entworfen, wie es, auf den Fall seines Todes mit der Regentschaft im Reich gehalten werden sollte, und sein gleichfalls grosser Minister, **Oxenstiern**, ergänzte, was diesen Entwürfen an Vollständigkeit noch abgieng. Da die Geschichte dieser Regentschaft in Schweden nicht in die deutsche Geschichte gehört, so übergehen wir das, was dießfalls verfügt worden mit Stillschweigen.

Oxenstiern erhielt nun die Direktion der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, welche sich izt wirklich in einer sehr kritischen Lage befanden. Wir haben des Mißtrauens verschiedner deut-

deutschen Fürsten die mit Gustaven alliirt waren, welches durch das Glück der schwedischen Waffen rege gemacht wurde, bereits erwähnt. Die Furcht vor diesem Monarchen hatte den Ausbruch solcher Gesinnungen bisher unterdrückt, izt aber, da er tod war, fieng man an, dieselben deutlicher blicken zu lassen. Oxenstiern konnte ohne beträchtlichen Nachtheil der Krone, deren Minister er war, nebst seinen Schweden Deutschland unmöglich verlassen; der Würfel war, mit Julius Caesar zu reden, geworfen. Er muste dem Kaiser, von welchem er in den gegenwärtigen Umständen schwerlich einen anständigen Vergleich würde erhalten haben, (denn der König von Dänemark machte izt den Vermittler eben so vergeblich, als vorhin bei Gustavs Lebzeiten) zeigen, daß Gustavs Krieger auch ohne ihren König siegen könnten. Dieses Unternehmen erschwerten ihm aber seine zur Unzeit eifersüchtigen, mißtrauischen und wankenden Alliirten gewaltig. Doch endlich siegte Oxenstierns Staatsklugheit und Beredsamkeit. Er wußte den Protestanten begreiflich zu machen, daß ihr ganzes Interesse izt mehr als iemals auf Eintracht und fester Allianz beruhe, und bewirkte zwischen der Krone Schweden und denselben ein Bündnis zu Heilbronn *) bei welchem auch von Seiten Frankreichs die ehehin mit dem König Gustav abgeschlossenen Traktaten erneuert wurden. Das Ganze der Angelegenheiten auf welche dieses Bündniß

Bezie-

*) 1633. *Londorp.* L. IV. p. 292.

Beziehung hatte, sollte von einer Deputation der sämtlichen Interessenten desselben, oder sogenannten Conseil formé besorgt werden; im Grunde aber war es dennoch Oxenstiern, der alles dirigirte und anordnete, zu nicht geringen Mißvergnügen des Kurfürsten von Sachsen (oder vielmehr seiner Minister,) welches auch bald hernach thätig ausbrach.

Der Krieg wurde inzwischen mit abwechselnden Glücke geführt. Bei Oldendorp, ohnfern der Stadt Hameln, erfochten die Schweden einen vollständigen Sieg über ein starkes Korps kaiserlicher Truppen; hingegen schlug Wallenstein sie bei Steinau in Schlesien, und breitete sich hierauf an der Oder aus, des Willens die Schweden aus dem Brandenburgischen und aus Pommern zu vertreiben. Da aber der Herzog Bernhard von Sachsenweimar seine Eroberungen an der Donau mit gleichem Glück ausbreitete, sahe er sich bald gezwungen, seine Waffen nach dieser Seite zu kehren.

Dieß war Wallensteins lezte Unternehmung, die ihn das Schiksal nicht ausführen ließ. Seine Feinde, die so gerne seine abermalige Ernennung zum Generalissimus der kaiserlichen Armeen hintertrieben hätten, wenn es möglich gewesen wäre, hatten bisher nicht gefeiert, aber auch nichts sonderliches ausrichten können; allein izt zeigte sich eine günstige Gelegenheit, neue Versuche zu machen. Wallenstein hatte das Treffen bei Lützen verloren, das war ein Beweiß, daß er geschlagen wer-

den konnte; und Generals, die geschlagen werden konnten, hatte der Kaiser genug in seinem Dienst, und konnte ihnen ein Kommando übergeben, ohne eben solche enorme Bedingungen eingehen zu müssen, wie die waren, die ihm Wallenstein vorlegte. Nach dem unglüklichen Treffen hatte dieser General im ersten Anfall seiner Wut und Mislaune eine Anzahl Offiziere, wie bereits erzählt worden, hinrichten lassen; das muste izt an einem Hofe, wo man sich doch kein Gewissen machte, ein Paar Dutzend Köpfe, wenn sie den Günstlingen des Monarchen nur etwas zu nahe im Wege zu stehen schienen, über die Klinge springen zu lassen, ein Hauptverbrechen seyn. — Man hatte ihm einige Kabinetsordern zugeschikt; Wallenstein hielt sich an seinen Akkord, in welchem ihm unbedingte Gewalt war versprochen worden, und befolgte sie nicht. Dieß machte ihn nun vollends zum Rebellen, der die Befehle seines Herrn verachte, und nichts weiter suche, als sich zu einem so hohen Grad der Gewalt empor zu schwingen, der ihn fähig machte, sicher nach einer von den Kronen des Kaisers greifen zu können. Dieses wusten die Feinde Wallensteins Ferdinanden dem II. so nachdrücklich vorzuspiegeln, und ihm diesen General in einem so verhaßten Lichte vorzustellen, daß nun abermal beschlossen wurde, ihm das Kommando abzunehmen.

Wallensteinen, der nur zu gut wuste, daß er gefährliche und unversöhnliche Feinde habe, und dem es bei seiner verschwenderischen Freigebigkeit an Spionen nicht fehlen konnte, wurde es bald kund,

was

was am Hof zu Wien wider ihn im Werk wäre. Und diese Kundschaft bestimmte ihn, daß er Gelegenheit suchte, mit den Feinden des Kaisers in Unterhandlung zu treten. Ein Schritt, der nachher das Verfahren seiner Feinde rechtfertigen muste, und seinem Namen das Brandmal anhängen sollte, daß er wirklich der Rebell und Landesverräther gewesen sei, für den sie ihn ausschrieen. Er war es in so fern, als er gesonnen war, sich zur Partei der Feinde seines Herrn zu schlagen; wenn man aber die Sache genau in Erwägung zieht, so wird es sehr wahrscheinlich, daß die Sicherheit seiner Person der Hauptbeweggrund war, der ihn zu diesem Schritt brachte. Izt war es ihm nicht so leicht, wie das vorigemal, von seinem Posten abzugehen, und sein Leben in philosophischer Ruhe zu beschliessen; s[illegible]e Feinde würden, wenn sie ihn nur erst seiner Gewalt beraubt hätten, bald Mittel gefunden haben, ihn vor ein Kriegsgericht zu ziehen, und ihm den peinlichen Prozeß zu machen. Dazu gaben ihnen die verlezten Kabinetsordern schon Stof genug, wenn sie auch sonst nichts gehabt hätten, das sie ihm aufbürden konnten. — Auf diese Weise versetzten sie ihn selbst in eine Lage, in welcher er sich, wollte er anders nicht das Opfer ihres unversöhnlichen Hasses werden, in dem Lichte darstellen muste in welchem sie ihn dem Kaiser vorhin gezeigt hatten.

Die Unterhandlungen, in welche er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, mit Frankreich, und vorzüglich mit den Schweden einließ,

nahmen

nahmen einen langsamern Gang, als für seine dringende Lage zuträglich war. Die schwedischen Befehlshaber trauten ihm nicht recht, und der Verzug den dieses Mistrauen in den Unterhandlungen verursachte, gab dem Hof zu Wien Zeit und Gelegenheit, von Wallensteins Vorhaben genaue Kundschaft einzuziehen. Er ersann zwar eine Maske, indem er sich stellte, als ob er das Kommando freiwillig niederlegen wollte, um die Gesinnungen, welche die Armee gegen ihn hegte auf die Probe zu führen. Aber eben diese Probe führte ihn irre, und verrückte ihm den Plan. Alle seine Offiziere ersuchten ihn, das Kommando nicht niederzulegen; und da er eine Versicherung ihrer Treue, und der Vertheidigung seiner Person von ihnen forderte, verpflichteten sie sich auf das feierlichste zu beiden. Seine Freunde thaten das freilich aus aufrichtigen Herzen. Aber seine Feinde, deren Anzahl grösser war, hatten keine andre Absicht dabei, als ihn bei der Armee zu erhalten, bis der Anschlag, sich seiner Person zu bemächtigen sicher ausgeführt werden könnte. Dieser Absicht ohnerachtet leisteten sie ohne Umstände das Gelübde das er ihnen abforderte. Und warum nicht? Sie schworen ja einem Rebellen, dem man eben so wenig, als einem Ketzer, Glauben zu halten schuldig war; und überhaupt pflegte man an den Höfen, von welchen sie abhiengen, Verpflichtungen von dieser Sorte als die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten zu behandeln. Endlich, wenn auch welche darunter waren, die ein zu zartes Gewissen hatten, konnte ja

der

der Statthalter Christi auch von dem heiligsten Eide lossprechen.

Wallensteins Untergang war also beschlossen, und die Grafen Piccolomini und Gallas bekamen vom kaiserlichen Hofe Befehl, sich der Person Wallensteins, so gut sie könnten, zu versichern. Der Ruin dieses Generals gab beiden gegründete Hofnung, zu den höchsten Stellen bei dem Kaiserlichen Kriegsheer zu gelangen; dem ohngeachtet fuhr keiner jähling zu, sondern ihre Aufträge und Anschläge zirkulierten so lange unter den übrigen Offizieren, bis sich endlich ein Paar schottländische Obersten, Butler und Gordon fanden, welche die Ausführung dieses Geschäfts über sich nahmen. Wallensteinen aufzuheben, und lebendig nach Wien zu liefern, schien ihnen aber doch zu schwierig, es wurde also ein Komplot gemacht, ihn, und einige seiner geschwornen und vertrautesten Freunde unvermuthet zu überfallen, und niederzumachen.

Gordon kommandirte zu Eger, wo Wallenstein sein Quartier genommen hatte. Dieser General hatte zu seinem Unglücke ein sehr grosses Vertrauen zu ihm, und zu Butler, und er war wirklich der Wolthäter und Beförderer dieser beiden ausländischen Offiziere gewesen. Sie luden vier Offiziere, Wallensteins Vertraute *) zu einem Gastmal ein, das Butler auf dem Schlosse zu Eger

*) Die Obersten Terzki, Jllo, Kinski und den Rittmeister Neumann, Wallensteins Geheimschreiber.

Eger gab; machten aber in der Stadt solche Anstalten zur Verhütung eines zu befürchtenden Lärmens, daß Wallenstein wirklich sehr unvorsichtig seyn muste, wenn er nicht merkte worauf es angesehen war. Seine Freunde erschienen indessen bei der Gasterei, die sie mit ihrem Blute und Leben bezahlen sollten. Als bei Tafel die Gesundheit des Kurfürsten von Sachsen ausgebracht wurde, entstand Lärm, und das war das Signal zum Mord. Zween Subalternoffiziere traten, ieder zu einer besondern Thüre, mit einiger Mannschaft in das Tafelzimmer, und riefen Es lebe Ferdinand der Zweite! Dieienigen, auf welche es gemünzt war, merkten izt den Handel; aber zu spät. Sie wehrten sich zwar tapfer, wurden aber bald übermannt und niedergemacht. So, wie diese Massakre vollendet war, begab sich Walther Deveroux ein schottländischer Hauptmann, und einer von den beiden Subalternoffizieren, welche sich als Werkzeuge dabei hatten gebrauchen lassen, nach Wallensteins Quartier, erbrach die Thüre seines Zimmers, und stürmte mit Gewalt hinein. Der General, der sich bereits entkleidet, und zur Ruhe gelegt hatte, stellte sich an das Fenster und erwartete die Annäherung seiner Feinde Als ihn der Hauptmann fragte, ob er der Verräther des Kaisers und des Reichs sei? würdigte er ihn keiner Antwort, beharrte auch bei seinem Stillschweigen, als ihm dieser ankündigte, daß er sich Gott empfehlen möchte. Hierauf stieß ihm Deveroux den Sponton

ton in die Brust, und traf ihn auch so glücklich, daß er sogleich zur Erde sank, und verschied. *)

So starb Albert von Wallenstein, der in den Diensten des Hauses Oesterreich aus einem böhmischen Freiherrn ein Herzog, Fürst des Reichs, Admiral des baltischen Meers und Generalissimus der kaiserlichen Armeen geworden. Er hat Biographen gefunden, die seine Lebensgeschichte umständlich beschrieben, und sich viele Mühe gegeben haben, seinen Charakter in das gehörige Licht zu setzen. Das Wesentlichste desselben ist an andern Stellen dieser Geschichte bereits angezeigt worden. Stolz und Ehrbegierde war die Triebfeder, die alle seine Handlungen beseelte. — Was übrigens von seiner Jugendgeschichte, von seinem Hang zur Sterndeuterei, von der vermuthlichen Ursache seiner wunderlichen Gemüthsart und widersinnigen Laune, u. d. g. erzählt wird, mag der Leser, der neugierig darauf ist, in den angezeigten Schriften, welche blos das Leben dieses Feldherrn zum Gegenstande haben, selbst aufsuchen. Ueberhaupt kan man von ihm das sagen, was Kornelius Nepos von dem Pausanias sagt, daß seine Feldherrntugenden und grossen Eigenschaften, und seine Laster und Ausschweifungen einander das Gleichgewicht gehalten haben. Er hinterließ den Ruf, daß er als ein Verräther seines Herrn gestorben, und die

*) Th. CARVE Itinerarium, (Mogunt. 1640. 12.) P. I. C. XI. p. 94. sqq. Wallensteins Leben in der Vorrede zum Bougeant, p. 6. ff. Harte Leben Gust. Ad. p. 85. ff.

Todesart, die ihm zu Theil wurde, allerdings verdient habe; im Grunde aber war er doch das Opfer seiner Feinde, die nicht eher nachliessen, als bis sie ihn in die Fallstricke, welche ihn den Untergang brachten, verwickelt hatten. Die Grösse, zu welcher ihn Ferdinand der II. erhob, war für einen Mann von seinem Stande ungeheuer; allein seine Verdienste um das Haus Oesterreich waren auch so beträchtlich, daß sie die Verdienste aller übrigen Generale, die dem Kaiser in den Feldzügen des dreißigiährigen Kriegs dienten, überwogen. Er fand daher nach seinem Tode fast eben so viel Lobredner, die ihr Thema übertrieben, als es Schriftsteller gab, die ihm in ihren Büchern Schandsäulen errichteten.

Ferdinand der II. glaubte durch Wallensteins Hinrichtung sich einen gefährlichen Feind vom Halse geschaft zu haben. Er überhäufte die Mörder desselben mit Geschenken und Ehrenstellen, und die Minister, die ihren Feind ihrer Rache aufgeopfert hatten, triumphirten. Es zeigte sich aber in der Folge, daß es besser gewesen wäre, ihn wenigstens nicht in diesem Zeitpunkt zu stürzen, und ihm das Kommando noch eine Weile zu lassen. Nach ihm trat kein kaiserlicher General mehr auf dem Schauplaz des Kriegs auf, der den Feinden so furchtbar wurde, als er es war.

Der König Ferdinand von Ungarn erhielt nunmehr die erledigte Stelle eines Generalissimus der kaiserlichen Völker, oder, eigentlich zu sagen, den Titel desselben. Indessen wirkte doch der Umstand,

stand, daß izt ein kaiserlicher Prinz das Kommando übernahm, so viel, daß viele Unordnungen welche durch Wallensteins Hinrichtung bei der Armee verursacht werden konnten, verhütet wurden, und die Schweden keinen Vortheil von dieser Revolution hatten.

Die erste Sorge des Königs **Ferdinand**, unter welchem die erfahrensten Generals des Kaisers kommandirten, war, sich den Eroberungen der Schweden an der Donau zu widersetzen. Er zog daher den Kurfürsten von **Baiern**, und den Herzog Karl von Lothringen mit ihren unterhabenden Truppen an sich, und es glükte ihm auch den Schweden die Städte **Regensburg**, **Donauwerth**, und andre Orte, deren sie sich bemeistert hatten, wieder abzunehmen. Hierauf zog er sich nach Schwaben, und belagerte **Nordlingen**. Der Herzog **Bernhard** von Sachsenweimar, den der Verlust seiner Eroberungen schmerzte, faßte nun den Entschluß, die kaiserliche Armee vor **Nördlingen** wegzuschlagen. Auf die Nachricht von der Annäherung der Schweden, zogen die Anführer der kaiserlichen Truppen ihre ganze Macht zusammen. Zu gleicher Zeit muste sichs fügen daß ein Korps spanischer Truppen von 12000 (**Bougeant** sezt gar 20000) Mann aus Italien durch Tirol, Baiern und Schwaben unter der Anführung des **Kardinals Infanten** von **Spanien** nach den Niederlanden zog. Dieser Prinz nahm die Einladung des Königs von Ungarn, an einem Treffen gegen die Schweden Theil zu nehmen, mit Vergnügen

an, und ließ sein Korps gleichfalls zu der Armee des Königs stossen. Das oesterreichische Heer erlangte dadurch eine grosse Ueberlegenheit über das schwedische.

Der erfahrne schwedische General, **Gustav Horn** wollte, nachdem er alle Umstände in Erwägung gezogen hatte, nicht zu einem Treffen rathen, weil die Schweden, ohnerachtet des Verlusts ihrer Eroberungen sich doch nicht in einer solchen Lage befanden, welche es unvermeidlich gemacht hätte, sich auf eine verzweifelte Art mit einer weit überlegenen Macht herumzuschlagen. Aber der muthige und feurige Herzog **Bernhard** bestand auf einem Treffen, welches denn auch eins der blutigsten in diesem ganzen Kriege wurde.

Der Herzog **Bernhard** war so begierig, mit dem Feinde handgemein zu werden, daß er die klugen Maasregeln, welche der Feldmarschall **Horn** in Hinsicht auf eine vortheilhafte Stellung nahm, nicht achtete, sondern nur darauf bedacht war, frisches Volk in die Stadt Nördlingen zu werfen. Dies glükte ihm zwar; allein da er bereits den Anfang zum Gefecht gemacht, und ein Korps kaiserlicher Truppen von seinem Posten vertrieben hatte, rükte er so weit vor, daß **Horn**, der ihn doch sekundiren muste, sich genöthigt sahe seine Stellung zu ändern. Eine Nacht brachten beide Heere unter den Waffen zu; während welcher die kaiserlichen Generals sich sehr vortheilhaft auf einer Anhöhe postirten, und ihre Fronte mit Verschanzungen, die mit vielen Kanonen bepflanzt waren, bedekten.

dekken. Dieser Verschanzungen und des gewaltigen Feuers das die Kaiserlichen aus dem groben und kleinen Geschüz machten, ohnerachtet, erstiegen die Schweden die Anhöhe, vertrieben die Kaiserlichen von einem ihrer Posten, und eroberten die Kanonen desselben. Da sie aber im Begrif waren, den übrigen Theil der kaiserlichen Verschanzungen anzugreifen, geriethen sie in eine Unordnung welche einige der Lage des Orts, wo sie sich befanden, welche ihnen die Wendungen die sie zu machen hatten, erschwerte, andre aber einigen Pulverkästen, welche sie in den Verschanzungen erobert hatten, und die izt unvermuthet in die Luft flogen, zuschreiben. Bei dieser Verwirrung drang die kaiserliche Kavallerie auf sie ein, trennte ihre Glieder, und trieb sie wieder aus den Verschanzungen zurük. Dies geschahe auf dem rechten Flügel der Schweden, wo Horn kommandirte. Der linke, der unter den Befehlen des Herzogs Bernhards stand hatte ohnerachtet der persönlichen Tapferkeit, die dieser Herr bewies, bald das nämliche Schiksal, und wurde von der feindlichen Kavallerie unter dem Herzog von Lothringen und dem General Johann von Werth übermannt. Horn erneuerte den Angrif zu verschiedenenmalen, aber allemal unglüklich; es blieb ihm nichts übrig, als auf einen klugen Rükzug zu denken. Aber es war zu spät, denselben zu bewerkstelligen. Das Heer floh in der grösten Unordnung, und eine Menge Schweden wurden auf der Flucht von den nacheilenden kaiserlichen Reutern und Kroaten niedergehauen. Die schwedische Armee verlor

in diesem Treffen *) an 16000 Mann, und der General Horn wurde gefangen. Es stand noch ein Korps schwedischer Truppen, unter dem Kommando eines Rheingrafen in Schwaben, welches Horn vor dem Treffen gerne an sich gezogen hätte. Aber der Herzog Bernhard, dessen ungeduldiges Verlangen nach einem Treffen ihm ieden Verzug unerträglich machte, konnte die Ankunft desselben nicht abwarten. Indessen rükte dieses Korps, von ohngefähr 6, bis 7000 Mann, doch der Hauptarmee nach; wurde aber auf dem Marsch von dem Herzog von Lothringen, und dem General von Werth angegriffen, und ebenfalls geschlagen, und zerstreut.

So beträchtlich auch die Niederlage der Schweden immer seyn mochte, so war sie dennoch nicht so gar entscheidend, daß sie dadurch auf einmal wären zu Grunde gerichtet worden. Denn sie waren in Niedersachsen noch mächtig genug und wol im Stande, sich so lange zu wehren, bis der Herzog Bernhard sich wieder erholen konnte. Aber der Triumph der Feinde über den erhaltenen Sieg, die Unbeständigkeit ihrer vornehmsten Alliirten, und die Zaghaftigkeit der übrigen gaben der Sache erst eine schlimme Wendung, und machten der Staatskunst Oxenstierns nicht wenig zu schaffen. Die Uebereilung des Herzogs Bernhard, denn Uebereilung war sein damaliges Betragen doch wol immer, und Gustav selbst, so feurig und entschlossen er war, pflegte doch bei solchen Umständen nicht so rasch zuzufahren)

*) 1634. 27 Aug.

ren) machte daß die meisten und beträchtlichsten Eroberungen der Schweden in Schwaben und Franken verlohren giengen. Ihre bisherigen Freunde und Alliirten in diesen Ländern, welche sich izt schlechte Hofnung auf die Unterstützung der schwedischen Waffen machen konnten, besorgten alle Augenblicke, es möchte das oesterreichische und ligistische Kriegsheer sie überfallen, und als Rebellen behandeln. Die Furcht für einer solchen Behandlung machte, daß die meisten kein Bedenken trugen, die Schweden auf den Fall daß sie sich mit dem Kaiser nur auf irgend leidliche Bedingungen vergleichen könnten, als Feinde des Reichs, und Störer der Ruhe desselben von den Reichsunterhandlungen auszuschliessen, und ohne ihre Zuziehung Friede zu machen, uneingedenk, daß Gustav sein Leben der Vertheidigung der deutschen Freiheit aufgeopfert hatte. Eine Gesinnung, die eben dem Karakter der deutschen Nation nicht viel Ehre macht, und ihr Betragen wirklich um einen ziemlichen Grad unter das Betragen der Franzosen bei ihren innländischen Kriegen heruntersezt. Denn, hätte der kaiserliche Hof bei diesem Anlasse nur etwas weniger Stolz, und mehr Klugheit und Mässigung gezeigt, wären seine Vergleichsbedingungen nicht schlechterdings von der Art gewesen, daß ein Deutscher schlechterdings kein Deutscher hätte seyn müssen, um sie nicht, wenigstens in seinem Herzen, so sehr dasselbe auch aus Furcht für den oesterreichischen Waffen klopfen mochte, zu verabscheuen; und hätte sich endlich Frankreich nicht mit neuer Wirk-

samkeit in die Sache gemengt, so wäre es wahrscheinlicher Weise um das Glük der Schweden in Deutschland geschehen gewesen, und waren diese einmal hinaus, würde es schwer gehalten haben, Ferdinands des II. Plane zu vernichten. Aber dieser Prinz, oder vielmehr seine Spanier und Pfaffen, hatten schlechterdings nicht so viel Gewalt über sich, daß sie nach einem erhaltnen Siege nur wenigstens auf einige Zeit Billigkeit und Bescheidenheit heucheln konnten. Ein Sieg, den sie wirklich blos dem Ungestüm des Herzogs Bernhard von Weimar und der Ueberlegenheit ihrer Armee zu danken hatten, machte sie so stolz, daß sie glaubten, allen Mächten, die ihre Freunde nicht waren, Gesetze geben zu können.

Der Kurfürst von Sachsen rükte nunmehr mit dem Schritte zu welchen ihn seine Minister längst beredet hatten, hervor. Er schloß nämlich zu Prag *) einen Frieden mit dem Kaiser dessen Hauptbedingungen folgende waren: Die mittelbaren geistlichen Güter sollten ihren Besitzern gelassen, die unmittelbaren aber, welche seit dem Passauer Vertrag in der Gewalt der Protestanten wären, sollten denselben noch 40 Jahre gelassen, in diesem Zeitraum aber an einem endlichen Vergleich zwischen ihnen und den Katholiken gearbeitet werden. Der Prinz August von Sachsen sollte das Erzstift Magdeburg erhalten, doch dem Markgrafen Christian

*) 1635. 30. Mai. LONDORP. T. IV. p. 458. PUFENDORF L. VII. §. 8. Rambach Anm. zum Bougeant Th. I. p. 267.

stian Wilhelm von Brandenburg iährlich 12000 Gulden abgeben. Der kaiserliche Prinz Leopold erhielt das Stift Halberstadt. Der Reichsritterschaft und den Reichsstädten wurde Religionssicherheit zugesagt, und die Stadt Donauwerth in ihren ersten Zustand wieder versezt. Auch die Herzoge von Meklenburg wurden wieder in den Besiz ihrer Staaten gesezt, und eine sogenannte Amnestie errichtet, in Kraft deren alles Vorgegangene vergessen seyn sollte: doch war die Familie und die Anhänger des verstorbenen Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz von dieser Amnestie, so wie vom Frieden überhaupt ausgeschlossen. Kursachsen erhielt die Lausiz, und den Kurfürsten von Brandenburg wurde die Succeßion in Pommern versprochen.

Auf diese Weise schloß der Kurfürst von Sachsen einen Frieden mit dem Kaiser, der zwar für ihn und einige andre Stände, die diesem Vergleich beitraten, vortheilhaft zu seyn schien, im Grunde aber der protestantischen Religion äuserst nachtheilig war. Die Absicht des Kaisers war, die Allianz der Schweden und der Stände des deutschen Reichs zu trennen, und iene vollends aus Deutschland zu vertreiben. Diese Absicht zu erreichen hätte er ia wol sich noch billiger finden lassen, und den mit ihm traktirenden Protestanten pro nunc et sic wol noch mehrere Vortheile auch in Ansehung der geistlichen Güter einräumen können, denn er war ia doch nicht geneigt, einem Akatholiken iemals Treue und Glauben zu halten. Allein sein Eifer für die katholische Lehre erlaubte es doch nicht anders, als daß solche Klau-

Klauseln mit eingeschaltet werden musten, aus welchen ziemlichermassen zu ersehen war, wie gut man es mit den Protestanten meine. Aber eben das war es, was das Spiel verderbte.

Der Kurfürst von Sachsen, (dessen Hauptbeweggrund zu diesem ganzen Handel in der Vorspiegelung lag, daß Oxenstiern die Direktion der protestantischen Angelegenheiten in Deutschland an sich risse, und sich desselben zu seinem (des Kurfürsten) merklichen Nachtheil, sowol bei gegenwärtigen Umständen, als auch bei einem künftig zu schliessenden Frieden bedienen werde) führte sich bei diesem Friedenstraktat gleichsam als Direktor der protestantischen Sache auf. Er lud alle übrigen Stände dieser Religion, Pfalz, wie sichs der Kaiser vorbehalten hatte, ausgenommen, ein, den Vergleich zu genehmigen, und ihm beizutreten. Doch musten sich diejenigen, welche beitretten wollten, anheischig machen, dem Kaiser zur Wiedereroberung dessen, was ihm auswärtige Mächte abgenommen hatten, behülflich zu seyn. — Da der Kurfürst von Brandenburg, und einige andre Fürsten den Prager Frieden genehmigten, hatten die minder mächtigen Stände, die Ritterschaft, und die Städte fast gar keine Wahl, wenn sie anders den ihnen versprochenen Vortheil der Religionsfreiheit, geniessen wollten, weil es izt sehr unsicher war, sich auf den Beistand der Schweden zu verlassen. — Und so kam es, daß diese am Ende fast gar keinen Alliirten in Deutschland mehr hatten, als Hessen. Denn Pfalz war kaum den Namen

men nach für einen Alliirten der Krone Schweden zu halten.

Die Katholiken und insbesondere das unselige Jesuitengezücht erhoben diesen für die Protestanten so gefährlichen, nachtheiligen und schimpflichen Frieden auf die schamloseste Weise, und konnten kaum Worte genug finden, das Betragen des Kaisers zu preisen. Daß er sich mit den Protestanten in Traktaten einließ, war weise Mässigung eines löblichen Regenten, und daß er ihnen einige scheinbare Vortheile zugestand, war unverdiente Gnade. Von Seiten der Protestanten hingegen fieng man bald an, diesen Frieden ganz anders zu betrachten. Man fand es äusserst beleidigend für die Stände evangelischer Religion, daß sich Kursachsen allein, ohne ihren Beirath und Zustimmung eines so wichtigen Geschäfts angemaßt hatte, wider alle Verträge die vorher zwischen Gustaven und dem Kurfürsten waren geschlossen worden. Man hatte den Besiz der geistlichen Güter nicht vollständig erörtert, sondern nur vorläufig auf eine Frist von 40 Jahren bestimmt; mithin hatten die Katholiken den besten Vorwand, nach Verlauf dieser Frist wieder einen Religionskrieg anzufangen, wenn sie wollten. Die Fürsten und Stände, welche diesen Frieden nicht genehmigen würden, waren von der Amnestie, und Kurpfalz, einer der vornehmsten Reichsstände sogar von dem ganzen Frieden ausdrüklich ausgeschlossen worden; die größte Ungerechtigkeit, die man dem Kurfürsten von Sachsen gegen seine protestantischen Mitstände zur Last legen konnte, als welcher das

Haus

Haus Pfalz keineswegs der Willkühr, und Rache des Kaisers hätte überlassen sollen. Endlich war auch der Reformirten dabei mit keiner Sylbe gedacht worden, sie waren also, obschon stillschweigend, von gemeinschaftlichen Vortheilen mit den Protestanten ausgeschlossen.

Erschienen demnach auf einer Seite Vertheidigungen des Prager Friedens und Lobreden auf denselben, so fehlte es auf der andern nicht an Schriften welche dessen Ungültigkeit und den Nachtheil, den derselbe der evangelischen Religion und der deutschen Freiheit brächte, bewiesen, an Warnungen für demselben, an Schmähschriften, Satiren und Pasquillen. Die Geschichte dieses Schriftwechsels erforderte ein eigenes Werk, und die Erbitterung beider Parteien, welche nunmehr den höchsten Grad erreicht hatte, zeigt sich in demselben wirklich in einer ganz abscheulichen Gestalt.

Der kaiserliche Hof begieng bei diesen sogenannten Friedenstraktaten zween wichtige Fehltritte. Der erste war, daß man den Protestanten nicht billigere Bedingungen machte, (welches man, wie oben erwähnt worden, leicht hätte thun können, weil man doch nicht gesonnen war den Vergleich zu halten, wenn man seine Absicht, die Schweden aus Deutschland zu vertreiben erreicht hätte) und selbst an den zu Pirna entworfenen Artikeln zu Prag so lange künstelte, bis die verfänglichen Klauseln eingeschaltet waren, die die Protestanten aufmerksam machen, und ihnen misfallen musten. Das war die Weisheit der Pfaffen, welche noch immer hoften

ten, dereinst durch ein zweites Restitutionsedikt das zu erlangen, was ihnen das erste nicht gewähren konnte. Der andre gleich wichtige Fehler war das übermüthige Betragen des Kaisers gegen die Schweden. Verschiedene glaubwürdige Schriftsteller berichten, daß sich Oxenstiern bei der gegenwärtigen Lage seiner Angelegenheiten ziemlich geneigt würde haben finden lassen, gegen eine Entschädigung von einigen Millionen seine Völker aus Deutschland zu ziehen. Allein der kaiserliche Hof, der in dem Wahn stand, es würde ihm izt ein Leichtes seyn, die Schweden zu zwingen, daß sie Deutschland unter solchen Bedingungen, die ihm gefällig wären, würden verlassen müssen, hatte hierzu keine Ohren. Es blieb folglich Oxenstiernen nichts übrig, als seine Negotiationen mit Frankreich wieder zu erneuern. Ein gleiches thaten auch die Stände des fränkischen, schwäbischen und Oberrheinischen Kreises, protestantischer Religion. Der Kardinal Richelieu, der ausser seinem Plan, den Kaiser nicht zu mächtig werden zu lassen, bereits sein Absehen auf diejenigen Lande des deutschen Reichs, die jezt wirklich unter französischer Botmässigkeit stehen, gerichtet hatte, verglich sich mit ihnen dahin, daß der König von Frankreich, ausser der fernern Bezahlung der den Alliirten bereits bewilligten Geldsumme eine Armee am Rhein halten, auf den Fall aber, daß er mit dem Kaiser öffentlich brechen müste, sie in Deutschland selbst mit 12000 Mann unterstützen wollte. Das Oberkommando dieser Truppen sollte einem Prinzen, den die Alliirten

Alliirten dazu ernennen würden, übertragen werden, unter denselben aber sollte ein französischer Generallieutenant kommandiren. Die protestantischen Stände versprachen dem König hingegen unter andern, daß sie ihm, falls er dem Kaiser den Krieg ankündigen würde, das Recht, die Landschaft Elsas, bis zu erfolgtem Frieden mit seinen Truppen zu besetzen, zugestehen wollten.

Diese Traktaten verursachten einen Krieg zwischen Frankreich und Spanien, von welchem eigentlich nichts hieher gehört, als eine Geschichte, welche die Franzosen unter den Veranlassungen desselben anführten. Der Kurfürst von Trier hatte einen Neutralitätstraktat mit Schweden errichtet, und sich in französischen Schutz begeben. Die Generals, welche die spanischen Truppen am Rhein kommandirten, beschlossen, sich dieses Schritts wegen an ihm zu rächen. Sie überrumpelten die Stadt Trier durch Verrätherei der Bürger, machten die darinnen liegende französische Besatzung nieder, bemächtigten sich der Person des Kurfürsten, und führten ihn nach den Niederlanden ab.

Die Geschichte der Staatsintriguen welche izt von Seiten der bei den Kriege interessirten Höfe, der Mediateurs rc. rc. gespielt wurden, ist zu mannichfaltig, und zu weitläuftig, als daß sie hier Platz finden könnte. Nach einem Congresse zu Kölln, der im Jahre 1635. gehalten ward, aber fruchtlos ablief, zog Frankreich, dessen Ministerregent sich zwar noch nicht entschliessen konnte, den Kaiser offenbar zu bekriegen, und doch wünschte, ihm Abbruch

bruch zu thun, weil er ein Alliirter der Krone Spanien war, den Herzog Bernhard von Weimar in sein Interesse, der damals wegen der Schlacht bei Nördlingen bei den Schweden eben in keiner besondern Achtung stand. Der König von Frankreich bewilligte ihm eine jährliche Pension von 1500000 Livres und vier Millionen Livres, mit welcher der Herzog eine Armee zusammen bringen, und unter seinem Namen den Krieg zum Vortheil der Krone Frankreich führen sollte. Der Herzog hielt sich auch mit seinem Heer an den Gränzen Frankreichs, im Elsaß und der Grafschaft Burgund sehr tapfer, konnte aber doch, so wie auch andre französische Generals gegen die Anführer des kaiserlichen Heers, und besonders gegen den Grafen Gallas, den der Kaiser in diese Gegenden geschickt hatte nichts sonderliches ausrichten.

Inzwischen hoben die Schweden unter der Anführung ihres tapfern Generals, Banner, ihr Haupt wieder empor. Dieser kehrte izt seine Waffen wider den Kurfürsten von Sachsen, der dieses vorausgesehen, und daher sein Mögliches gethan hatte, eine neue Armee zusammen zu bringen. Der General Baudis der diese Ar- Armee kommandirte, vereinigte sich mit einem Korps kaiserlicher Truppen, und folgte Bannern in das Mecklenburgische nach. Als aber die Kaiserlichen und Sachsen Anstalten machten, Dämiz zu erobern, kam ihnen dieser General unvermuthet über den Hals, und schlug sie nach einer blutigen Aktion, in welcher sie eine Menge Volks auf dem Platz lies-

sen, von diesem Ort weg. Beide Armeen zogen sich hierauf einige Zeit lang herum, bis sie endlich bei Witstock im Brandenburgischen förmlich an einander geriethen.

Der Kurfürst von Sachsen hatte hier seine Armee mit einem kaiserlichen Korps unter dem Kommando des Grafen von Hatzfeld vereinigt. Ohnerachtet diese vereinigte Macht der schwedischen sehr überlegen zu seyn schien, so entschloß sich der General Banner doch zu einem Treffen, und führte seinen Plan mit solcher Klugheit und Entschlossenheit aus, daß er die Ehre der schwedischen Waffen, welche durch das unglükliche Treffen bei Nördlingen ziemlich gelitten hatte, völlig wieder herstellte. Er erbeutete die Artillerie und Bagage der sächsisch-oesterreichischen Armee, welche in dieser blutigen Aktion *) über 7000 Mann verlor, ingleichen die Kriegskanzlei und Kasse des Kurfürsten von Sachsen. Dieser Prinz zog sich nach dem für ihn so unglüklich abgelaufenen Treffen über Magdeburg nach Leipzig; der General Banner aber nahm seinen Zug nach Thüringen, und rückte vor Erfurt, welcher Stadt er zumuthete schwedische Besatzung einzunehmen. Die Stadt verweigerte dieses, muste aber endlich doch den Schweden die Festung Cyriacsburg einräumen und eine sehr ansehnliche Summe an Bannern bezahlen, dessen Armee sich izt in Sachsen sehr furchtbar machte.

Unter diesen Begebenheiten brachte der Kaiser doch die römische Königswahl seines Prinzen, Ferdinands

*) 1636. 24 Sept.

dinands zu Stande, *) mit welcher es bisher immer sehr mislich ausgesehen hatte. Es wurde verschiedenes gegen diese Wahl eingewendet, weil weder Kurtrier, noch Kurpfalz dazu gezogen wurde. Der Kurfürst von Trier war ein französischer Alliirter und Schuzverwandter, und noch dazu dermalen ein Gefangener, wie bereits erzählt worden; daher fragte der Kaiser, und die Fürsten die es mit ihm hielten, so wenig nach ihm, als nach Karl Ludwigen, dem Prinzen des unglüklichen Kurfürsten Friedrichs von der Pfalz. Das Domkapitel zu Trier wollte sich zwar der Rechte ihres abwesenden Kurfürsten anmassen, und den Wahltag beschicken, allein die Gesandtschaft wurde nicht angenommen. Kursachsen mochte sich besinnen, daß es im Prager Traktat zu viel nachgegeben, und die Vorwürfe des übrigen protestantischen Deutschlands verdient habe; der Kurfürst suchte daher bei diesem Anlasse einiges, was damals versehen worden, vornämlich in Rüksicht auf die Restitution des Hauses Pfalz, und weitere Ausdehnung der Amnestie, zu verbessern, oder machte doch wenigstens Mine dazu. Da aber der Kaiser in Ansehung des Prager Artikels wegen der geistlichen Güter verschiednes nachgab, und dem Kurfürsten von Brandenburg die pommerische Succession neuerdings zusicherte, so wurden die pfälzischen Angelegenheiten auch diesesmal zurükgesetzt, und Ferdinand der III. zum römischen König erwählt. Doch wur-

*) Zu Regensburg, den 12 Dec. 1636. LONDORP. T. IV. p. 606.

de dem neuen König eine Wahlkapitulation vorgelegt, in welcher verschiedne Punkte eingerükt wurden, welche seiner Gewalt Schranken sezten. Er muste sich anheischig machen, ohne Vorwissen, Rath und Bewilligung der Kurfürsten keinen Stand des Reichs mit der Acht zu belegen und keine Reichsversammlungen auszuschreiben, auch ohne vorhergegangene kurfürstliche Collegialversammlungen keine Bündnisse die Beziehung auf das deutsche Reich hätten, zu schliessen, und weder die alten Zölle zu erhöhen, noch neue Zölle, Niederlagen oder Stapelgerechtigkeiten anzurichten und zu verleihen. *)

Im Grunde war die Wahl Ferdinands des III. doch eine Wolthat für das deutsche Reich, in welchem die entsezlichsten Zerrüttungen erst würden entstanden seyn, wenn der kaiserliche Thron erledigt worden, und noch kein bestimmter Nachfolger da gewesen wäre. Dies war auch die wahrscheinliche Ursache, warum sich der mehrere Theil der Kurfürsten, ohne Rüksicht auf die Trierischen und Pfälzischen Angelegenheiten zu diesem Schritt bequemte. — Bald darauf erfolgte der Tod Ferdinands des II. **) Wir haben die vornehmsten Züge des Charakters dieses Prinzen bereits angezeigt. Alles das Unheil, das er während seiner Regierung stiftete, war eine Folge seines ausschweifenden Religionseifers, und dieser war die unselige Frucht seiner Erziehung, und der Vorstellungen und Ein-

*) PVFEND. L. VII. §. 48. Lünigs Reichsarchiv P. Gener. Contin. p. 110.

**) 1637. 5 Febr.

Einschläge der Jesuiten nnd Spanier, die ihn stets umgaben. Die Vergleichungen, die man zwischen ihm und Karln dem V. angestellt hat, sind nicht ganz passend, ob gleich nicht geläugnet werden kan, daß er in verschiednen Fällen eben so eigenmächtig und despotisch, wie Karl der V. handelte. Denn obgleich Karl ein eifriger Katholik war, so war doch sein Religionseifer gröstentheils nur eine Maske, hinter welche er sein Plus ultra verbarg; was hingegen Ferdinanden betrift, so war die Ausbreitung und allgemeine Wiederherstellung der römischkatholischen Religion wirklich das erste Ziel seines Strebens. Karl opferte seinen Religionseifer mehr als einmal der Politik auf, und zeigte ihn nur dann, wenn er glaubte, volle Gewalt dazu in Händen zu haben; Ferdinand hingegen betrug sich auf eine ganz verschiedne Weise. Er äusserte mehr als einmal, daß er eher seinen Thron und seine Hoheit mit der niedrigsten und armseligsten Lebensart vertauschen wolle, ehe er den Rechten der Kirche und des heiligen Stuls nur das Geringste zum Nachtheil sollte geschehen lassen. Wenn er mit seinen Planen unglüklich war und in Verlegenheit gerieth, so war ihm die Himmelskönigin Maria immer mehr, als alle Staatsräthe zu Wien und zu Madrid. Zu dieser nahm er gewöhnlich seine Zuflucht, und das unerschütterliche Vertrauen das er in sie sezte, lies ihn nicht einen Augenblik zweifeln, daß er seine Absichten vermittelst ihres kräftigen Beistandes doch endlich erreichen werde. Daher hielt er es auch für ein ungemeines Verdienst,

daß er sich rühmen konnte, während seiner Regierung mehr als eine Million Menschen wieder in den Schoos der römischen Kirche zurükgebracht zu haben; und die Härte und Grausamkeit, die er die Protestanten bei diesem Bekehrungsgeschäfte fühlen ließ, machte ihm nicht den geringsten Kummer. Denn es war ia nicht Er, oder seine Geistlichen, und Befehlshaber, sondern lediglich die verstokte Hartnäckigkeit der Kezer, die sich seinen frommen Absichten eigensinnig widersezten, Schuld daran. — So können fanatische Priester die Herzen der Menschen verderben, selbst der Gottesfurcht und Andacht, einer der vortreflichsten Eigenschaften eines Monarchen eine schlimme Richtung geben, und ihn unter dem Vorwande der Religion zu Handlungen verleiten, welche Ursache sind, daß sein Name der Nachwelt unter den Namen der Tirannen genannt wird!

Der Jesuit Lamormain, Ferdinands Gewissensrath, schrieb einen Traktat *) in welchem er diesen Kaiser beinahe zum Heiligen macht. Andre seines Gelichters stimmen in die nämlichen Lobeserhebungen ein, und wenn man ihnen glaubt, so war Ferdinand, einer der schwächsten Prinzen, den ie die Klerisei am Gängelbande leitete, der gröste und bewundernswürdigste Kaiser, den Deutschland iemals hatte. Auch Bougeant, der sonst unter den katholischen Geschichtschreibern immer die vorzüglichste Stelle behauptet, zeigt sich, was diesen Punkt

*) Guil. LAMORMAINI uirtutes Ferdinandi II. Rom. Imp. Colon. 1639. 12.

Punkt anbelangt, als Jesuit, und vergaß, daß das Sprüchlein: De mortuis nil nisi bene, nicht für den Geschichtschreiber geschrieben sei. Seine Schilderung des Charakters Ferdinands des II. *) ist gewiß die armseligste in seinem ganzen Werke.

Von den übrigen Reichshandlungen **Ferdinands** des II. ist noch anzumerken, daß er nicht wenige seiner Minister und Generals in den Fürsten- und Grafenstand des Reichs erhob. So machte er den General **Wallenstein** erst zum Herzog von **Friedland**, und in der Folge gar zum Herzog von **Meklenburg**. Den Grafen Ernst von **Schaumburg** gab er während der Irrungen mit Dänemark den Titel eines Herzogs von **Holstein**. Er erhob die gräflichen Häuser **Salm**, **Eggenberg**, **Hohenzollern**, **Lichtenstein**, **Lobkowitz**, und **Dietrichstein** in den Fürstenstand. Der Hauptvorwand dieser Erhebung war die Belohnung der vorzüglichen Dienste, welche ihm diese Häuser geleistet hatten, die Politiker der Gegenpartei aber behaupten, daß seine eigentliche Absicht gewesen sei, den alten fürstlichen Häusern zu zeigen, daß es in seiner Gewalt stehe, aus Grafen Fürsten zu machen, und zugleich dadurch im Reichsfürstenrath, wo nicht mehrere Stimmen, doch ein Gleichgewicht für sein Interesse zu erhalten. Es verursachte aber die Einführung dieser neuen Fürsten viele Schwierigkeiten, die erst nach seinem Tode ganz gehoben werden konnten.

*) Bougeant Th. I. B. IV. §. 39.

Einige Lehnsfälle, welche zum Theil erst nach dem Tode Ferdinands des zweiten, und im westphälischen Frieden vollkommen geschlichtet werden konnten, übergehen wir, so wie die Irrungen zwischen dem Erzstift Trier und der Abtei St. Maximin, und den Streit wegen der Klöster im Würtenbergischen, deren Unmittelbarkeit und Restitution der Kaiser nach dem Treffen bei Nördlingen eifrig betrieb, mit Stillschweigen, da ihre Darstellung in den populären Plan dieser Schrift nicht gehört. Doch müssen wir des Verfalls des Münzwesens in Deutschland, während dieses Kriegs, welches besonders in den Jahren 1620 = 1623. sich äuserte, welcher Zeitraum insgemein die Zeit der Kipper, und Wipper (Benennungen solcher Leute, welche sich durch Emschleppen schlechter und geringhaltiger Münzen bereichern) genennt wurde. Durch häufiges Prägen geringhaltiger Scheidemünzen kam es endlich dahin, daß der Werth eines guten Reichsthalers auf zehn Reichsthaler, und wol noch höher gesteigert wurde. Hierdurch entstand nicht nur eine gewaltige Unordnung im Münzwesen, sondern auch im Kommerz, welches unter dem Druk des Kriegs ohnehin sehr litte. Die Folge davon war Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, und allenthalben laute Klagen über dieses Unwesen; des Lärmens welchen das gemeine Volk das dadurch in die erbärmlichste Lage gerieth, allenthalben erhob nicht zu gedenken. Da nun Hohe und Niedere gemeinschaftlich unter dieser Plage seufzten, so sahe man sich gezwungen, zu dem gewaltsamen Mittel, das gute Geld auf ein-

mal auf einen im Verhältnis der Steigerung sehr niedrigen Werth herunter, und das Schlechte gänzlich ausser Cours zu sezen. Da dieses im Jahre 1623. und zwar wider Vermuthen der Meisten geschahe, so kan man sich leicht vorstellen, daß dieienigen, die durch Einschleppung der schlechten Münzen gewinnen wollten, und, ihren Bedünken nach, bereits gewonnen hatten, izt sehr übel daran waren und beträchtlichen Schaden litten. Zum Ueberfluß ihres Jammers hatte Niemand Mitleiden mit ihnen, sondern sie wurden als Gegenstände des allgemeinen und gerechten Abscheues in öffentlichen Schriften und Gedichten verspottet. *)

Der Kaiser Ferdinand der II. verließ seinem Nachfolger das deutsche Reich in weit betrübtern Umständen, als dieienigen waren, unter welchen Er den kaiserlichen Thron bestiegen hatte. — Nun hofte man zwar von den bessern Eigenschaften und friedfertigern Gesinnungen Ferdinands des III. eine glükliche Entwikelung der bisherigen Verwirrungen: allein dieser Prinz hatte mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. Frankreich und Schweden protestirten wider seine Wahl, und erklärten dieselbe für ungültig und gezwungen, nicht nur weil Kurtrier und Kurpfalz nicht dazu waren gezogen worden, sondern auch weil sie nicht an dem gewöhnlichen Ort, zu Frankfurt, sondern zu Regensburg, unter dem Schutz einer starken Armee kai-

 serlicher

*) Hieher gehört unter andern das Chronostichon auf das Jahr 1623.

IrVs est, et sVbIto, qVI MoDo CroesVs erat.

serlicher und baierischer Truppen war vorgenommen worden. Die Katholiken hingegen hoften von der Entschlossenheit und Thätigkeit des neuen Kaisers, für dessen Werk man die Nördlinger Schlacht (mit schlechtem Grunde) ausgab, den glüklichsten Erfolg, und glaubten, daß er gewiß Mittel finden würde, die Feinde des Reichs aus den Gränzen desselben zu vertreiben.

Wirklich war auch das erste Jahr *) seiner Regierung den Schweden eben nicht günstig. Die kaiserliche Armee unter den Grafen **Hatzfeld** und **Gallas**, vereinigte sich mit der sächsischen, unter dem General von **Vizthum**, und gieng dem General **Banner** mit vereinigten Kräften zu Leibe. Dieser tapfere Feldherr sahe sich auch wirklich gezwungen, der Uebermacht des feindlichen Heers zu weichen und zog sich aus der Mark **Brandenburg** nach Pommern, wohin ihm aber die kaiserlichen Generals nachfolgten, und sich eines Theils dieses Herzogthums bemächtigten. In diesem Zeitpunkt starb auch der lezte **Herzog** in Pommern, **Bogislaf**; und nun musten die Schweden alle ihre Kräfte anwenden, sich in diesem Lande, welches **Oxenstiern** bereits zur Entschädigung der Krone Schweden ausersehen hatte, festzusetzen, weil der Kurfürst von Brandenburg sich rüstete, vermöge seiner mit den Herzogen von Pommern und dem kaiserlichen Hof abgeschlossenen Verträge Besitz davon zu nehmen.

Am

*) 1637.

Am Rhein hatte der Herzog Bernhard von Weimar, der von Frankreich izt schlechter als iemals unterstüzt wurde, noch weniger Glük, als Banner im nördlichen Deutschland. Der kaiserliche General Johann von Werth nöthigte ihn sich ienseits des Rheins zurükzuziehen, und darüber verloren die Schweden alle die Festungen dißseits des Rheins, deren sie sich bemächtigt hatten. So beraubte sie auch der Tod eines ihrer getreuesten Bundesgenossen in der Person des Landgrafen Wilhelms des V. von Hessen-Kassel. Der Kaiser Ferdinand der II. hatte ihn in die Acht erklärt; allein Wilhelm wuste sich, der wider ihn ergangenen Sentenz ohngeachtet vermittelst seiner Allianz mit Schweden im Besiz seiner Staaten zu erhalten. Sein Tod und das widrige Glük seiner Allirten gab izt den Sachen eine andre Gestalt. Da die Achtssentenz von Ferdinanden dem III. erneuert und bestätigt worden, so maßte sich der Landgraf Georg von Hessendarmstadt der Vollziehung derselben an, bemächtigte sich mit Hülfe kaiserlicher Truppen der Hessen-Kasselischen Lande und übernahm die Administration derselben. Die Geschichte bemerkt bei dieser Begebenheit, daß sie der erste Fall gewesen, da eine Achtssentenz nach dem Tode desienigen, wider den sie verhängt wurde, vollzogen worden.

Indessen wurde das Glük den Schwedischen Waffen mit einemmale wieder günstig. Banner erholte sich wieder; und iagte den Grafen Gallas aus dem Mecklenburgischen und aus Vorpommern.

Der

Der Herzog Bernhard zog sich am Rhein hinunter, eroberte die vier sogenannten Waldstädte und schlug die kaiserlichen Truppen in zwo scharfen Aktionen bei Rheinfelden, einer dieser Städte. In der zweiten Aktion machte er die vier vornehmsten kaiserlichen Generals, die in diesen Gegenden kommandirten, den Johann von Werth, Savelli, Sperreuther, und Enckefort zu Gefangenen. Hierauf belagerte er die Festung Breisach, deren Besatzung sich hartnäckig wehrte. Bernhard schlos den Ort aber so enge ein, daß eine entsezliche Hungersnoth darinnen entstand, welche die Einwohner und Garnison zwang, Dinge, vor welchen der Mensch sonst den grösten Abscheu hat, zur Speise zu wählen. Da diese Noth täglich zunahm, und Bernhard alle Bemühungen des Herzogs von Lothringen, und des kaiserlichen Generals Götze, welche einen Entsatz der Stadt versuchten, vereitelte, so muste sich Breisach ergeben, und der Herzog Bernhard wurde durch diese Eroberung Meister von dem ganzen Elsaß und Brißgau.

Hier faßte er nun, nach den Berichten einiger Schriftsteller, einen sehr grossen und kühnen Entschluß. Er wollte sich nämlich mit seinem unterhabenden Heere der erstgenannten Provinzen bestmöglichst versichern, hernach sich mit der verwittibten Landgräfin von Hessen-Kassel, Amalia Eleonora, einer gebornen Gräfin von Hanau vermählen, um die Ueberbleibsel der Hessen-Kasselischen Truppen an sich zu ziehen, und sodann eine eigne

und dritte Partei, wider seine bisherigen Alliirten, die Franzosen und Schweden, errichten. Allein er starb *) mitten in den Zurüstungen zur Ausführung seiner Entwürfe.

Die Geschichte beschuldigt den Kardinal Richelieu, daß er den Herzog durch einen hierzu erkauften Arzt, mit Gift aus dem Wege geräumt habe. Dieser schlaue Minister, der seinen König gerne im Besiz der Stadt Breisach gesehen hätte, versuchte Alles, den Herzog zu überreden, daß diese Stadt mit französischen Truppen möchte besezt werden. Da aber Bernhard für diese seinen Planen so nachtheiligen Vorschläge keine Ohren hatte, und der Kardinal von den Entwürfen des Herzogs geheime Nachrichten und Warnungen erhalten haben mochte, so faßte er den Vorsatz, sich desselben so gut als möglich, zu entledigen. Eine That, von welcher auch diejenigen die sie bezweifeln, gestehen müssen, daß sie wenigstens dem Charakter eines Richelieu sehr angemessen war.

Man hat dem Herzog Bernhard von Weimar den Beinamen des Grossen beigelegt, vermuthlich wegen seiner Ehrbegierde, welche keine Gränzen kannte, und wegen seiner kriegerischen Tapferkeit, welche keine Gefahr scheute, und worinnen er es selbst dem grossen Gustav zuvor that. Dieser schäzte ihn deswegen sehr, wuste aber auch sein Feuer, wenn es zu ungestüm aufloderte, zu mässigen. Als er nach dem Tode dieses tapfern Königs freiere Hände bekam, erfuhr er mehr als einmal,

*) 1639. 3 Jul.

mal, daß ungestüme Hitze im Kriege weit weniger ausrichte, als reife Ueberlegung. Man kan ihn in Ansehung seines unternehmenden Geistes und seiner Tapferkeit mit den Grafen von Mansfeld und von Pappenheim vergleichen. Seine Entwürfe waren, wie Mansfelds seine, gros und kühn, und die Grösse seines Geistes blieb sich, wie dieser Held, auch im Unglük gleich. Aber weil seine Entwürfe, wie Mansfelds seine, zwar gros und kühn waren, aber nicht reif genug gedacht, und sorgfältig genug verborgen wurden, ward er überlistet. Seine voreilige Tapferkeit machte dem schwedischen Feldmarschall Horn den nämlichen Streich im Treffen bei Nördlingen, den Pappenheim dem Grafen Tilly bei Leipzig bewiesen, und dadurch dem Ruhm dieses bis dahin stets glüklichen Feldherrn einen so erschütternden Stoß gegeben hatte. Aber sie erfochte auch den Sieg bei Lützen, wo es ohne seinen Muth, und ohne die guten Anstalten die er traf, gewiß um die schwedischen Eroberungen würde geschehen gewesen seyn. Denn hätte der Tod des Königs auch den Verlust des Siegs nach sich gezogen, so hätte sich das schwedische Heer wol schwerlich wieder erholen können.

Nach dem Tode des Herzogs bemächtigte sich Frankreich aller von ihm eroberten Örte, und nahm die Armee, die er kommandirt hatte, in Sold. Es suchte zwar der Prinz des verstorbenen Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig, sich des widrigen Schiksals des Herzogs Bernhard zu seinem Vortheil zu bedienen, aber sein Unternehmen wurde

de vereitelt. Dieser Herr hatte einige Truppen und suchte sich in Westphalen festzusetzen, wurde aber von dem Grafen von Hatzfeld geschlagen, und ein Magazin, das er errichtet hatte, ruinirt. Nun suchte er die Völker Bernhards an sich zu ziehen. Da aber Richelieu sein Vorhaben bald innen wurde, so ward er, als er sich in der Stille aus Frankreich, wo er sich damals befand, nach dem Rheinstrom aufmachen wollte, auf königlichen Befehl so lange angehalten, bis Breisach und die weimarische Armee in französischer Gewalt war.

Banner, der im Jahre 1639 sehr glüklich gegen die Kaiserlichen gewesen war, dachte sich in Böhmen auszubreiten, und die Hauptstadt dieses Königreichs zu erobern. Allein die kaiserliche Armee, welche unter den Befehlen des Erzherzogs Leopold Wilhelm in Böhmen stand, widersezte sich ihm so kräftig, daß er seine Absichten nicht erreichen konnte. Er zog sich hierauf gegen die Donau herunter, und wagte einen Angrif auf Regensburg, wurde aber von dem kaiserlichen General Piccolomini zurük getrieben, und litt einen beträchtlichen Verlust.

Der Zeitpunkt dieses mislungenen Ueberfalls fällt in das Jahr 1641. in welchem eine Reichsversammlung zu Regensburg gehalten wurde, welches seit dem Jahre 1630 war unterlassen worden. Auf diesem sollten nun wegen der endlichen Beruhigung des deutschen Reichs ernstliche Berathschlagungen angestellt werden, und die Fürsten und Stände erschienen sehr zahlreich. Auch diejenigen, welche

mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt waren, erhielten sicheres Geleit. Die Hauptpunkte, worüber man sich berathschlagte, waren der Friede, welchen Deutschland izt so sehr bedurfte, und die Satisfaktion für die Krone Schweden. Weil man aber auf kaiserlicher Seite die Amnestie zu sehr einschränken, die meisten Punkte des Prager Friedens beibehalten, die pfälzische Sache auf eigne Traktaten, welche zu Wien eröfnet werden sollten, verschieben und die Satisfaktion für Schweden, den Ständen allein aufbürden wollte, so wurde nichts Sonderliches beschlossen. Doch bewilligte man endlich die Vermittelung des Pabsts und der Republik Venedig zwischen dem Kaiser, dem Reich und den in diesen Krieg eingeflochtenen ausländischen Höfen. Auch trat der kaiserliche Hof mit Frankreich und Schweden in besondere Unterhandlungen wegen der Präliminarien des Friedens. Diese wurden in dem nämlichen Jahr *) zu Hamburg eröfnet, und die Städte Osnabrück und Münster zum künftigen Friedenskongresse, iene für Schweden, diese aber für Frankreich und das deutsche Reich bestimmt.

Um diese Zeit verlor die schwedische Armee ihren tapfern General Banner, der 1641. zu Hildesheim starb, wo er nach den Berichten der Meisten, das Schiksal des Herzogs Bernhards hatte, indem er bei einer Gasterei daselbst einen vergifteten Trunk soll bekommen haben. Dieser Todesfall verursachte eine grosse Zerrüttung, weil die

*) 1641.

die Soldaten damals schlecht bezahlt, und daher sehr unzufrieden waren. Es kostete den Befehlshabern nicht wenig Mühe, sie so lang in Ordnung zu erhalten, bis der neue Generalfeldmarschall, **Leonhard Torstenson** mit frischem Volk und Geld aus Schweden anlangte. Dieser schlug im folgenden Jahr das Korps des Herzog **Franz Alberts von Sachsen-Lauenburg**, und bekam ihn selbst gefangen; der Herzog aber starb bald nach der Aktion an den Wunden die er in derselben empfangen hatte. Hierauf erfochte er die zweite Schlacht bei Leipzig, *) auf eben dem Plaz wo ehemals **Gustav** den Grafen **Tilly** besiegt hatte, gegen den Erzherzog **Leopold Wilhelm**, und den General **Piccolomini**.

Der Erzherzog, und Piccolomini verliessen sich auf ihr zahlreiches Heer, und trugen daher gar kein Bedenken sich mit dem schwedischen General in ein Treffen einzulassen. Allein **Torstenson**, Gustavs würdiger Schüler in der Kriegskunst, ersezte das, was ihm hierinn abgieng durch eine möglichst vortheilhafte Stellung seines Heers. Der Anfang zum Treffen ward von beiden Seiten mit einem heftigen Kanonenfeuer gemacht, bei welchem dem Feldmarschall **Torstenson**, und dem Prinzen **Karl Gustav** von der Pfalz, nachmaligem König in Schweden, die Pferde unter dem Leibe getödtet wurden. Darauf erfolgte einer der hitzigsten

*) 1642. 23 Okt.

sten Angriffe, und beide Heere fochten eine geraume Zeit mit gleicher Tapferkeit, bis sich endlich das Glük für die Schweden erklärte. Die Kaiserlichen verloren den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage, liessen über 10000 Mann auf dem Platze, worunter sich viele ihrer vornehmsten Offiziere befanden, und selbst der Erzherzog war in der äusersten Gefahr. Aber auch den Schweden kam dieser Sieg sehr theuer zu stehen, indem sie so viel Volks dabei aufopferten, daß ihr General seinen Sieg nicht ganz nach Wunsch verfolgen konnte. Das erste was er nach demselben vornahm, war die Belagerung der Stadt Leipzig, welche sich nach einer Vertheidigung von ohngefähr einem Monat an ihn ergab, und eine Brandschatzung von 150000 Thalern erlegen muste. Hierauf wendete er sich gegen Freiberg, um mit dieser Stadt auf die nämliche Weise zu verfahren. Da aber das kaiserliche Heer zum Entsatz derselben herbei eilte, entschloß er sich die Belagerung aufzuheben, weil er sich zu schwach fühlte, es abermal auf ein Treffen ankommen zu lassen, und einsah, daß auch der Sieg ihm nicht viel nützen, sondern seine Völker nur noch mehr schwächen würde.

Ueber die weimarsche Armee hatte inzwischen der französische Generallieutenant, und nachmalige Marschall, Graf von Guebriant, das Kommando übernommen. Dieser erfochte in einer sehr heftigen Aktion einen beträchtlichen Sieg bei Kempen im Erzstift Cöln gegen den kaiserlichen General Lamboi.

boi. An 3000 Mann von dem kaiserlichen Korps blieben auf dem Platze, und der kommandirende General muste sich mit dem Rest seiner Truppen an den Grafen Guebriant ergeben, dem dieser Sieg die Würde eines Marschalls von Frankreich zuwege brachte.

Inzwischen waren zwischen Schweden und Dänemark Irrungen entstanden. Der König in Dänemark hatte schon bei Gustavs Leben den Vermittler zwischen Schweden, dessen Alliirten, und dem Kaiser durchaus machen wollen; da aber dieser Monarch merkte, daß nicht sowol Neigung zur Wiederherstellung des Friedens, als vielmehr Eifersucht über die zunehmende Macht der Krone Schweden der eigentliche Beweggrund dieser seyn sollenden Vermittelung sei, so hatte er nicht nur den dänischen Gesandten seine Meinung über diesen Punkt freimüthig und nachdrüklich zu verstehen gegeben, sondern auch nachher alle Vorschläge von dieser Seite verworfen, und noch izt wollte Schweden mit der Mediation Dänemarks durchaus nichts zu schaffen haben. Da sich nun diese Macht vom neuen in die Sache mengte, und wirklich einige Schritte that, welche die schwedische Regierung ihrem Interesse nachtheilig fand, so erhielt der Feldmarschall Torstenson Befehl, die deutschen Staaten des Königs von Dänemark feindlich zu überfallen, und ihn zu hindern seine Plane weiter auszuführen.

Diese Expedition hinderte zwar den schwedischen General, seine Waffen, wie er Willens war, gegen die kaiserlichen Erblande zu richten, und diesen Monarchen dadurch zu friedfertigern Gesinnungen zu bringen. Indessen versezte ein andrer schwedischer Feldherr, der Graf **Königsmark**, seine Stelle mit ziemlichem Glük, doch ohne besonders vortheilhafte Folgen, weil die französischweimarische und hessische Armee desto unglüklicher war. Diese Truppen hatten sich zwar der Stadt **Rothweil** bemächtigt, und mehrere neue Eroberungen gemacht, allein ihr tapferer Anführer **Guebriant** starb, und bald hernach hatten sie das Unglük, von den Kaiserlichen und Baiern in ihren Quartieren bei **Dutlingen** ganz unvermuthet überfallen zu werden. Sie verloren bei dieser Aktion an 2000 Mann, und über 4000, worunter sich die vornehmsten Offiziere befanden, wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Doch, da der nachmals durch seine Siege so berühmt gewordene **Turenne** bei der Armee in Deutschland ankam, gab er den Sachen bald eine andre Wendung. Er grif nebst dem Herzog von **Enghien**, nachmaligen Prinzen von **Conde** die bairische Armee an, welche Freiburg belagerte, verlor aber bei einem Angrif auf das baierische Lager viel Mannschaft, und konnte die Eroberung dieses Ort nicht hindern. Doch machte er zu seinem Verlust nicht nur eine äusserst gleichgültige Mine, sondern plaisantirte gar so grossprecherisch darüber, als der beste Gaskonier es hätte thun können. In der Folge eroberte die französische

sche Armee Philippsburg, Mannheim, Speier, Worms und Mainz.

Der Graf Gallas war dem Feldmarschall Torstenson nachgezogen, in der Absicht, den König von Dänemark zu unterstützen; er wurde aber von diesem General so übel empfangen, daß er sich eiligst zurükziehen muste, und fast sein ganzes Heer zu Grunde gerichtet wurde. Torstenson trieb auch den König von Dänemark dergestalt in die Enge, daß sich dieser bequemte, einen besondern Frieden mit Schweden zu schliessen. *) Hierauf zog er sich nach Böhmen, und da ihm die kaiserlichen Generals Hazfeld und Götze das Eindringen in dieses Königreich wehren wollten, kam es am 24 Febr. 1646. bei Junkowitz zu einem sehr hartnäckigen und blutigen Treffen, in welchem die Schweden einen vollkommenen Sieg erfochten. Von dem kaiserlichen Heer blieben bei 4000 Mann, unter welchen sich der General Götz selbsten befand; der General Hatzfeld aber wurde nebst vielen Offizieren und Soldaten zum Kriegsgefangenen gemacht.

Nun schien Torstensonen weiter nichts an der Ausführung seines längst gemachten Entwurfs, den Kaiser in seinen Erblanden anzugreifen, zu hindern. Der Umstand, daß der Fürst von Siebenbürgen, Rakotzy gegen den Kaiser die Waffen ergriffen hatte, begünstigte sein Unternehmen noch mehr; und der kaiserliche Hof gerieth in die äuser-

*) Zu Broemsebro. 1645. 13 Aug. LONDORP. T. III. p. 171.

ste Bestürzung. Der Kaiser, der sich bei dem Einfall der Schweden in Böhmen zu Prag befand, begab sich eilfertig nach Regensburg, und weil er sich auch da nicht für sicher hielt, nach Grätz. Torstenson drang durch Böhmen und Mähren in Oesterreich ein und vereinigte sich mit dem Rakotzy. Da aber dieser sich mit dem Kaiser in Traktaten einließ, die Stadt Brünn, welche die Schweden belagerten, von dem General Souches mit hartnäckiger Tapferkeit vertheidigt wurde, und überdieses ansteckende Krankheiten unter der schwedischen Armee einzureissen begonnen, mußte er sich wieder nach Böhmen zurükziehen. Bald darauf legte er, weil sein kränkelnder Körper seine Thätigkeit oft hinderte, sein Kommando nieder, und der schwedische General Karl Gustav Wrangel kam an seine Stelle.

Türenne war inzwischen mit seinen Franzosen bis gegen Mergentheim in Franken vorgerükt. Hier wurde er aber von den bairischen Truppen überfallen, geschlagen, und sein ganzes Heer getrennt. *) Er selbst machte sich aus dieser Aktion so eilfertig und in der Stille auf die Flucht, daß man lange nicht wuste, wo er hingekommen wäre, und ihn für todt hielt. Er hatte sich in das Hessische zu dem schwedischen General Königsmark begeben, wo er den Herzog von Enghien erwartete, der auch bald mit frischen Volk zu ihm stieß. Nun gieng er vom neuen auf seinen

Feind

*) 25 Apr. 1644.

Feind los, und erfochte bei Allerheim in Schwaben einen vollständigen Sieg über die Baiern. Zweitausend derselben, nebst ihrem kommandirenden General Gleen gerieth nebst einem Theil der Armee in die Gefangenschaft.

Dem Kurfürsten von Sachsen sezte der General Königsmark mit seinen Schweden nicht minder hart zu, so daß sich dieser Prinz, der von dem Kaiser nicht kräftig genug unterstüzt werden konnte, gezwungen sahe, mit den Schweden um einen Stillstand der Waffen zu traktiren, der ihm anfangs nur auf ganz kurze Zeit bewilligt, in der Folge aber immer, bis auf den endlichen Friedensschluß verlängert wurde. Der Hauptpunkt desselben war, daß der Kurfürst den Schweden (doch unter der Einschränkung, daß sie sich seiner Hauptstadt Dresden nicht weiter als auf drei Meilen nähern sollten) freien Durchmarsch durch seine Staaten gestatten, und monatlich eine ansehnliche Proviantlieferung bewilligen muste. Dagegen wurden ihm alle eroberte Orte, Leipzig ausgenommen, zurükgegeben.

Gegen das Ende des 1645. Jahrs entließ der Kaiser den Kurfürsten von Trier seines Verhafts; doch muste er die Artikel des Prager Friedens genehmigen. Die Schweden und die kaiserliche Armee zogen sich im folgenden Jahre eine geraume Zeit aneinander herum, ohne etwas von Wichtigkeit zu unternehmen. Die Befehlshaber

der leztern suchten zwar Wrangeln bei Amoeneburg im Hessischen zu einem Treffen zu nöthigen; allein er wich ihnen aus, vereinigte sich mit dem Türenne, und wollte nunmehr den Kurfürsten von Baiern heimsuchen. Doch dieser, der geheime Befehle von seinem Hofe hatte, dessen Absicht war, Baiern zu einem besondern Vertrag mit den Schweden zu bestimmen, verhinderte dieses Unternehmen. Der Kurfürst, der sein Land nicht abermal wollte verheeren lassen, beherzigte nun die Vorstellungen Frankreichs, daß er sich für das Interesse des Hauses Oesterreich nicht ganz sollte zu Grunde richten lassen, und schloß mit den Schweden einen Stillstand, in welchem auch Kurkölln und Hessencassel mit eingeschlossen waren. *)

Der Kaiser, der nunmehr einsah, daß alles darauf angesehen war, ihn zu einem Frieden zu nöthigen, wurde hierüber äusserst entrüstet. Er machte dem Kurfürsten Vorstellungen, er drohte; er suchte die bairische Armee durch sogenannte Avocatoria, in welchen er sie von ihren Pflichten gegen den Kurfürsten loszählte, an sich zu ziehen; konnte aber nichts ausrichten. Wrangel zog sich nach Franken und eroberte Schweinfurt; Türenne aber zog sich durch das Mainzische, wo er beträchtliche Geldsummen erpreßte, nach den Niederlanden. Aus Franken zog sich Wrangel nach Böhmen, und eroberte Eger, ehe noch die zum Entsaz dieser Stadt herbeieilenden kaiserlichen Truppen ihre Absicht erreichen konnten.

Kaum

*) Zu Ulm 1647. LONDORP. T. VI. p. 182.

Kaum sahe sich der Kurfürst von Baiern von den feindlichen Kriegsheeren befreit, und diese von seinen Staaten entfernt, als er die Maske abnahm, und den zu Ulm geschlossenen Stillstand brach. Wrangel faßte zwar den Entschluß, ihn empfindlich dafür zu züchtigen; aber Türenne, der die Vereinigung mit ihm von Zeit zu Zeit verzögerte, hinderte ihn abermal. Doch griffen die Schweden bei Sußmarhausen ohnweit Augspurg die Arriergarde der kaiserlichen Armee an, machten an 2000 Mann davon nieder, und selbst der kaiserliche General, Melander von Holzapfel blieb in diesem Gefechte. Seine Stelle wurde durch den General Piccolomini ersezt, der es dahin zu bringen wußte, daß Wrangel Baiern verließ, und sich nach der Oberpfalz zog, wo er aber bald Befehl erhielt, wegen des geschlossenen Friedens die fernern Feindseligkeiten einzustellen.

Königsmark war indessen in Böhmen ziemlich glüklich gewesen. Er hatte die sogenannte kleine Seite der Hauptstadt Prag erobert, und grosse Beute gemacht. Die alte und neue Stadt konnte er aber wegen tapferer Gegenwehr der Bürger nicht in seine Gewalt bekommen. Er hielt sich dennoch so lange, biß der Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, der nunmehr das Generalkommando der schwedischen Truppen in Deutschland übernommen hatte, mit frischem Volk anlangte, und sich mit Wrangels Armee vereinigte. Nun wurde beschlossen, Prag förmlich zu belagern. Weil

aber diese Stadt stark besezt, und verproviantirt war, die späte Jahrszeit die Operationen merklich hinderte, und der Friede indessen zu Stande kam, so machte diese unvollendete Unternehmung den bisherigen Unruhen ein Ende.

Es würde zu weitläuftig seyn, alle Debatten welche sich bei diesem so berühmten Friedensschluß zwischen den verschiedenen dabei interessirten Höfen erhoben, anzuführen. Wir begnügen uns demnach, das Wesentlichste der Friedensinstrumente, welche zu Osnabrük und Münster abgefaßt wurden, anzuzeigen. *) Das Osnabrückische Friedensinstrument enthält 17 Hauptartikel, deren wesentlichster Innhalt ist: „Es sollte zwischen kaiserlicher Maiestät, den Ständen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, und der Krone Schweden, ein beständiger Friede und Generalamnestie alles Vorgegangenen obwalten. Dem Hause Baiern, Wilhelminischer Linie sollte die Kurwürde mit allen ihren Rechten, ingleichen die Oberpfalz verbleiben, doch unter der Bedingung, daß dieses Kurhaus sich der Ansprüche auf Oberoesterreich] und seiner an das Erzhaus Oesterreich habenden Forderungen begeben solle. Pfalz bekam die achte

*) LONDORP. T. VI. p. 382. PFANNERI historia pacis Westphal. Die vollständigste hieher gehörige Sammlung enthalten J. G. von Meiern Acta pacis Westphaliae publica 1734 - 1740. F. VIII. Theile nebst dem Universalregister, Fol.

achte Kurwürde, die Unterpfalz sollte von den kaiserlichen Völkern geräumt werden, und der Kaiser machte sich anheischig dem Kurfürsten binnen 4 Jahren 400000 Reichsthaler zu bezahlen, ingleichen sollte Kurmainz die Einlösung einiger in der Bergstrasse gelegenen, seit 1463. verpfändeten Aemter bewilligen. Sollte die Wilhelminische Linie des Hauses Baiern aussterben, so sollten die Lande derselben, nebst der Kurwürde an Pfalz zurükfallen. Würtemberg bekam alles das, was ihm während des Kriegs abgenommen worden, insbesondre die Stifter und Klöster wieder; auch wurde der Markgraf von Badendurlach wieder in den Besiz seiner Lande gesezt. In Religionssachen wurde der Passauische Vertrag von 1552. und der Religionsfriede von 1555. bestätiget, auch die geistlichen Güter in das Verhältnis, wie es zu Anfang des Jahrs 1624 gewesen, restituirt. Das Reichskammergericht sollte mit einem Kammerrichter katholischer Religion, mit 4. Präsidenten, und 50 Assessoren besezt werden, unter welchen 24 aus den Verwandten der augsburgischen Confeßion gewählt werden sollten. Die Schweizerkantons wurden für eine freie Republik erklärt. Alles was den augspurgischen Confeßionsverwandten bewilligt worden, sollte auch den Reformirten zugestanden seyn, und sollte ausser der römischkatholischen, evangelischlutherischen und reformirten Religion keine im Reich geduldet werden. Den Reichsständen wurde ihre Landeshoheit, Stimme auf den Reichstägen ꝛc. ꝛc. bestätigt, und sollte der Kaiser ohne

ohne ihre Bestimmung in Reichsangelegenheiten nichts beschliessen und anordnen. Sie erhielten auch das Recht, Bündnisse so wol unter sich, als mit auswärtigen Mächten zu schliessen, in so ferne als dieselben nicht für den Kaiser und die Reichsverfassung gefährlich wären. Die Krone Schweden erhielt zu ihrer Entschädigung ganz Vorpommern, die Insel Rügen, ingleichen einige Pläze von Hinterpommern mit der Anwartschaft auf die völlige Succeßion in diesem Herzogthum; ingleichen die Stadt Wismar im Meklenburgischen, und die Herzogthümer Bremen und Verden als Reichslehen, und folglich den Reichsfürstenstand, samt dem Priuilegio de non appellando; doch in der Maaße, daß die deutschen Unterthanen nicht vor die schwedischen Gerichte gezogen werden, sondern die Krone ein eignes Tribunal für diese Länder errichten sollte. Kur-Brandenburg erhielt die Bißthümer Halberstadt, Minden, Camin, die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg, nebst der diesen Stiftern zukommenden Stelle und Stimme auf Reichs- und Kreistagen. Der Herzog von Meklenburg Schwerin bekam auf die nämliche Weise die Bißthümer Schwerin und Ratzeburg, auch sollte er von den Reichsanlagen so lange befreiet seyn, biß er durch diese Befreiung eine Entschädigung von 200000 Reichsthalern erhalten hätte. Braunschweig erhielt einige geistliche Güter, und das Bißthum Osnabrük, in dessen Besiz es iedoch mit einem katholischen Bischof abwechseln sollte. Hessen-Kassel erhielt die Abtei

tei Hirschfeld, und eine Schadloshaltung von sechs Tonnen Golds von Seiten Mainz, Kölln, Münster, Paderborn und Fulda für die Restitution einiger dem Hause Kassel abgenommenen Plätze. Ferner wurde der Vertrag zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt in der Marburgischen Erbschaftssache, daß Hessen-Kassel ein Viertel der Erbschaft, nebst der Stadt Marburg, Hessen-Darmstadt aber die übrigen drei Viertheile und 60000 Gulden erhalten sollte, bestätigt. Für die Abführung der schwedischen Truppen sollte der Ober- und Nieder-Rheinische, Ober- und Nieder-Sächsische, Fränkische, Schwäbische und Westphälische Kreis fünf Millionen Reichsthaler in dreien Terminen entrichten. Uebrigens sollte dieser Friedensschluß als ein Reichsgrundgesetz betrachtet werden, und die Kaiser sich in ihren Wahlkapitulationen zu Aufrechthaltung und Handhabung desselben verbinden.

Das Münsterische Friedensinstrument von 13 Artikeln ist in den meisten Punkten mit dem Osnabrückischen gleichlautend, und enthält ausserdem noch, daß Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, Sundgau, Breisach und einen Theil von Elsaß erhielt; iedoch unbeschadet der Reichsfreiheit der in denselben sich befindenden Reichsstände. Auch cedirte der Kaiser das Recht des Reichs auf die Stadt Pignerol in Pie-

Piemont. Frankreich hingegen restituirte die Waldstädte, und seine Eroberungen im Schwarzwald und Breisgau, und machte sich anheischig dem Hause Oesterreich drei Millionen französische Livres zu bezahlen.

Kurze

Kurze Kirchengeschichte Deutschlands, von der Epoche des Religionsfriedens 1555 bis zum westphälischen Frieden.

Der Religionsfriede war nunmehr oberzählter-massen geschlossen und bestätigt. Aber es wurden dadurch weder die Absichten der Katholischen, — sowol die praetendirten als die wahren — erreicht, noch die Hofnungen und Wünsche der Evangelischen befriedigt. Die Ursache davon waren theils die angezeigten Mängel desselben, wegen deren man ihn keinen aufrichtigen Vergleich nennen kan; theils die verschiednen Gesinnungen der dabei interessirten Personen. Man hatte sich verglichen, weil Zeit und Umstände einen Vergleich erforderten.

Dem Kaiser, welcher bald hernach den Glanz des Throns mit der klösterlichen Einsamkeit vertauschte, mochten die Folgen des Religionsfriedens ziemlich gleichgültig seyn. Misvergnügt über das Glük, das ihn in seinem Alter verließ, wählte er ein von dem Wirrwarr der grosen Welt entferntes Leben und sah auf das was nach seiner Entfernung geschehen würde, mit dem gleichgültigen Blik eines Sterbenden, den nun in der Welt nichts weiter interessirt. Ein ziemlich hinlänglicher Beweis hievon ist, daß er seinem Bruder volle Macht gab, die Friedensunterhandlungen zu betreiben, und daß er

mit

mit seiner Bestätigung diesesmal, wie er doch sonst zu thun gewohnt war, gar nicht viel Schwierigkeiten machte.

Der heilige Vater zu Rom war mit dem Religionsfrieden über und über nicht zufrieden. Erstlich verdroß es ihn gewaltig, daß man einen solchen Vertrag errichtet hatte, ohne seine Heiligkeit darum zu befragen, weil er befürchten muste, die weltlichen Fürsten möchten nach diesem Exempel sich nach und nach seiner geistlichen Gerichtsbarkeit entziehen, und in Religionssachen eigne Verfügungen treffen. Und zweitens stand es ihm nicht an, daß man den Protestanten, welche nach den Grundsätzen des römischen Hofs längst hätten als verworfene Ketzer behandelt, und ihnen nicht die geringste Freiheit und Sicherheit bewilligt werden sollen, Freiheit und Sicherheit im gewissen Maasse zugestanden hatte. Er wendete demnach alle Mühe an, diesem ihm so unangenehmen Frieden zu stören, und die katholischen Fürsten und Herren in Deutschland gegen die Evangelischen aufzuhetzen. Und dieses fiel ihm desto leichter, da, wie bereits gezeigt worden, die Einschränkungen des Religionsfriedens Veranlassungen genug zu neuen Mishelligkeiten und Unruhen gaben. Auch that ihm hierzu besonders der Jesuiterorden gute Dienste, der bereits sehr zahlreich geworden war, und den Geist der Intrigue schon in einem hohen Grade besaß. Der feinere Theil desselben nistete sich an den Höfen der Grossen ein, und fand Mittel ihr Zutrauen zu gewinnen, und ihre Gesinnungen zu Gunsten des Pabstes,

stes, dem sie Gehorsam geschworen hatten, zu lenken, und die Dummköpfe und Bigotten — denn auch solche wurden nicht ohne Absicht in den Orden aufgenommen — erfüllten alles mit Schmäh- und Lästerschriften wider die evangelische Lehre. Dadurch erreichten sie zwo Absichten. Sie erbitterten nämlich durch Lügen und Verläumdungen, deren sie sich nie schämten, den grössern und unwissendern Haufen des Volks, das ihre Schriften las, und ihre Predigten hörte; und veranlaßten durch ihre bitter und hämisch abgefaßten Streitschriften, daß ihnen eifrige und hitzige evangelische Theologen in eben dem Ton antworteten, wodurch denn der wechselseitige Religionshaß immer genährt und angefacht wurde. Besonders wußten sie sich des bekannten Vorwurfs, daß die Protestanten ia unter sich selbst nicht einig wären, und kaum wüsten, was sie glaubten, so meisterhaft zu bedienen, daß sie selbst unter ihren Gegnern manche Uneinigkeiten erregten, die sonsten wol unterblieben wären.

Die deutsche katholische Klerisei dachte nicht viel besser als der Pabst. So eifrig sie auch darauf gedacht hatte, sich recht wol zu verwahren, damit nicht noch mehr von ihren Einkünften und Beneficien verloren gehen möchte, als bereits geschehen war, so konnte sie sich damit doch nicht beruhigen, sondern sann noch unaufhörlich auf Mittel, durch welche vielleicht auch das Verlorne wieder herbeigeschaft werden könnte. In den Ländern und Gebieten der geistlichen Fürsten und Prälaten, und in den Ländern der weltlichen Fürsten, welche dem

Pabst und der römischen Klerisei ergeben waren, wurde der Religionsfriede beinahe für so unverbindlich, als ehemals das Interim, angesehen. Man verlangte von den Evangelischen, daß der geistliche Vorbehalt, und andre Einschränkungen des Religionsfriedens pünktlich beobachtet werden sollten, aber katholischer Seits wollte man nicht einmal evangelischgesinnten Unterthanen die traurige Wolthat, ihr Vaterland verlassen zu dürfen, nach dem Buchstaben des Religionsfriedens bewilligen, sondern bedrängte sie aufs härteste, und beraubte sie, wenn man sie ia noch auswandern ließ, ihrer Güter, ohnangesehen ihnen die Freiheit, sich ausser Landes zu begeben, ausdrüklich war zugesichert worden. Man war übereingekommen, daß niemand einen andern überreden oder dringen sollte, die Religion zu verändern, und man würde ein solches Beginnen von Seiten der Protestanten sehr übel aufgenommen haben. Aber für die katholische Geistlichkeit, besonders für die Jesuiten, war dieser Artikel nicht geschrieben. Denn sie gaben sich alle Mühe, die Leute, vornämlich Fürsten und Herren, zum katholischen Glauben zu bekehren, und bedienten sich hierzu aller Mittel, von welchen sie sich nur Erfolg versprechen konnten; und glükte es ihnen einen evangelischen Landesherrn zur Religionsveränderung zu bewegen, so drangen sie unaufhörlich in ihn, daß er seine Unterthanen zu gleichen Gesinnungen vermögen sollte. Konnte dieses nicht bewerkstelligt werden, so hatten sie sich doch einmal im Lande eingenistet, und thaten dann allerlei Eingriffe

griffe in die Rechte der Protestanten. Hieraus entstanden immer neue Zwistigkeiten, welche man aber vielmehr unterhielt, und nicht auf die wiederholten Klagen und Beschwerden der Evangelischen achtete.

Diese wurden durch ein solches Verfahren ihrer Gegner bald belehrt, wie wenig ihnen der Religionsfriede nüze. Sie kamen zwar einmal über das andre mit Protestationen und Beschwerden dagegen; aber es half nicht viel. In denienigen Ländern, wo die katholische Religion die herrschende war, wurden dergleichen Beschwerden gar nicht gehört, und wenn sie auf Reichstägen angebracht wurden, so wurden sie meist nur auf dem Papier, nicht aber in der That, abgethan, weil dergleichen Verordnungen von der Gegenpartei eben so pünktlich, wie der Religonsfriede beobachtet wurde.

Unter der Regierung Kaiser Ferdinands des I. war es dennoch in Deutschland, was die Religionssache betraf, ziemlich ruhig. Er suchte sowol die Beschwerden gegen die Verlezungen des Religionsfriedens beizulegen, als auch der Trennung der Protestanten von der augsburgischen und helvetischen Konfession, welche immer weiter gieng, Gränzen zu setzen. Nur das Mittel, das er ergrif, war bei weitem nicht das rechte, diesen Endzwek zu erreichen. Es war nämlich das Concilium des Pabstes, welches unter seiner Regierung wieder erneuert wurde. Ehe dieses geschahe, machte der Kaiser einen Versuch, die Protestanten dahin zu vermögen, daß sie die Rechtmäßigkeit des Conci-

liums anerkennen, und sich folglich den Schlüssen desselben unterwerfen sollten. Diese hielten deswegen einen Convent zu Naumburg, *) wohin der Kaiser ebenfalls eine Gesandschaft abfertigte. Es erschien auch ein päbstlicher Botschafter, Johann Franz Commendon, welcher ein päbstliches Schreiben übergab, in dessen Aufschrift der heilige Vater die Protestanten seine lieben Söhne (dilectos filios) nannte. Da sie aber nicht geneigt waren, ihn für ihren lieben Vater zu halten, so wurden sie durch die väterliche Zuneigung welche diese Aufschrift ankündigte, so wenig erbaut, daß sie das päbstliche Schreiben, welchem eine Bulle beigefügt war, uneröfnet wieder zurükgaben. Der Versuch des Kaisers und des Pabsts lief also fruchtlos ab; indessen wurden die Protestanten durch diesen Convent zu Naumburg aufmerksamer auf das gemacht, was unter ihnen selbst vorgienge. Der Vorwurf, daß sie selbst nicht wüsten was sie glaubten, wurde ihnen bei dieser Gelegenheit mit vieler Bitterkeit gemacht, und die Gegenpartei berief sich darauf, daß unter dem Namen der augsburgischen Confeßion zwei ihrem Innhalt nach verschiedne Glaubensbekenntnisse vorhanden wären. Daran war Melanchthon Schuld, welcher um die Protestanten unter sich zu vereinigen, den Verwandten des helvetischen Glaubensbekenntnisses zu viel nachgegeben und die augsburgische Confeßion, besonders

*) 1561. im Jan. — Hönns Historie des von den Evangelischen Ständen im J. 1561. zu Naumburg gehaltenen Convents. Hof. 1704.

sonders in dem Artikel vom h. Abendmahl sehr verändert hatte. Das beste Mittel das man von protestantischer Seite vorkehren konnte, diesen Vorwurf von sich abzulehnen, war, daß man die augsburgische Confeßion, so wie sie 1530. war übergeben und bekannt gemacht worden, abermal unterschrieb, und erklärte, daß man bei derselben beständig beharren, und von keinem Glaubensbekenntnisse eines andern Innhalts etwas wissen wolle. Gegen das Concilium aber ward vom neuen protestirt, und die Ursachen, warum man es nicht annehmen könne — es waren die bereits bekannten — in einer öffentlichen Schrift bekannt gemacht. Ohnerachtet dieser stattlichen Ursachen — so betitelte man in dieser Schrift die Gründe, warum die Evangelischen das Concilium nicht genehmigen könnten, wurde dasselbe doch zu Trident im Jahre 1562 am 18 Jan. eröfnet, und 1563. den 4 Dec. feierlich beschlossen, ohne daß etwas mehr wäre ausgemacht worden, als was wir bereits angeführt haben. Es war eben ein Concilium nach dem Herzen des Pabsts, welcher noch immer glaubte, daß er, als der praetendirte Statthalter Gottes und Christi, allen Nationen Geseze vorschreiben dürfe, und daher, kraft seines habenden Amtes, auf keine Grundgeseze irgend eines Reichs in der Christenheit dabei Rüksicht nahm. Daher kam es, daß selbst katholische Könige dieses Concilium nicht nach seinem ganzen Innhalt genehmigten, und folglich war es auch kein Wunder, daß sich die Protestanten schlechterdings nicht zur Annahme desselben bequemen wollten.

Kaiser Ferdinand war mit den tridentinischen Concilium, das so viel versprochen, und so wenig geleistet hatte, übel zufrieden, und verfuhr nunmehr als Kaiser, und als Landesherr seiner Staaten nach seinem eignen Gutdünken. Zwar immer als katholischer Landesherr, iedoch mit vieler Mässigung gegen die Protestanten. Sein Prinz und Nachfolger in der Regierung, Maximilian der II. verfuhr noch billiger und gelinder gegen sie, wie bereits erwähnt worden ist. Es ereigneten sich also auch unter der Regierung dieses Kaisers keine Begebenheiten im Punkte der Religion, welche besonders wichtig zu nennen wären. Er mißbilligte die Grausamkeiten, welche die spanische Regierung in den Niederlanden ausüben ließ, und hätte die dortigen Unruhen gerne beigelegt, wenn er gekonnt hätte.

Unter Rudolf dem II. verschlimmerten sich die Schiksale der Protestanten um ein Merkliches. Meine Leser sind bereits mit dem Charakter dieses Prinzen, der sein und seiner Unterthanen Unglük bewirkte, bekannt gemacht worden. Die Protestanten in seinen Erbstaaten wurden bedrängt, weil er, auf sein unseliges Studiren erpicht, ihre Angelegenheiten nicht ernstlich untersuchte, sondern päbstlichgesinnten Räthen folgte, und die Reichsangelegenheiten wurden ohnehin von ihm entweder vernachlässigt, oder durch übereilte Befehle mehr verschlimmert, als verbessert. Da solche Befehle auch in Religionssachen ergiengen, so kan man sich leicht vorstellen, daß neue Unruhen die Folge derselben

waren

waren. Dergleichen ereigneten sich im Jahre 1580. zu Aachen. Viele Protestanten hatten sich aus den Niederlanden wo sie hart verfolgt wurden in diese Stadt geflüchtet, und daselbst Freunde ihrer Lehre gefunden. Dawider sezte sich nun, wie leicht zu erachten, die katholische Geistlichkeit, welche nicht leiden wollte, daß der Stadtmagistrat den Protestanten freie Religionsübung gestatten, oder ihnen bürgerliche Vorrechte zugestehen sollte. Hieraus entstanden Bewegungen, welche der Kaiser auch durch die schärfsten Befehle nicht zu dämpfen vermochte.

Es entstunden hierauf unter den sächsischen Gottesgelehrten dieienigen Streitigkeiten, welche unter dem Namen der kryptokalvinistischen bekannt sind. Melanchthons erwähnte Nachgiebigkeit war wieder die Veranlassung derselben. Er war nach Luthers Tode die vornehmste Stüze der evangelischlutherischen Religion in Sachsen, so wie ihn seine ungemeine Gelehrsamkeit zu einem der ersten Lehrer der deutschen Nation erhob. So lange Luther lebte, konnte seine Nachgiebigkeit nicht von grossen Folgen seyn, weil Luther nicht nachgab, und Melanchthonen öfters erinnerte, in Glaubensartikeln nichts abzuändern. Als diesen aber Luthers Tod von seinem bisherigen Aufseher befreite, räumte er aus Begierde, eine allgemeine Vereinigung aller Protestanten zu stiften, den helvetischen Glaubensgenossen verschiedne ihrer Säze ein, und trug dieselben in das augsburgische Glaubensbekenntniß über. Der Convent zu Naumburg suchte

zwar, wie bereits erzählt worden, die Sache wieder auf den alten Fuß zu sezen, und erklärte, daß nur die augsburgische Confeßion, nach ihrem Originalinhalt, das wahre symbolische Buch der evangelischlutherischen Kirche wäre. Allein Melanchthons Veränderungen blieben bei seinen Schülern, deren nicht wenig waren, dem ohnerachtet in Ansehen, und wurden von ihnen in ihrem Lehrvortrag beibehalten. Diesen Lehrvortrag nannte die Gegenpartei, welche nach der unveränderten augsburgischen Confeßion, und dem naumburger Konventsschluß zu lehren beflissen war, einen Kryptokalvinismus, (heimlichen oder verborgenen Kalvinismus, weil sich die Lehrer desselben im Artikel vom heiligen Abendmal den Meinungen Calvins sehr näherten) und machte den Kurfürsten August von Sachsen auf diese neue Lehre aufmerksam. August, der sehr darauf hielt, daß in seinem Lande nur Ein Glaubensbekenntniß seyn sollte, wendete alle Mühe an, den Kryptokalvinismus auszurotten. Er ließ verschiedne Personen, die wegen solcher Lehrsätze und Meinungen verdächtig waren, hart bestrafen. Er berief seine Theologen nach Torgau zusammen *), wo sie sich vom neuen über ein Glaubenssystem berathschlagen sollten. Die Artikel, über welche sie sich verglichen, sind unter dem Namen des torgauer Buchs **) bekannt, und auf sie gründete man in der Folge eine Schrift, welche die

Kon-

*) 1574.

**) Balthasars hist. des torgauer Buchs, Greifswalde 1741.

Konkordienformel, (Formula Concordiae) genennt wurde. *)

Dieser Titel war einer der lächerlichsten Gedanken, die iemals von Menschen gedacht worden. Es war nichts weniger, als ein System worüber sich die sächsische, geschweige die gesammte evangelischlutherische Kirche, allgemein vereinigt hatte; der Erfolg bewieß es. Und wenn ein System, worüber sich der Kurfürst von Sachsen mit einigen Theologen verglich, und worunter er erst alle Evangelischlutherischen vereinigen wollte, so genannt zu werden verdient, so kan der Pabst mit gleichem Recht die Schlüsse, die er mit Beirath seiner Kardinäle abfaßt, und der Kirche in Glaubenssachen aufdringen will, formulam concordiae christianae nennen. — Man fühlte dieses schon damals als die Konkordienformel bekannt gemacht wurde. Der Kurfürst August erhob sie zu einem symbolischen Religionsbuch für seine Lande; aber ausser den Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg gestand ihr kein evangelischer Reichsstand diese Würde durch seine Unterschrift zu, selbst solche nicht, die den Lehren Calvins und dem helvetischen Glaubensbekenntnis eben so wenig, als August, gewogen waren. Dies verursachte schon der Charakter der Schrift selbst, welcher sich von der sanften und faßlichen Art, womit ein Melanchthon seine Lehrsätze vertheidigte, merklich entfernt, und den Geist seiner Verfasser, welche solche Scholastiker und Ketzermacher waren, daß sie, wenn sie Katholiken gewe-

*) 1580.

sen wären, einer Congregation des heiligen Officiums Ehre gemacht haben würden, allenthalben verräth. Die Geschichte bestätigt es, daß diese seyn sollende Formel der christlichen Eintracht weit mehr Zwietracht und Uneinigkeit in der evangelischen Kirche verursachte, als die Trennung der schweizerischen Theologen von den Sächsischen, und daß der Kurfürst August die grossen Kosten, die er auf dieses Geschäfte wendete, vergeblich anwendete. Seine Absicht war unstreitig gut, nur mit solchen Leuten, wie die Verfasser des Konkordienbuchs waren, konnte man sie nicht erreichen. Jedoch was konnten diese hocherleuchteten Männer dafür, daß sie nicht alle Köpfe unter einen Hut bringen konnten, und daß ihre Polemik ausserhalb Sachsen nicht solche Streiche schlug, wie der Bannstral des heiligen Vaters in katholischen Provinzen? Am guten Willen hierzu fehlte es ihnen wirklich keineswegs.

Sonderbar genug war es, daß man nach Abfassung dieser Konkordienformel noch an eine Vereinigung der evangelischlutherischen und evangelischreformirten Glaubensgenossen dachte und in dieser Absicht ein vergebliches Colloquium zu Mömpelgard *) veranstaltete, da inzwischen die kryptokalvinischen Streitigkeiten immer ärger, und mit der grösten Erbitterung fortgesezt wurden. Der Kurfürst August starb im Jahre 1586. und sein Nachfolger, Christian der I. ließ sich die Religionsangelegenheiten überhaupt, und also auch die Ausrottung des heimlichen Kalvinismus nicht so sehr

*) 1586.

sehr angelegen seyn. Sein Kanzler, D. Nikolaus Crell überredete ihn, daß er den Kryptokalvinismus mehr als die Konkordienformel begünstigte. Auf kurfürstlichen Befehl wurde der Exorcismus in der Taufe abgestellt, und ein neuer Katechismus eingeführt, welcher freilich eher nach Calvins, als nach Luthers Lehrplan abgefaßt war. Hieraus entstanden aber gewaltige Unordnungen. Die Abschaffung des Exorcismus erregte, eine Empörung, denn das Volk glaubte festiglich, daß ohne die Beobachtung dieser Ceremonie, der unreine Geist in den getauften Kindern verbleiben würde, und ihre Lehrer erhielten sie getreulich in diesen albernen Wahn. Sie widersezten sich der Abstellung des Exorcismus mit Gewalt, trugen ihre Kinder an solche Orte zur Taufe, wo es noch Sitte war, den Teufel auszutreiben, und viele wagten es sogar, ihre Kinder selbst zu taufen. Dieses Unwesen dauerte fort, bis nach dem Tode des Kurfürsten Christian, der im Jahre 1591. erfolgte, worauf der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen Altenburg die vormundschaftliche Regierung für dessen minderiährige Prinzen übernahm. Dieser Fürst sezte alles wieder auf den vorigen Fuß, nach der Vorschrift des Konkordienbuchs, und brachte es durch seine Anstalten soweit, daß der Kryptokalvinismus in Sachsen unterdrükt, und den bisherigen Unruhen Gränzen gesezt wurden. Den Kanzler Crell ließ er gleich nach dem Antritt seiner Regierung in Verhaft nehmen, und endlich wurde derselbe im Jahr 1601. zu Dresden enthauptet.

Man beschuldigte Crelln, daß es ihm nicht um die Einführung des Kalvinismus in Sachsen zunächst und eigentlich zu thun gewesen, sondern daß er landesverrätherische Absichten gehegt, und einen für die Sächsischen Kurlande gefährlichen auswärtigen Briefwechsel unterhalten habe. Die Untersuchung dieser Beschuldigung gehört nicht hieher: doch muß man bemerken, daß sich Crell durch seinen Hang zum Kalvinismus, und durch die Veränderungen in Religionssachen, die er bewirkte, bei der orthodoxen Geistlichkeit und den Freunden der Konkordienformel äuserst verhaßt gemacht hatte, und daß dieser Haß nicht wenig zu seinem Unglük beitrug.

Der Kryptokalvinismus hatte sich aber auch in andern Ländern, die sich zur augsburgischen Konfeßion bekannten, und selbst an solchen Orten wo die augsburgischen Konfeßionsverwandten unter dem Druk der herrschenden katholischen Religion lebten, eingeschlichen, und Bewegungen, obwol nicht so stark, als in Sachsen, verursacht. Sobald sich irgendwo ein Prediger desselben verdächtig machte, und sich nicht hinlänglich rechtfertigen konnte, oder wollte, wurde er seiner Dienste entlassen, oder nach Beschaffenheit der Umstände, aus dem Lande geschaft. Die Veranlassung hierzu war nicht sowol das Konkordienbuch, als der Religionsfriede. Da sich dieser nur auf das augsburgische Glaubensbekenntnis erstrekte, so glaubten die Bekenner desselben wider den Friedenstraktat zu handeln, wenn sie sich der Ausbreitung der kalvinischen Lehre nicht recht kräftig widersezten, welche von ihrer Geistlichkeit damals

mals (denn auch an solchen Orten, wo man sich um das Konkordienbuch nichts bekümmerte, und die symbolische Autorität desselben nicht anerkannte, war Calvin und seine Lehre eben so verhaßt, als in Sachsen) für äuserst irrig und gefährlich erklärt und verdammt wurde. Es fehlte auch in diesem Zeitpunkte nicht an Streitschriften, worinnen die getrennten protestantischen Theologen einander sehr hizig — man darf hinzusezen, auch oft sehr unanständig — begegneten.

Katholischer Seits ließ man sich indessen den Religionsfrieden eben nicht sehr anfechten. Man bestrebte sich nicht nur eifrig, die Evangelischen zu verhindern, wenn sie in ihren eignen Landen — welche noch nicht ganz ihrer Religion waren — die Reformation fortsetzen wollten, und gebrauchte hingegen alle Zwangsmittel, evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten die katholische Religion aufzudringen. Auch in Ansehung der Kammergerichtsprocesse wurde der Religionsfriede vielfältig übertreten. Nur im Betracht des bekannten geistlichen Vorbehalts wuste man ihn sich zu Nutzen zu machen, und streng darüber zu halten. Unter den eifrigsten Verfolgern der Protestanten zeichnete sich sonderlich der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Herzog in Steiermark und nachmals Kaiser, schon damals aus. Er wollte durchaus keinen Protestanten in seinem Lande dulden, und rechnete es dem Kaiser Matthias zur grossen Sünde, daß er eben nicht so streng mit seinen protestanti-

testantischen Unterthanen in Oesterreich verfuhr; obgleich auch diese hart genug bedrängt wurden.

Da die Beschwerden über dergleichen konstitutionswidriges Verfahren immer gehäufter wurden, so errichteten endlich die Protestanten die bereits erwähnte Union *) zu Heidelberg, welche aber damals blos gegen die Reichsgerichte, welche ihren Processen die gerechte Entscheidung versagten, gerichtet war. Daß man sich aber von Seiten der Gegenpartei hieran wenig kehrte, sondern sich vielmehr freute, abermals etwas zu haben, das man ihnen als ein Verbrechen anrechnen könnte, bewieß man durch fortgeseztes feindseliges Betragen. Die Wegnehmung der Stadt Donauwerth, durch den Herzog Maximilian von Baiern, und andere Unbilligkeiten welche den Protestanten zugefügt wurden, bewogen endlich diese, die Union zu Halle in Schwaben **) zu schliessen, welcher die Gegenpartei so fort ihre Liga entgegengesezte; und nun brauchte es nur noch Eine wichtige Veranlassung, um einem Krieg anzufangen, zu welchem man schon auf beiden Seiten in Bereitschaft stand.

Endlich wurde die Losung dazu von Böhmen aus gegeben, da die Häupter der über die schlechte Beobachtung ihres Maiestätsbriefs mißvergnügten Utraquisten sich zu Prag, wie bereits erzählt worden, an den königlichen Räthen vergriffen. ***) Dies war nun Hochverrath, und muste auf das schärfste

*) 1603. 12 Febr.

**) 1610. 3 Febr.

***) 1618.

schärfste bestraft werden. Noch ärger wurde es, da der Kurfürst Friedrich von der Pfalz, das Haupt der protestantischen Union, die ihm angetragne böhmische Krone nach dem Tode des Kaisers Mathias annahm. Ob die Union gleich nach vielen Berathschlagungen den Kurfürsten nicht unterstüzte, so wurde Ferdinand der II. doch von seiner ganzen Liga unterstüzt, und durch das Treffen am weissen Berge bei Prag, welches für ihn entschied, bestimmte ihn in dem festen Entschlusse, den Protestanten seine Macht, die izt sehr hoch gestiegen war, fühlen zu lassen, wozu er nunmehr einen besondern Beruf zu haben glaubte, da ihm oberzähltermassen die heilige Mutter Gottes in dem prager Treffen so fruchtbaren Beistand geleistet hatte. Einen bigottern Prinzen, als Ferdinand der II. war, weiset kaum die spanische Geschichte, welche uns doch mit recht vielen Monarchen dieses Charakters bekannt machen kan, auf, denn sein Eifer für die katholische Religion kannte keine Gränzen. Er pflegte selbst öfters zu sagen, daß er lieber bei Wasser und Brode und im höchsten Elende sein Leben hinbringen wollte, ehe er eine einzige Beleidigung, die der Kirche von den Kezern widerfahren wäre, sollte unbestraft lassen. Und wenn er die Protestanten auf das härteste verfolgte, so bildete er sich festiglich ein, daß er für das Heil ihrer Seelen recht väterlich besorgt wäre. „Denn„ schloß „er „wenn mir dieses nicht am Herzen läge, so „würde ich sie bleiben lassen, wer sie sind: weil „mir aber, nebst der Pflicht, die Religion zu be-

„schüzen,

„schützen, ihr unglüklicher Zustand nahe geht, so „wende ich alle Mittel an, sie in den Schoos der „einzigen wahren Kirche zurük zu bringen.„

Nach erfochtener Schlacht bei Prag galt es nun am ersten den Utraquisten in Böhmen, welche Ferdinand für Rebellen erklärte, und als solche aller ihrer Privilegien beraubte. Sie wurden mit Gewalt zum katholischen Glauben gezwungen, ihre lutherischen Prediger des Landes verwiesen, und ihre Kirchen der katholischen Geistlichkeit, besonders den Jesuiten eingeräumt. Vergebens war es, daß der Kurfürst von Sachsen, welcher unter der Bedingung, daß in Böhmen keine Veränderung der Religionsverfassung sollte getroffen werden, des Kaisers Alliirter geworden war, die dringendsten Vorstellungen dagegen machte. Ferdinand ließ es, wie bereits erzählt worden, nicht einmal hiebei bewenden, sondern über die Häupter der mißvergnügten Böhmen noch ein sehr grausames Blutgerichte ergehen, wie bereits gemeldet worden. Und im Grunde war es einzig die Religion, weswegen man so grausam mit ihnen verfuhr.

Noch deutlicher zeigte Ferdinand seine Absichten gegen die Protestanten, da das Glük fortfuhr, seine Waffen zu begleiten. Nicht nur in seinen Staaten, im ganzen deutschen Reiche wünschte er die alte Religion wieder herzustellen, oder, wie er sich ausdrükte, die Kirche zu reformiren. Dahin zielte besonders das Edikt ab, das er unter dem 6 März 1629. publiciren ließ, und dessen auch bereits Erwähnung geschehen ist.

So

So übermüthig hatte sich nicht einmal Karl der V. nach der Schlacht bei Mühlberg betragen, als Ferdinand der II. indem er dieses unbillige Gesez bekannt machen ließ. Nach deutscher Sitte konnte es für kein billiges und gültiges Gesez gehalten werden, weil es der Kaiser eigenmächtig, ohne Zuziehung und Einwilligung der Reichsstände ausgehen ließ. Aber diese glaubte Ferdinand eben nicht nöthig zu haben, da er seinen Plan mit Gewalt durchzusezen hofte, und zu dem Ende eine eigne Exekutionsarmee aufstellte, welche sein Edikt zur Vollziehung bringen sollte. Von dem bisherigen Glük seiner Waffen ganz eingenommen, glaubte er schon dem ganzen Reiche Geseze vorschreiben zu dürfen, wie alle seine Handlungen deutlich beweisen. Und da die Ausrottung der evangelischen Religion einer seiner ersten Wünsche war, so konnte nichts anders vermuthet werden, als daß er alle seine Kräfte anwenden würde, um diesen Wunsch wirklich und völlig zu befriedigen.

Gleichwol fanden sich auch unter Ferdinands Bundesgenossen manche, denen das Restitutionsedikt nicht gefallen wollte. Nicht nur der Kurfürst von Sachsen, sondern auch der sonst so eifrig katholischgesinnte Kurfürst Maximilian von Baiern widerrieth ihm die Bekanntmachung desselben, mit der Vorstellung, daß ihn solches allgemein in Deutschland verhaßt machen, und viele Bewegungen unter den Reichsständen verursachen dürfte. Aber Ferdinands Stolz auf seine Siege, und sein Eifer für die

katholische Religion ließ sich durch keine Vorstellungen überwinden. Nach den Berichten einiger Geschichtschreiber war der Kardinal Richelieu eigentlich der Mann, der dieses Edikt zur Wirklichkeit brachte, und zwar nicht in der Absicht, dem Kaiser zu nützen, sondern vielmehr zu seinem Schaden. Er, (der Kardinal) wußte, sagen sie, daß der Kaiser mit der Vollziehung seines Restitutionsedikts nie zu Stande kommen würde, sondern daß es ihn in noch mehrere Zwistigkeiten mit den Reichsständen verwikeln würde. Ich will eben nicht zweifeln, daß Richelieu an dem Restitutionsedikte Antheil gehabt; denn die Folgen desselben waren wirklich die welche hier angegeben sind; allein der allem was seine Jesuiten Kezerei nannten äusserst gehässige Ferdinand brauchte keinen Richelieu zum Rathgeber, wenn es darauf ankam die Kezer unter einem frommen Vorwand zu drücken und zu verfolgen.

Die Protestanten des helvetischen Glaubensbekenntnisses waren bei diesem Restitutionsedikte noch schlimmer daran als die augsburgischen Konfeßionsverwandten. Diese leztern waren in den augsburgischen Religionsfrieden ausdrüklich angeführt, iener aber mit keinem Worte besonders gedacht worden. Seit dieser Zeit hatte man die Frage aufgeworfen: ob auch die Reformirten in dem Religionsfrieden begriffen wären? Diese bisher unentschiedne Frage beantwortete izt Ferdinand mit Nein, und schloß die Reformirten von allen Vortheilen, die ihnen der Religionsfriede gewährte,

te, gänzlich aus. Nach dieser Entscheidung konnten sie auf Religionsfreiheit, gleich den übrigen Protestanten nicht den geringsten Anspruch machen, ja der Kaiser konnte sich sogar erklären, daß ihre Religion nicht geduldet werden dürfte. Sie hatten also nachher bei Schliessung des westphälischen Friedens alle Ursache, ernstlich darauf zu dringen, daß ihnen gleiche Vorrechte mit den augsburgischen Konfeßionsverwandten eingeräumt wurden.

Die gewaltsame Vollziehung des Restitutionsedikts wurde nunmehr auch wirklich im Reiche veranstaltet. Nach Augsburg kam eine kaiserliche Commißion, welche die geistliche Jurisdiktion des Bischofs in der Stadt völlig auf den ehemaligen Fuß wieder herstellte, die Evangelischen Geistlichen ihrer Aemter entsezte, und ihnen ihre Kirchen verschloß oder der katholischen Geistlichkeit einräumte. Mehrere Städte musten dieses Schiksal erfahren, weil sie zu schwach waren sich der feindlichen Gewalt zu widersetzen. Daraus entstund aber auch ein allgemeiner Widerwille gegen das despotische Betragen des Kaisers, und selbst die katholischen Stände fiengen izt an, für ihre Freiheit besorgt zu werden.

Während daß die Exekution des Restitutionsedikts von dem Kaiser so gewaltthätig betrieben wurde, feierte die katholische Klerisei auch nicht, sondern bemühete sich um die Wette, das augsburgische Glaubensbekenntniß und den Religionsfrieden in öffentlichen Schriften anzugreifen. Besonders thaten sich die Jesuiten in dieser Sache hervor, wel-

che die giftigsten Lästerschriften wider die Protestanten in die Welt hineinsündigten. Die Evangelischen vertheidigten sich zwar in einer von den kursächsischen Theologen auf Befehl ihres Landesherrn abgefaßten Schrift, betitelt: Nothwendige Vertheidigung des heil röm. Reichs evangelischer Kurfürsten und Stände Augapfels, nämlich der augsburgischen Konfeßion, und des Religionsfriedens 2c. (1604.) Allein ihre Gegner, welche sich itzt unter dem Schirm der siegenden Waffen ihres Beschüzers alle Unanständigkeiten erlauben zu dürfen, glaubten, sezten ihre Angriffe mit der grösten Unverschämtheit fort. Man muß die hieher gehörigen Schriften, wenigstens einen Theil davon, gelesen haben, und kennen, wenn man sich von der Abscheulichkeit dieses Schriftwechsels einen vollkommenen Begrif machen will. Zwar kan nicht geläugnet werden daß man ihnen öfters wieder aus dem Tone antwortete, in welchem sie schrieben: so viel bleibt aber immer wahr, daß dieser Ton doch weit gemässigter blieb, als der gegenseitige. Allein es war den Jesuiten und andern katholischen Verfassern solcher Schriften nicht um die Untersuchung der Warheit, — denn um diese war es ihnen zu keiner Zeit zu thun — noch um die Vertheidigung ihres Glaubens — denn diese mochten sie izt wol selbst für überflüßig achten, da ihn Ferdinand mit dem Schwert so ernstlich vertheidigte — sondern vielmehr darum zu thun, daß die Uneinigkeit und Erbitterung genährt und unterhalten, und die Protestanten allenthalben mit den ver-

verhaßtesten Farben abgemalt, und desto härter verfolgt werden möchten. Sie erreichten auch diese Absicht, so lange das Glük der kaiserlichen Waffen dauerte, in einem hohen Grade. Die Protestanten wurden, wo man die Obergewalt erhielt, auf die grausamste und verächtlichste Wei e behandelt. Es schien beinahe, als ob gar keine Rechte, Verträge und Privilegien vorhanden wären, welche auf sie einige Beziehung hätten. Man spottete ihrer, wenn sie sich einfallen liessen sich auf solche zu berufen, und gab ihnen keinen andern Trost, als den: sie sollten um aller dieser Drangsalen entledigt zu werden, zur alleinseligmachenden katholischen Religion zurükkehren: ein Schritt, den sie desto leichter machen könnten, da sie doch, ohne den Geist der Prophezeihung zu haben, voraussehen müsten, daß sie bald mit den Waffen dazu würden gezwungen werden. So zuversichtlich spottete man der Protestanten, da man noch nicht voraussehen konnte, daß Gustav Adolfs Ankunft in Deutschland die Scene so bald verändern würde.

Vermög des Restitutionsedikts sollte auch das Stift Magdeburg an einen oesterreichischen Prinzen vergeben werden. Die Widersezlichkeit der Magdeburger, welche sich durchaus nicht hierzu bequemen sondern Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, war Ursache, daß diese Stadt oberzähltermassen, von dem kaiserlichen Kriegsheer, auf den Grund zerstört wurde. Schon hatte sich Gustav Adolf dem Kaiser furchtbar genug gemacht: allein der

leztere bezeigte sich deswegen um nichts geneigter, die Sache zu einem Frieden gedeihen zu lassen. Seine Forderungen waren immer noch so herrschsüchtig und stolz wie ehedem, und sein Eifer für die katholische Religion und für sein Restitutionsedikt, war noch eben so unbegränzt. Zwar sezte sich Gustav diesen Absichten mit Muth und Wirksamkeit entgegen, und restituirte, wo seine Waffen die Oberhand behielten, den Protestanten, was man ihnen genommen hatte; allein nicht alle hatten sich des Besizes der ihnen wieder eingeräumten Vortheile lange zu erfreuen, und nicht alle waren glüklich genug, von diesem siegreichen Prinzen gerettet zu werden. Unter diesen leztern war die Stadt Magdeburg ein schröfliches Beispiel, zu deren Entsaz, auf welchen doch die tapfern Bürger dieser Stadt ihr gröstes Vertrauen sezten — Gustav nicht frühe genug herbei eilen konnte. Er wurde zwar durch die grausame Zerstörung Magdeburgs ungemein betrübt und aufgebracht, und fieng nunmehr auch an, die Katholiken strenger als sonsten zu behandeln; allein dergleichen Repressalien waren denienigen Protestanten, welche nicht unter dem Schuze sächsischer oder schwedischer Völker standen, mehr schädlich als nüzlich. Denn wenn sie von kaiserlichen Völkern überfallen wurden, durften sie keiner andern als der härtesten Begegnung gewärtig seyn, und ihre Feinde glaubten dadurch weiter nichts als das Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Das Reich befand sich überhaupt in der kläglichsten Lage, denn der Religionshaß, der unversöhnlichste und

wütendste aller Arten des Hasses hatte Grosse und Kleine, Vornehme und Geringe aufs Aeusserste gegen einander aufgebracht. Es schien nichts anders zu erwarten zu seyn, als daß der Krieg so lange fortdauern würde, bis entweder die eine kriegende Partei die andre völlig unterdrükt hätte, oder bis beiden Theilen die Kräfte mangeln würden.

Man kan sich vorstellen, was es unter solchen Umständen für eine Beschaffenheit mit der Religion und dem Kirchenwesen gehabt habe; da der Zustand der Religionsverfassung eines Landes während eines langdauernden und verderblichen Kriegs — wenn es auch kein Religionskrieg ist — unmöglich so gut und ordentlich seyn kan, als in friedlichen Tagen. Nun war aber dieser leidige Krieg ein Religionskrieg in aller Form, und muste daher auf das Kirchenwesen noch mehrern und schädlichern Einfluß haben. An den Orten an welchen man sich für der gewaltsamen Einführung des Restitutionsedikts eben nicht fürchten durfte, oder dafür versichert zu seyn schien, verfolgte man sich unter einander mit den heftigsten Streitschriften, und unterhielt die Andacht des Volks mit den anzüglichsten Kontroverspredigten; und diese wirkten auf den Laien und gemeinen Mann, wie die Kreuzpredigten in den mittlern Zeiten auf die andächtigen Herzen der frommen Kreuzfahrer, und machten, daß izt Deutsche gegen Deutsche mit eben der enthusiastischen Wut fochten, als iene gegen die Saracenen und Türken gefochten hatten. Diesen Eifer wusten sonderlich die Botschafter des heiligen Stuls,

und die ehrwürdigen Patres von der Gesellschaft Jesu meisterlich zu unterhalten. Die erstern ermunterten die Grossen und Anführer der Kriegsheere durch Lobserhebungen ihres Eifers für die katholische Kirche, durch Versicherung des päbstlichen Beifalls und durch allerlei geweihete Präsente, welche der heilige Vater insgemein denienigen zu verehren pflegt, welche seinen Stul unterstüzen. Die leztern aber, und andere Mönche wendeten ihre ganze Beredsamkeit an, den Kezerhaß des gemeinen Volks anzufachen. Sie verhiessen ihnen Segen in Zeit und Ewigkeit, tausendfachen Ablaß von allen ihren Sünden — die Schandthaten, welche sie in feindlichen Ländern ausübten, wurden ihnen ohnehin gar nicht für Sünden angerechnet — und der ohnehin mit Vorurtheilen gegen Kezerei und Kezer angestekte Krieger raubte und mordete desto gieriger, da er sich bei alle den Gräueln, die er ausübte, doch zu einem lebendigen Heiligen erhoben sahe. Einige Geistliche giengen in ihrem Eifer gar so weit, daß sie sich vor die Armeen stellten, und dieselbe unter beständigen Ermunterungen zur Tapferkeit, gegen den Feind anführten. So führte wie bereits erzählt worden in der Schlacht am weissen Berge, ein Mönch ein zerstümmeltes Gemälde statt einer Fahne empor tragend, die baierischen Truppen gegen die Böhmen an. Aber nicht alle diese geistliche Donquischoten kamen mit ganzer Haut aus dem Schlachtgetümmel: einige ihrer Mitbrüder fanden als Märtirer ihres Fanatismus den Tod auf einer Bahn die sie ohne Beruf betraten.

An

An denienigen Orten, wo man einander wechselseitig bekriegte, und bald diese Partei die Uebermacht hatte, gieng es noch bunter durcheinander. Ueberschwemmten kaiserliche Truppen eine protestantische Stadt oder Land, so war die Exekution des Restitutionsedikts die erste Verrichtung. Sofort gieng es gegen die evangelischen Kirchen los. Sie wurden zum Theil, wenn kein katholischer Gottesdienst darinn angestellt wurde, verschlossen, zum Theil, zumal auf dem Lande, beraubt und zerstört. Die Geistlichen musten sich mit der Flucht retten, und wer nun nicht in die katholische Kirche wollte, der mochte sich, wenn man ihn nicht allenfalls hinein prügelte, ausser derselben behelfen so gut er konnte. War man so beschwerlicher Gäste endlich mit Hülfe seiner bewafneten Glaubensgenossen losgeworden, so muste man den vorigen Gottesdienst mit vielen Kosten und Unbequemlichkeiten wieder herstellen, und er wurde oft lange genug sehr tumultuarisch gehalten. — Kamen schwedische Truppen in ein katholisches Land, so hatte man sich zwar für keiner Restitutionsediktsvollziehung zu fürchten, — wenn man nicht protestantischen Mitbürgern etwas vermöge des Restitutionsedikts abgenommen hatte; — aber bei den starken Kontributionen, welche man eintrieb, muste sich auch die Klerisei und die Klöster besonders gefallen lassen, aus ihren wolversehenen Kassen mildere Beiträge zu thun, als sie vielleicht ihren katholischen Bundesgenossen zur Ausrottung der Ketzerei würden bewilligt haben. Dieienigen, welche sich gegen die Protestanten

gröblich vergangen hatten, wurden strenger als andre behandelt.

Am schlimmsten befanden sich die Protestanten in den Ländern des Kaisers. Eine ausführliche Geschichte ihrer verschiednen Schiksale in diesen Landen ist Stof genug für ein eignes Werk, und die Erzählung derselben liegt folglich ausser unsrer Sphäre. Also begnügen wir uns zu erwähnen, daß sie unter Ferdinand dem II. ungleich härtere Drangsale auszustehen hatten, als unter irgend einem von seinen Vorfahrern seit Ferdinand dem I. Ferdinanden den II. verdroß es äusserst, daß seine Vorfahren, besonders Maximilian der II. den Protestanten so viel eingeräumt hatten. Nach seiner Meinung hätte man ihnen Nichts, gar nichts einräumen sollen, folglich war das, was sie erhalten hatten, in seinen Augen sehr viel, obgleich schon unter seinem nächsten Vorfahrer, dem Kaiser Matthias, von diesem Etwas ein beträchtlicher Theil verloren gegangen war. Er mißbilligte nun alles was seine Vorfahren ihnen zugestanden hatten; es mochte nun Nachsicht, oder ausdrükliche Vergünstigung seyn, und faßte den ernstlichen Vorsaz, bei seiner Thronbesteigung in Oesterreich eben so strenge, als vormals in Steiermark, zu reformiren. Der Ausbruch der böhmischen Unruhen nöthigte ihn zwar, die strenge Ausführung seines Entschlusses ein wenig beiseite zu sezen; aber eben das Treffen, welches das Schiksal der Böhmen entschied, entschied auch das Schiksal der evangelischen Oesterreicher. Das Restitutionsedikt

ließ

ließ ihnen klärlich lesen, daß es nunmehr um ihre freie Religionsübung geschehen sei, denn da ihr Herr dieses Edikt im gesammten deutschen Reich befolgt haben wollte, so konnten sie, als seine gebornen Unterthanen voraussehen, daß er mit ihnen ohne Schonung verfahren würde. Dieses geschahe auch, unter beständigem Protestiren und Bitten der oesterreichischen Landstände, auf welches beides aber sehr wenig geachtet wurde, und die ihres Bekenntnisses wegen bedrängten Protestanten waren izt von mehr als einer Seite unglüklich. Ihres freien Gottesdienstes waren sie nunmehr beraubt. Wer dieser Religionsübungen nicht entbehren, und doch nicht zur katholischen Religion zurükkehren wollte, der konnte — allenfalls, aber nicht allemal, wenn er wollte — auswandern; aber wohin in einem Lande welches der Krieg allenthalben unsicher machte? Ein Theil des Landvolks wurde zwar durch die Strenge Ferdinands und seiner Pfaffen und Räthe aufs äusserste gebracht, und wagten eine Empörung. Diese aber dämpfte der Kaiser auch endlich theils durch seine österreichischen Landtruppen, theils durch einen Theil der Völker seiner Bundsgenossen, des Kurfürsten Maximilian von Baiern: und nun wurden sie, als Empörer gegen ihren Landesherrn, noch weit härter behandelt als bisher geschehen war. — Ausführlichere Nachrichten von den Schiksalen der Protestanten in Oesterreich findet man in Raupachs bekanntem Buche: Evangelisches Oesterreich; und derienige welcher dieses izt seltne Buch nicht bekom-

kommen kan, in der Geschichte der Protestanten in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, welche Herr Hospitalprediger Waldau in Nürnberg 1774. in zween Bänden herausgegeben hat.— Endlich entschloß sich Ferdinand der II. die Protestanten, weil er sie auf keine Art zu bekehren vermochte, aus seinen Landen zu verbannen. Im Jahre 1627. ließ er allen Amtleuten in Oberoesterreich ingleichen allen evangelischen Rittern und Herren befehlen, entweder zur alten Religion zurükkehren, oder innerhalb drei Monaten sich aus dem Lande zu begeben. Der nämliche Befehl wurde auch bald hernach in Niederoesterreich bekannt gemacht, und aller Gegenvorstellungen ohngeachtet, nach aller Strenge vollzogen. Den protestantischen Predigern wurde angedeutet, daß dieienigen, welche sich über den gesezten Termin im Lande aufhalten würden, gebunden nach Wien geliefert, und zum Vestungsbau verurtheilt werden sollten. Um sie recht verhaßt zu machen, schilderte man sie, als Leute, welche die Unterthanen zu Empörungen wider ihre Landesobrigkeit verleiteten, und grif wieder nach der alten Leier, daß sie unter sich selbst unfriedsam und uneinig wären. Zu dieser lezten Beschuldigung musten auch die evangelischen Prediger in den oesterreichischen Staaten Gelegenheit geben, weil einige unter ihnen den bereits angeführten Kryptokalvinismus einführen wollten; die andern hingegen sich ihnen eifrig widersezten. Auch der Kaiser Ferdinand der III. war nicht gütiger gegen seine nichtkatholischen Unterthanen gesinnt, als sein

Vater.

Vater. Er bestätigte nicht nur dessen Befehle, in Kraft deren keine andre als die römischkatholische Religion geduldet werden sollte, sondern er veränderte auch diese Befehle im Punkte der Auswanderung dergestalt, daß diese Aenderung den Protestanten empfindlicher fallen muste als selbst das Verbannungsdekret Ferdinands des II. Nach denselben waren viele Oesterreicher, unter welchen Personen aus vornehmsten Familien waren, ausgewandert, und hatten sich nach Oberdeutschland gewendet, und meistens dortige Reichsstädte zu ihrem Aufenthalt erwählt. Man hatte sie ungehindert ziehen lassen, und ihnen erlaubt, zuweilen auf einige Zeit in ihr Vaterland zurük zu kehren, und die Einkünfte ihrer Güter zu erheben. Da aber auch der König Gustav Adolf ein mit dem Verbannungsdekret Ferdinands des II. gleichzeitiges Manifest hatte bekannt machen lassen, worinnen allen in Deutschland und an andern Orten um der Religion willen verfolgten und vertriebnen Protestanten gnädige Aufnahme und Versorgung angeboten ward *) so bekam es auch das Ansehen, als ob auch einige nach Schweden, und namentlich nach Ingermannland, das Gustav Adolf kurz zuvor unter seine Gewalt gebracht, und besser anbauen wollte, auswandern würden. Dieses machte Ferdinanden und seine Minister, welche eine für Oesterreich nachtheilige Entvölkerung fürchteten, aufmerksam, und bestimmte sie endlich, das weitere Auswandern zu verhindern. Den schon Ausgewanderten wurde der fer-

*) Salig. T, II. p. 305.

fernere Genuß ihrer Güter verweigert, und den Oesterreichern alles Reisen nach Ungarn, wo noch viele ihrer Glaubensbrüder waren, scharf verboten. Der Urheber dieser Anstalten war der bereits bekannte Kardinal Klesel, welchem das Auswandern gar nicht gefallen wollte. Er meinte: „Man verliere per mandatum emigrationis dem Landesfürsten die Liebe, das Geld, und viel Seelen.“ Den lezten Verlust suchte er folgendermassen zu verhindern: „Wenn man die Leute im Lande ohne Re„ligionsübung und Schulen ließ, auch bei ihrer Re„ligion, so würden die Kinder katholisch werden, „und also die ganze Posterität in infinitum katho„lisch bleiben, das Geld nicht aus dem Lande ge„führt, und der Landesherr nicht so verhaßt ge„macht werden.„ Dieser feine seines Urhebers würdige Rath würde zwar befolgt, aber die Absicht die man dabei hatte, doch nicht erreicht. *)

Der Geist der mystischen Theologie und der Schwärmerei, der Schwenkfelden im vorigen Jahrhunderte beseelt hatte, konnte auch durch den Druk und Drang der Zeiten des dreissigjährigen Kriegs nicht unterdrükt werden. Ja, seine Freunde, die sich unter dem Geräusch der Waffen ruhig hielten, wurden weit weniger als sonst in ihren stillen Versammlungen gestört, da ihre erklärten Gegner, die orthodoxen lutherischen Geistlichen bei ihren heftigen Streitigkeiten mit den Jesuiten und katholischen Lehrern mehr zu thun hatten, als daß sie, die izt selbst laut für Kezer gescholten wurden, andere hätten

*) Salig. T. II. p. 307. 308.

hätten verketzern können. Ja man sagt, daß sich in diesem unruhigen Zeitraum die verschiedenen Meinungen in Religionssachen mehr als iemals häuften, und die Polemik mit verschiedenen neuen Ketzernamen bereicherten. So unmöglich fiel es Ferdinand dem II. seinen sogenannten Reformationsplan zu realisiren!

Unter den Schwärmern im eigentlichen Verstande nahm sich ein gewisser Johann Warner vorzüglich aus. Er war von geringer Herkunft, und kein Gelehrter. Er hielt sich, da er verfolgt wurde einige Zeit bei der schwedischen Armee auf. Dieser Mann bekam um die Zeit des Prager Friedens Visionen, worinnen Gott ihm die gegenwärtige Lage der Sachen und die zukünftigen Begebenheiten, wie er sich einbildete, in Bildern, wie dem Propheten Daniel, oder dem Verfasser der Apokalypse, zu wissen machte. *) Seine Visionen betrafen meistens den Prager Frieden, die Schädlichkeit desselben für die Protestanten, und die Anschläge Ferdinands und seiner Bundsgenossen und Räthe wider die evangelische Lehre. Er ward sogar einmal im Geist von einem Engel in die Wiener Burg, und in das Zimmer geführt, wo Ferdinand geheimen Rath hielt, und wohnte solchergestalt den Berathschlagungen der kaiserlichen Minister zweimal, ohne bemerkt zu werden bei. Da er seine himmlischen Offenbarungen durch den Druk bekannt machte, erregte er bald grosses Aufsehen. Ein Paar lutherische Prediger, Helden in der Polemik, machten

*) Seine Beschreibung etlicher Visionen ꝛc. kam ohne Benennung des Druckorts 1638 in 4. heraus.

ten sich über den armen Träumer — denn der Geist nöthigte ihn, wenn er eine Offenbarung bekommen sollte, sich niederzulegen, und schmiß ihn nieder, wenn er nicht in der Laune zum Niederlegen und zum Prophetenwesen war — grimmiglich her und bekomplimentirten ihn nach polemischer Sitte, mit einer ganzen Lage von Schimpfwörtern. Gegen unbillige Behandlungen war nie ein Prophet so gleichgültig, daß er sie mit grosmüthiger Verachtung stillschweigend erdulden könnte: er muß wenigstens die Verstockung derienigen, die seinen Beruf nicht anerkennen wollen, bitterlich beseufzen. Warner fand es also auch unanständig, daß man seine guten Absichten verkennte, und mit einem Propheten eine solche Heringsweibersprache redete. Er vertheidigte sich, behauptete die Warheit seiner Visionen — wie ihm dann, da er wahrscheinlicher Weise eine lebhafte Einbildungskraft besaß, und an den damaligen Begebenheiten vielen Antheil nahm, das Zeug wol mag geträumt haben — berief sich auf seinen unbescholtenen Wandel, der nicht verlästert werden könne, brachte Zeugnisse desselben bei, und gerieth darüber mit den beiden Federfechtern in einen Schriftwechsel, der sich damals ziemlich wichtig machte. — Izt sind Don Quixotens Windmühlen in besserm Andenken als diese lächerliche Fehde.

Die Bemühungen derienigen, welche al.. zum Theil vergessene Schriften, aus den Zeiten des schmalkaldischen Kriegs wieder auflegen liessen und unter die Leute brachten — dies geschah auf Sei-

ten

ten der Evangelischen vielfältig — verdient überhaupt wenig Tadel, und in solchen Zeiten, in welchen die Jesuiten Himmel und Erde zur Ausrottung derienigen, die es nicht mit ihnen hielten, in Bewegung zu sezen suchten, gar keinen. So wurde unter andern Luthers Warnung an seine liebe Deutschen, wessen sich dieselbige im vorfallenden Religionskrieg zu verhalten, wieder aufgelegt. *) Luther hatte diese Schrift im Jahre 1531. da man bereits einen Religionskrieg zu fürchten anfieng, dem Druk übergeben, und der ganzen deutschen Nation zu zeigen gesucht, wie wenig sie Ursache hätte, das Interesse der katholischen Klerisei zu verfechten, inmassen sie von derselben von ie her gedrükt und betrogen worden wären. Er stellt ihnen vor, daß sie keineswegs sich zu bessern gedenke, welches er freilich nur mit einzelnen Reden einzelner Personen beweiset, und daß sie, wenn sie Leute beschüzten und vertheidigten, welche ihren Schuz und Beistand nur darum verlangten, damit sie in ihren Lastern ungehindert fortleben könnten, sich vielmehr dieser Laster dadurch theilhaftig machen, als Gottes Gnade und die Vergebung der Sünden erwerben würden. Eine Schrift wie diese, in den nämlichen Zeitpunkte vom neuen unter die Presse gebracht, war allerdings nicht überflüssig, wenn sie sich gleich nicht ausdrüklich auf die vorwaltende, sondern auf die ehemalige Lage der

*) Unter andern 1631. ohne Drukort. Eine Ausgabe in welcher die stärksten und passendsten Stellen mit andrer Schrift gedrukt sind.

der Sachen bezog. Zuweilen wurden ähnliche Schriften von den Herausgebern mit Anmerkungen und Anwendungen auf die gegenwärtigen Zeiten vermehrt und erläutert. Ueberhaupt wäre eine vollständige Sammlung aller Schriften zur Geschichte der Religionsangelegenheiten, und Begebenheiten, während der Periode des dreissigiährigen Kriegs, nicht weniger, als irgend eine Schriftensammlung, die man sich gedenken kan, Zierde einer Bibliothek, und ungemein brauchbarer Apparat für dieienigen, der die Kirchengeschichte dieses so unruhigen und merkwürdigen Zeitraums gründlich studiren, oder ausführlich beschreiben wollte.

Als endlich der König Gustav Adolf bei Lützen blieb, sank die Hofnung der Partei, welche er genommen hatte, um ein Grosses. Allenthalben beseufzte, allenthalben beklagte man diesen Verlust und die vielen Schriften dieses Innhalts, beweisen genugsam, wie schmerzlich er fiel. Gustav war schon um seines edlen Charakters willen einer allgemeinen Klage werth; aber das Gefühl, wie groß dieser Verlust, wie schwer er zu ersezen sei, war es, was izt die Traurigkeit seiner Freunde verdoppelte, und ihren Muth niederschlug. Sie hatten wirklich fast noch mehr verloren, als ehedem die schmalkaldischen Bundesgenossen durch die Gefangenschaft ihrer beiden Bundeshäupter. Das schwedische Heer stand zwar noch im Reich, allein wie leicht hätten ein Paar unglükliche Haupttreffen der Sache die gefährlichste Wendung geben können?

Die

Die erneuerte Allianz zwischen Schweden und Frankreich gab zwar auch neue Hofnung: allein der Umstand, daß sich Kursachsen von seinen bisherigen Alliirten trennte, und, so sehr es auch der schwedische Reichskanzler Oxenstiern zu verhindern suchte, mit dem Kaiser seinen besondern Frieden schloß, vermehrte die Bedenklichkeiten. Da dieses zu Prag geschlossenen Friedens bereits Meldung geschehen ist, so wollen wir izt nur derienigen Hauptpunkte desselben Erwähnung thun. welche sich auf Religionssachen beziehen. Der passauische Ver- Vertrag wurde hier zur Gränze des Restitutionsedikts gesezt. Die mittelbaren Stifter, welche noch vor dem passauer Vertrag waren eingezogen worden, sollten angesehen und behandelt werden, wie es in dem Religionsfrieden war ausgemacht worden; dieienigen hingegen, welche nach diesem Vertrage waren reducirt worden, sollten noch vierzig Jahre in dem Zustande bleiben, worinn sie durch das Restitutionsedikt waren versezt worden. Dieser Artikel mißfiel den evangelischen Ständen vor allen, weil sie geheime, ihnen nachtheilige Absichten des kaiserlichen Hofs darinn zu finden behaupteten. Ihr Mißvergnügen entstand vornemlich aus dem Grunde, weil Kursachsen sich alle Mühe gab, diesen mit dem Kaiser geschlossenen Frieden zum Allgemeinen zu machen, und sich dadurch die Beschuldigung zuzog, als habe es sich das Direktorium über die sämmtlichen Angelegenheiten der evangelischen Stände anmassen wollen. Diese Beschuldigung wurde durch die schwedischen Minister vergrössert, für welche es gar nicht vortheilhaft

gewesen wäre, wenn dieser Traktat von allen evangelischen Reichsständen wäre genehmigt worden. Es kan auch niemand in Abrede seyn, daß Kursachsen diesmal mehr sein eignes Privatinteresse, als die Angelegenheiten seiner Bundsgenossen, und die Sache der Religion in Betrachtung zog, und theils aus Politik, weil der Ausgang des Kriegs noch zweifelhaft war, theils aus Privatleidenschaft, weil der Kurfürst wirklich das erwähnte Direktorium suchte, bei Gustav Adolfs Leben sich nicht getraute es zu verlangen, und äuserst verdrüßlich war, daß es Axel Oxenstiern nach dem Tode des Königs ohne weiters übernommen hatte. Denn auch dieses war eine von den Motiven, warum sich Sachsen diesesmal von seinen Alliirten trennte.

So verhaßt hatte sich im vorigen Jahrhundert der Kurfürst Moriz von Sachsen durch seine Verbindung mit Karln dem V. kaum gemacht, als diesmal der Kurfürst Johann George. Die bereits erwähnten Beschuldigungen gegen ihn, wurden mit vieler Bitterkeit in die Welt hinein geschrieben. Daß Warner, der Prophet, mit diesem Frieden gar nicht zufrieden war ist bereits erzählt worden. Andre, nicht Propheten wie er, bedienten sich zur Verschreiung dieses Traktats alter Prophezeihungen, Cario's, Lichtenbergers, u. d. g. und wußten dieselbe meisterlich zu deuten. Wir wollen uns weder darüber verwundern noch die Sache lächerlich finden, da der Einsturz von Messina in unsern aufgeklärten Zeiten ähnliche Albernheiten hervorgebracht hat. Aber ernsthaftere

und

und gründlichere Einwendungen wurden gegen den Prager Frieden gemacht, von Männern, deren Einsichten in die Politik überhaupt und in die deutsche Staatsverfassung nicht zu verachten waren, und deren Eifer für das Religionssystem, zu dem sie sich bekannten, ihrem Herzen Ehre macht. Man kannte den ausschweifenden Religionseifer Ferdinands des zweiten allgemein, und wußte, daß er sich mehr von der päbstlichgesinnten Geistlichkeit als von Staatsräthen, welche weise Mäßigung liebten, regieren ließ. Von seiner Begierde, eine unumschränkte Herrschaft über Deutschland zu erlangen, glaubte man aus seinem Verfahren überzeugt zu seyn; folglich erregte ieder neue Bundsgenosse, den er bekam, ieder einzelne Fürst des Reichs der mit ihm sich vertrug, neue Bedenklichkeiten; weil man voraussehen konnte, daß es, falls es ihm gelingen sollte, die souveraine Herrschaft an sich zu reissen, mit der Religionsfreiheit ganz zuverlässig am Ende seyn würde. Von dem Kurfürsten von Sachsen hatte man es am allerwenigsten erwartet, daß er diesen Schritt thun würde, und da endlich mehrere Reichsstände, die ihre Schwäche fühlten, und sich für der Macht des Kaisers fürchteten, dem prager Frieden beitraten, so konnte man niemand anders die Schuld dieser Zaghaftigkeit beimessen, als dem Kurfürsten von Sachsen, der, mächtiger als sie, ihnen mit seinem Beispiel vorgegangen war. Man dachte nicht daran, daß er, ein Herr, von dem man überhaupt weiß, daß er weniger entschlossen und standhaft gewesen als seine Vorfahren, sich

eben sowol für der Uebermacht gefürchtet habe, als jene: daß er augenscheinlich gezwungen sich mit Schweden vereinigt habe; daß sein Land durch den Krieg sehr mitgenommen war, und daß er folglich lieber das Gewisse für das Ungewisse nehmen, und seinen eignen politischen Grundsätzen — freilich nicht zum Vortheil der Religionsfreiheit — folgen, als die schwedischen Prätensionen, die immer noch von dem kaiserlichen Hofe verworfen wurden, weil sie zu hoch gespannt schienen, unterstüzen wollte. Wie kan der für seine Religion Eingenommene, der den gänzlichen Verfall derselben vor sich zu sehen glaubt, politische Gründe seines Glaubensgenossen, von dem er gleiche Gesinnungen erwartet, annehmen, wenn dieser sein Religionssystem zu verrathen scheint. Selbst wahre Klugheit wird er Zaghaftigkeit, und Nachgiebigkeit Verrath nennen. So nennte man nun auch den prager Frieden einen für ganz Deutschland unglüklichen, ungerechten und der deutschen Freiheit höchst nachtheiligen Traktat, und der Kurfürst von Sachsen wurde in einigen Schriften, die dieses behaupteten, sehr heftig angegriffen. *)

Dieser Abscheu eines beträchtlichen Theils der deutschen Nation, und die kriegerischen Unternehmungen der Franzosen und Schweden verhinderten, daß der Prager Friedensschluß nicht zu einem allgemeinen Religionsfrieden gemacht werden konnte,

*) JVSTI ASTERII Deploratio pacis Germanicae etc. tam infauste quam iniuste initae, Par. 1636. f. VINDICIAE secundum libertatem Germaniae etc. contra pacificat. Pragensem, 1635. 4.

te, und solchergestalt verlohr er wo nicht alle, doch die meisten schädlichen Einflüsse auf das evangelische Kirchenwesen in Deutschland. Die Unordnung in demselben, die bereits beschrieben worden, dauerten aber dennoch fort, biß endlich der Sieg, den die Schweden bei Witstock erfochten die kaiserliche Partei geneigt machte, sich in anderweitige Friedenshandlungen einzulassen, und selbst der heilige Vater, der bißher sein Aeusserstes gethan hatte, den Kaiser von allem günstigen Verfahren gegen die Protestanten abzurathen — eine überflüssige Bemühung, die er sich bei Ferdinand dem II. nicht hätte machen dürfen, — fieng izt an an der Erfüllung seiner Wünsche zu zweifeln.

Nach langen Unterhandlungen kam endlich der gewünschte Religionsfriede zu Osnabrük und Münster zu Stande. Hier brachten es endlich die durch das Restitutionsedikt gewizigten Reformirten dazu, daß sie in den Frieden eingeschlossen wurden und gleiche Religionsfreiheit mit den Evangelischlutherischen erhielten. In Ansehung der geistlichen Güter wurde eine Norm festgesezt, vermöge welcher alle geistliche Güter, Stiftungen und Rechte in den Stand, in welchem sie sich im Jahre 1624. vom 1 Januar dieses Jahrs an gerechnet, befunden hätten, wieder hergestellt, oder dafern sie keine Reduktion erlitten hätten, dabei gelassen werden sollten. Auch sollten alle Streitigkeiten beiderseitiger Glaubensgenossen in kirchlichen Sachen nach dieser Norm beurtheilt und entschieden werden. Die katholi-

tholischen Stände wollten anfangs lange nicht daran, daß das Normiahr (annus, dies &c. decretorius) so weit zurükgesezt werden sollte, sondern hätten lieber gesehen, daß man das Jahr 1629. in welchem das Restitutionsedikt publicirt worden war, dazu bestimmt hätte weil sie dadurch grosse Vortheile würden erhalten haben. Den Evangelischen aber war es nicht einmal weit genug hinausgesezt, sondern sie verlangten durchaus das Jahr 1618. Endlich gedieh es doch dahin, daß beide Parteien etwas nachgaben und so wurde dann das Jahr 1624. beliebt. Wir merken diesen Umstand mit dem Normiahre, dessen bereits Meldung geschehen, blos deswegen an, weil er in der Folge doch vielen Anlaß zu Streitigkeiten im Betref geistlicher Güter und Stiftungen gegeben, indem die katholischen Stände zu viel nachgegeben zu haben glaubten, und daher dieses Normiahr vielfältig überschritten. Ihre Vorwände hierzu waren schon in ihrer ersten Grundlage nichtig und unstatthaft. Denn wenn man annimmt, daß iede Partei eine gleiche Anzahl Jahre hätte nachgeben sollen, und eine Disproportion suchen will, so findet sich diese eher auf Seiten der Evangelischen als der Katholischen, und die erstern gaben also wirklich mehr nach. Ausserdem war einmal der 1 Jenner 1624. in dem Friedensinstrument als der entscheidende Tag festgesezt, und darf folglich weder überschritten noch zurükgesezt werden, ohne weitere Rüksicht auf die Parteien, es mag nun die eine oder die andre zu viel oder zu wenig nachgegeben haben.

So

So wurde durch den westphälischen Frieden zwar die allgemeine Ruhe in Deutschland, wieder hergestellt, und das Reich von fremden Völkern befreiet, in Religionssachen aber dauerten die Streitigkeiten von Zeit zu Zeit fort. Der Kaiser Ferdinand der III. hielt im Jahr 1654. einen Reichstag zu Regensburg auf welchem viele wichtige Angelegenheiten vorgenommen wurden. Auf eben diesem Reichstage beschwerten sich die evangelischen Stände wegen der vielfältigen Uebertrettungen des Normiahrs von Seiten der Katholischen, welche sich zum Theil weigerten, die Normgemäße Restitution der Kirchen und geistlichen Güter zu vollziehen. Besonders brachten sie wider den Bischof von Hildesheim und wider die damaligen Grafen von Löwenstein, Beschwerden an. Der erste hatte den Kapuzinern ein Kloster eingeräumt, das sie im Jahr 1624. nicht besessen hatten, und die leztern wollten, wider die festgesezte Norm den katholischen Gottesdienst zu Wertheim einführen. Die Beilegung dieser Beschwerden beschäftigen die beiderseitigen kur- und fürstlichen Direktoria sehr. Vermöge des westphälischen Friedens konnte man die Evangelischen mit ihren gegründeten Beschwerden nicht schlechterdings von der Hand weisen, weil in diesem Falle neue Unruhen zu befürchten waren; und doch wollte man katholischer Seits, solche eifrige Glaubensgenossen, als der Bischof und die Grafen waren, doch nicht ganz leer ausgehen lassen, und ihnen völlig Unrecht geben. Nach vielen Berathschlagungen wurde endlich das sogenannte Si-

multaneum, oder die gemeinschaftliche Uebung der katholischen und evangelischen Religion in Vorschlag gebracht.

Obgleich dieses Simultaneum auf dem regensburger Reichstage 1654. noch nicht ausgemacht wurde, so will ich doch meinen Lesern hier eine kurze Erläuterung davon geben, um den Raum des folgenden Bändchens, das ohnehin an merkwürdigen Begebenheiten sehr reichhaltig seyn wird, zu schonen. Das Simultaneum ist eine gemeinschaftliche Uebung der katholischen und evangelischen Religion, an solchen Orten wo die Restitution der Kirche an die eine oder andre Parthei in Rüksicht auf das angezeigte Normaliahr der einen von der andern streitig gemacht wird. Dieses Simultaneum findet man hauptsächlich an solchen Orten, wo evangelische Unterthanen deren freie Religionsübung durch den westphälischen Frieden bestätigt werden, Unterthanen eines katholischen Fürsten oder Herrn sind. Man findet zwar auch an solchen Orten, wo die evangelische Religion die herrschende ist, und die Katholiken eine Kirche haben, zuweilen eine Art von Simultaneum in Ansehung des Gottesdienstes in derselben; welches aber weder von besondrer Bedeutung noch Folgen ist. Die Ausübung des Simultaneums geschieht auf verschiedene Art. 1) An solchen Orten wo mehr als ein evangelisches Gotteshaus ist, und eines davon, zum Beispiel, eine sogenannte Nebenkirche, eine Schloßkapelle ꝛc.

auf

auf welche die Evangelischen iedoch vermöge der Norm des westphälischen Friedens Ansprüche machen können, von dem Landesherrn den Katholischen zum öffentlichen und beständigen Exercitium ihrer Religion eingeräumt worden ist, daß also an einem solchen Orte beide Religionsparteien zu gleicher Zeit in verschiedenen Gotteshäusern ihren Gottesdienst halten. Diese Gattung, welche sich von der gemeinschaftlichen Uebung an solchen Orten wo beide Religionsparteien ihre eigenthümlichen Gotteshäuser haben blos dadurch unterscheidet, daß die eine Partei auf die Kirche der andern Ansprüche macht, ist weit friedsamer als die zweite, vermög welcher 2) beide Religionen in einer und ebenderselben Kirche ihren Gottesdienst halten, und zwar a) entweder miteinander, so daß entweder der katholische Gottesdienst vor dem evangelischen, oder dieser vor ienem gehalten wird, oder auch wol beide in der Zeit abwechseln. Oder b) abwechselnd, da die eine Partei eine Woche und die andre die folgende Woche die Kirche innen hat, und ihren Gottesdienst darinnen hält; eine Abwechselung die an manchen Orten ungleich eingerichtet ist, so daß die eine Partei öfter als die andre ihre Religionsübung anstellen darf.

Dieses Simultaneum war von ieher und ist leider! noch eine ergiebige Quelle von Religionsstreitigkeiten, und der Ort, wo es eingeführt ist, der Tummelplaz des Religionshasses. Und man darf nur einen Blik auf die Verfassung solcher Orte

te werfen, um einzusehen, daß es schier nicht anders seyn kan. Der katholische Landesherr, dessen Religionseifer wünscht, daß ein solcher Ort nach und nach ganz von evangelischen Einwohnern entblöst werden möchte, räumt den Katholischen die sich daselbst niederlassen wollen, allerlei Vorrechte zum Nachtheil der alten Einwohner ein. Der katholische Geistliche ist oft ein eifriger Kontroversprediger oder Bekehrer der Unkatholischen, oder wenn er es auch nicht ist, so sucht er doch seine Pfarrrechte, nach deren Gültigkeit oder Unstatthaftigkeit er gleichviel fragt, weil ihn sein katholischer Landesherr eingesezt hat, auszudehnen so weit er kan. Der evangelische Prediger ist zwar hier, wo man ihm dafür tausendfachen Verdruß machen kan, äuserst selten ein Kontroversist oder Polemiker. Aber er muß doch in Fällen, wo die mächtigere Partei den Punkten des Simultanvertrags zu nahe tritt, seine und seiner Gemeine Rechte behaupten und kan sich folglich Irrungen und Protestationen, so gerne er auch wollte, nicht entziehen, wenn er mit den Seinigen nicht allenthalben will verdrängt werden.

Das Simultaneum ist also unter andern noch immer eine gewaltige Verhinderung der heutigen so hochgepriesenen Toleranz. Die Früchte die es hervorgebracht, beweisen dieses zur Genüge. Wir dürfen in der Geschichte unsers Jahrhunderts nicht bis auf die Irrungen wegen des Osterfestes zurükgehen, welche das Simultaneum verursachte; wir treffen in dem

lezturükgelegten Decennio noch genug dergleichen an, und das angetretene hat sich auch schon durch einige ausgezeichnet. Geist der Intoleranz und des Religionshasses, wenn wirst du aufhören die Menschen zu peinigen!

Berichtigungen.

S. 9. Z. 14. statt Breitenfeld, lies Lützen.

Anmerkung zu S. 13. Z. 16.

Dies gilt auf einer Seite besonders vom Petrus Baptista Burgus dessen Mars Sueco-Germanicus S. .e Commentarii de bello Suecico, Leod. 1643.) das Lob eines unparteiischen Geschichtbuchs verdient, und auf der andern von Friedrich Spanheim, dessen Soldat Suedois, (1633. 8.) noch zuverlässiger ist, als seine von mir öfters angeführten Memoires, in welchen er sich bei aller seiner historischen Unparteilichkeit zu sehr als Deducent, der kurpfälzischen Rechte und Ansprüche zeigt. Weder von Khevenhüllers Annalen, noch von Harte's Leben Gustav Adolfs kan man das nämliche sagen. Wer sich die Mühe giebt den erstern Schriftsteller mit andern Geschicht-

schrei-

schreibern des dreissigiährigen Kriegs, selbst mit Katholiken zu vergleichen, wird finden, daß man eben nicht nöthig hatte, aus seinen Jahrbüchern ein Staatsgeheimniß zu machen. Und was den zweiten Schriftsteller betrift, so ist die deutsche Ausgabe mit **Böhmens** Anmerkungen ein redender Beweis, wie sehr der stolze Britte der Verbesserungen seines aufrichtigen, gelehrten und akkuraten deutschen Kommentators bedurfte.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Truckenbrot, Michael, / Galletti, Johann Georg August, / Bock, Christoph Wilhelm,

Geschichte der Deutschen für die Jugend

Bd.: 7

Nürnberg 1786

Germ.g. 149-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10047675-8
VD18 80117538-001